32101 068578242

Digitized by Google

Schol. Gustrov.

1829

M Tandsf.

PRINCETON UNIVERSITY
LIBRARY

WILTON LLOYD-SMITH
CLASS OF 1916
MEMORIAL FUND

Die Geschichte der Deutschen.

Für die reifere Jugend und zum Selbstunterricht faßlich beschrieben

von

D. Wolfgang Menzel.

Zweyter Band.

Das Mittelalter.

Zwei swert liez Got in ertriche zu beschirmene dy cristenheit, dem pabeste das geistliche, dem keiser das werltliche.

Sachsenspiegel.

Zürich,
Geßnersche Buchhandlung.
1825.

Inhalt.

Zweyter Zeitraum.

Das Mittelalter.

Achtes Buch.

Aufsteigen des Mittelalters.

Neuntes Buch.

Die Karolingischen Kaiser.

Zehntes Buch.

Die Sächsischen Kaiser.

Elftes Buch.

Die salischen Kaiser.

Zwölftes Buch.

Die Schwäbischen Kaiser.

Dreizehntes Buch.

Höhe des Mittelalters.

Vierzehntes Buch.

Die Luxenburgischen Kaiser.

Zeittafel
zum ersten Bande.

Das heidnische Alterthum.

Von den ältesten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen.

Jahre vor Christo	
	Herkunft der Deutschen aus Asien.
	Aelteste Religionskriege.
513	Darius Zug gegen die Scythen.
	Völkerzüge in Deutschland.
390	Brennus in Rom.
278	Brennus vor Delphi.
113	Kimbern und Teutonen.
102	Schlacht bey Aix.
101	Schlacht bey Verona.
	Suevenbund.
58	Ariovist besiegt.
58—53	Cäsar am Rhein, Unterwerfung der Belgen.
	Römische Provinzen am Rhein. Kriegsdienste der Deutschen in Rom.
12—9	Drusus Züge ins innre Deutschland.
	Auszug Marbods und der Markomannen.
8	Tiberius in Deutschland.
6	Domitius in Deutschland.
	Varus an der Weser.
Jahre nach Christo	
9	Schlacht im Teutoburger Walde.
15—17	Armin gegen Germanikus.
	Armin gegen Marbod.
28	Empörung der Friesen.
	Verfall Niederdeutschlands, Italicus.
69, 70	Der batavische Freiheitskrieg. Civilis und Velleda.
	Dacien unterworfen. Römische Herrschaft disseits der Donau und des Rheins.

Jahre nach Christo	
162 — 180	Innre Kriege der Deutschen. Gothenzüge.
	Der Markomannenkrieg.
	Alemannen, Franken, Sachsen. Christenthum unter den Gothen.
245 — 270	Züge der Gothen nach Griechenland und Kleinasien.
259	Krokus der Alemannen.
	Kriege der Franken und Alemannen am Rhein und in den Alpen.
325	Concilium zu Nicäa.
356	Niederlage der Alemannen bey Straßburg unter Chnodomar.
	Das große Gothenreich des Hermanarich.
	Weltsturm der Hunnen.
378	Große Völkerschlacht bey Adrianopel.
396	Alarich in Griechenland.
405	Radagais in Italien.
407	Burgunder, Vandalen, Alanen, Sueven in Gallien und Spanien.
409	Alarich in Rom.
415	Westgothenreich an den Pyrenäen.
	Alemannen in den Alpen.
	Burgunder bey Worms.
	Salisches Gesetz.
420	Königthum unter den Franken. Faramund.
429	Vandalen in Afrika. Genserich.
450	Sachsen in England. Hengist und Horsa.
	Etzel (Attila) die Geißel Gottes.
451	Schlacht bey Chalons.
455	Genserich in Rom.
476	Untergang des römischen Reichs. Odoaker.
	Franken in Gallien. Chlodwig.
486	Schlacht bey Soissons.
493	Ostgothen in Italien. Dietrich von Bern.
	Burgunder an der Rhone. Gundebald.
496	Schlacht bey Zülpich.
531	Untergang des Thüringischen Reichs.

Jahre nach Christo	
534	Untergang des Burgundischen und Vandalischen Reichs.
553	Untergang des Ostgothischen Reichs.
568	Longobarden in Italien. Alboin.
	Austrasier und Neustrier.
	Hausmeyer der Franken.
628 — 655	Dagobert und Pipin von Landen.
655 — 714	Pipin von Heristal.
711	Araber in Spanien.
732	Niederlage der Araber durch Karl Martel.
	Der heilige Bonifacius.
752	Pipin der Kleine wird König.
771	Karl der Große wird König.
774	Untergang des Lombardischen Reichs.
772	Große Sachsenkriege.
778	Schlacht bey Ronceval.
788	Thassilo.
789	Slavenkriege.
791	Avarenkriege.
800	Karl der Große, Römischer Kaiser.
803	Friede mit den Sachsen.
810	Normannen.
814	Karls Tod.

Zweiter Zeitraum.
Das Mittelalter.

Achtes Buch.
Aufsteigen des Mittelalters.

Kapitel CXLVII.
Umwandlung des Volkes.

In der innersten Natur des deutschen Volkes war eine große Umgestaltung vorgegangen. Hatten im Alterthum der Körper und die niedern Seelenkräfte, Phantasie, Gefühle und Leidenschaften vorgeherrscht, so blühete jetzt die höhere Kraft des Herzens, seiner Sehnsucht, Andacht und Liebe herrlich aus in jenem Sinne, den das Christenthum gebot, und der im deutschen Charakter am allerfestesten wurzelte. Denn der Reichthum und die innere Kraft der deutschen Natur trieb auf jeder Stufe ihrer Entwicklung das Höchste und Vollkommenste hervor. Ein Volk, das auf seiner niedrigsten Stufe so groß sich erwiesen, daß es selbst in das Rohe und Feindselige einen erhabnen Charakter hineintrug, konnte die höhere Stufe nur erreichen, um auf derselben seine Größe noch reicher zu entfalten. Ein Volk, das so reinmenschlich und naturgemäß sich entwickelt, konnte den

Stempel der gesunden Kraft auf keiner Stufe seines Lebensalters verleugnen. Wie nun bey jeder gesunden Natur der körperlichen Entwicklung die des Herzens und Gemüthes folgt, und erst später dieser wieder die des Verstandes, so konnte die Entwicklung des deutschen Volkes nur denselben Gang nehmen, um ihn unter allen Völkern am würdigsten und stolzesten zu durchwandeln. Wie im Alterthum die Germanen körperlich durch ihre Heldenkraft allen andern Nationen vorangeleuchtet, so ließen wieder die Deutschen des Mittelalters in der überströmenden Fülle des Herzens alle Völker weit hinter sich zurück.

Uns, die wir in einer andern Zeit leben, ist es eben so unmöglich, die tiefe Innigkeit des Herzens, woraus alles Große des Mittelalters hervorgegangen, wieder ins Leben heraufzubeschwören oder nur mit dem Verstande recht zu begreifen, als wir im Stande sind, uns vollkommen in das altgermanische Heldenthum zu versetzen. Wir müssen nur die Erscheinungen, wie sie die Geschichte an uns vorüberführt, in ihrer Wahrheit gelten lassen und bewundern; aber es ist eben so thöricht, wenn einige durch diese Bewunderung sich verleiten lassen, in unsrer Zeit, die ein andrer Geist beherrscht, den Geist des Mittelalters krankhaft wiedererzeugen zu wollen, als es völlig unwürdig ist, wenn andre das Große des Mittelalters gar nicht anerkennen wollen, weil sie in jede Zeit nur das Kleine hineinlegen möchten, das ihnen selber eigen ist.

Die schönste Blüthe, in der das innerste Herzblut des Volkes damals glühte, war die Religiosität, der Glauben, die Liebe, Sehnsucht, Andacht und Demuth vor Gott, wie sie niemals eine Zeit wiedergesehn! Diese Religion, in allen Herzen warm und lebendig, noch nicht erstarrt in der Werkheiligkeit, die sie damals in

der Ueberfülle der Andacht erst schuf, und noch nicht untergraben vom Verstande, herrschte im ganzen Umfang des Volkslebens, als die Grundkraft aller seiner Erscheinungen, deren keine ihrer Weihe entbehren konnte. Sie wirkte verborgen im Heiligthum der Gemüther und schlug offen den glänzenden Thron auf in dem Institute der Kirche und in dem Einfluß, den diese auf Staat und Sitten übte. Sie entflammte in reiner aufopfernder Begeisterung zu den kühnsten Heldenthaten gegen die Ungläubigen und Heiden.

Zu ihr gesellte sich die Innigkeit der Liebe, Treue und Freundschaft, darin die Tugenden der heidnischen Vorzeit, nur des rauhen leidenschaftlichen Gewandes entkleidet, dem milden Geist des Christenthums huldigten. Das Mittelalter ist die Zeit der Minne und der Treue. Hier sehen wir die romantische Poesie ihre schönsten Blüten pflücken. Hier ward der Hort häuslicher und ehelicher Tugend von den Vätern geerbt und gepflegt, um wieder als ein reiches Erbe den Enkeln überliefert zu werden.

Nicht minder bedeutend ist die Demuth und der Gehorsam vor den Instituten und Gesetzen, die im Namen der Gottheit gegründet worden, und vor den Stellvertretern Gottes, die sie handhabten. Auch wenn diese Stellvertreter unwürdig sich erwiesen, und dadurch der alte Fehdegeist wieder rege wurde, blieb der Gehorsam gegen die Grundsätze des Staats und der Kirche unerschütterlich, weil er auf dem religiösen Glauben beruhte.

Aus dem allen erzeugte sich eine innere Befriedigung der Gemüther und ein Glauben, daß dieser Zustand der Menschheit sich nur im Einzelnen verbessern und befestigen, aber niemals endigen werde. Wie hätte man auch hierauf nicht vertrauen sollen, da man ein sichtbares Regiment der unwandelbaren Gottheit hergestellt zu ha-

ben vermeinte. Dieser schöne Glaube spricht sich unverholen in allen Schriften jener Zeit aus. Man behauptete, die Welt habe bis dahin nur gerungen, das große Institut des mittelalterlichen Reiches zu schaffen, in dessen Angeln, dem Kaiserthum und Papstthum, sie sich ewig fortbewegen müsse.

Hiermit steht der Kunstsinn des Mittelalters in so enger Verbindung, als das Naturgefühl der germanischen Zeit mit ihrem Heldenthum. Die Kunst, als die sichtbare Darstellung des geistigen und ewigen Schönen, das nur das Herz ahnet, ward in einem so gemüthvollen und religiösen Zeitalter mit Nothwendigkeit erzeugt und durch die Gestaltung des Gottesdienstes reichlich überall genährt. Wenn hiefür die bildenden Künste vorzüglich thätig waren, so nicht minder die Poesie und diese zugleich für die Verklärung der Minne und des Ritterthums, jene schönen Zeugen von der Vermählung der alten Heidenzeit mit der Religion des Mittelalters. Doch bildeten sich die Künste erst allmählig weiter aus und erreichten ihre Höhe erst auf der Höhe des ganzen Mittelalters.

Bey alledem aber brachte theils der nachhaltige Einfluß des Alterthums, der nothwendig gegen den neuen Geist feindselig auftrat, theils die Ansteckung des römisch-jüdischen Wesens, theils das unnatürliche Übermaaß der Begeisterung selbst auch in das Mittelalter viel Rauhes, das man daher die Barbarey des Mittelalters genannt hat. Dahin gehört der Fehdegeist, der sich bey jeder Gelegenheit, wenn das richtende Schwert des Kaisers nicht strenge Zucht hielt, unter dem Namen des Faustrechts hervorthat; ferner der vom Heidenthum ins Christenthum übergegangene Aberglauben, die Grausamkeit der Gesetzgebung, die das milde Wergeldsystem verdrängte, das unnatürliche Verhältniß der Klostergeist-

lichkeit und die daraus entspringende Sittenverderbniß, die Gewalt des Klerus, die bald gemisbraucht ward und die Heiligkeit des Ständeunterschiedes, die zu mancher Unterdrückung führte. Alle diese Mängel aber waren Jahrhunderte hindurch nicht im Stande, den riesenhaften Bau des Reiches zu erschüttern, und kämpften aus nächtlicher Tiefe vergebens gegen das Licht, das es von oben her durchleuchtete.

Kapitel CXLVIII.

Das Reich des Mittelalters.

Die Richtung auf Gott, die das Himmlische über das Irdische zu stellen gebot, lehrte ein einiges Regiment Gottes über die zwieträchtige Herrschaft der alten Völker und Könige setzen. Die Liebe, welche der Herzen sich bemeistert, lehrte den alten Fehdegeist unter ein einiges starkes Friedensgesetz niederbeugen. So entstand der Glaube an die Vortrefflichkeit, Nothwendigkeit und ewige Dauer des Reichs, das Karl der Große mit gewaltiger Hand gegründet.

Auf dem starken Felsen, darin er den Grundriß eingehauen, hat das folgende Geschlecht den stolzen Dom ausgebaut, der sieben hundert Jahre lang die deutschen Völker in seinem heiligen Dunkel eingeschlossen. Als die drey Grundpfeiler des Gebäudes treten das Kaiserthum, das Papstthum und der Unterschied der Stände hervor. Sie waren Karls Werk, aber im Geiste des Volkes und der Zeit gegründet.

Man sah die gesellige Welt der Menschen als einen einigen lebendigen Organismus an, darin verschiedene Grundkräfte in inniger Harmonie zu einem Ganzen zusammenwirken sollten. Man unterschied zwey obere Kräfte, darin die Majestät, Herrschergewalt und höchste

Leitung der Gesellschaft beruhen sollte; das war die weltliche Gewalt des Kaisers und die geistliche des Papstes, die der Idee nach über die ganze Erde, aber innig verbunden, in einem Sinne herrschen sollten, und diese höchste Verbindung lag in der Überordnung der göttlichen Urkraft über beyde Gewalten, als ihre Ausflüsse. Man unterschied ferner eine Kraft, welche das Göttliche im Menschen aufrecht hält, und das Band zwischen seinem Herzen und dem Himmel schlingt, und zur Hüterin derselben glaubte man die Geistlichkeit bestellt. Wiederum unterschied man eine Kraft, die in der Heidenzeit vorgewaltet, darin der Mensch zu Thaten, zum Heldenthum sich gedrungen fühlt, und die nicht unwürdig befunden ward, der Ehre Gottes eine streitbare Schützerin zu seyn; sie ward aber als die Seele des ritterlichen Adels anerkannt. Sodann ward eine dritte Kraft unterschieden, die dem ganzen Reichskörper den irdischen Nahrungssaft zuführen mußte und sie ward in dem Stande der leibeignen Bauern oder Sklaven vorgefunden. Eine vierte Kraft endlich ward hundert Jahre nach Karl dem Großen als Ergänzung der übrigen anerkannt und zwischen die beyden letztern gestellt, diejenige nehmlich, die zur Ehre Gottes und zum Heile der Gesellschaft freie Künste und Gewerbe treibt und sie in Handel und Wandel umsetzt; sie fand ihr Organ im Bürgerstande und dieser späteste unter den Ständen trug schon den Keim zu einer spätern Periode der Kultur, wie der älteste Stand oder der Adel noch das Wesen der frühern Periode ins Mittelalter hinüberbrachte.

Kapitel CXLIX.

Die Bedeutung des Kaisers.

Die Worte des Sachsenspiegels, die wir als Sinnspruch auf unserm Titel gewählt, bezeichnen die Bedeu-

tung des Kaisers und des Papstes für das ganze Mittelalter. Selbst unter schwachen Kaisern, selbst unter dringenden Gefahren von außen blieb in den Gemüthern der Deutschen fest und klar, daß ihrem Kaiser von Gottes wegen das weltliche Regiment der Erde gebühre. Zwar riß die Gewalt der Natur selbst die romanischen Völker in Spanien und Frankreich von den Deutschen los und entfremdete sie in Italien, hielt die nordischen Stammverwandten über Meer in feindlicher Abgeschlossenheit, waffnete die Slaven mit verzweifelter Tapferkeit gegen die deutschen Bekehrer, gab den Griechen Schlauheit, gegen das Reich sich zu behaupten und setzte in der großen Araberherrschaft der gesammten Christenheit eine Grenze, so daß sich die Deutschen von allen Seiten zurückgewiesen und auf sich selbst eingeschränkt sahen, aber dennoch ließen sie die Bedeutung des Kaiserthums, den Anspruch des kaiserlichen Namens an die Herrschaft der Erde nicht ersterben und handelten in diesem Sinn. Darum aber blieb auch in Deutschland selbst die kaiserliche Würde geraume Zeit gegen jedes noch so mächtige Privatinteresse unerschütterlich, selbst wenn der Kaiser niemand für sich hatte, als die Gewissen seiner Feinde, und erst die geistliche Macht konnte das Ansehn des Kaisers untergraben, indem sie sich im Glauben der Völker dem Range nach höher zu stellen wußte.

Zugleich als eine Wirkung und wieder als eine fortdauernde Ursache des erhabnen Ansehns des Kaisers muß der Umstand gelten, daß die Wahl der Völker je auf die trefflichsten Männer fiel und daß selbst minder taugliche Regenten durch die Zaubermacht der Kaiserkrone zu höherem Muthe, größern Thaten begeistert wurden. In der That läßt die Geschichte eine selten unterbrochne Reihe der kräftigsten und würdigsten Verweser des heil. römischen Reichs aufeinander folgen, und mit ehrfurchts-

voller Bewunderung mag, wer mit uns durch die Vergangenheit wandelt und in die versunkenen Hallen des mittelalterlichen Doms eintritt, die riesigen Steinbilder betrachten, wie sie fest und majestätisch, auf dem Haupt die heilige Krone, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Scepter oder den Reichsapfel in langer-fern sich verlierender Reihe stehn, alle einander und wieder alle Karl dem Großen gleich, der als ihr Ahnherr und Urbild sie zu führen scheint. Ihre Menge verkündet viele Jahrhunderte, die ihnen vorüber gegangen; ihre Mienen deuten auf einen schweren Inhalt dieser Zeit, und man sieht, daß nur so starke Männer sie zu bemeistern vermocht; ihre Gleichheit aber zeugt von dem Walten und der Gewalt eines einigen Geistes, der sie und ihre Krone über alle Stürme trug.

Kapitel CL.

Die Macht des Kaisers.

Die höchste Machtvollkommenheit des Kaisers beruhte in jener Idee, daß er der Stellvertreter Gottes im weltlichen Regiment auf Erden seyn sollte; daher ihm die göttliche Weihe aus des Papstes Hand ertheilt werden mußte, daher das Reich das heilige hieß. Der Glaube der Völker war das geistige und darum stärkste Band, das sie an den Kaiser fesselte.

Aus dieser Idee ging zugleich das Verhältniß des Kaisers zum Papste hervor, die in der Schirmvogtei der Kirche und in der Bestätigung der Papstwahl beruht.

Die Religion glich nur der Fahne, die das Heiligste, aber wehrlos ist, und sie stand noch im Kampfe mit Heiden und Muhamedanern und mit jedem unheiligen Streben im Volke der Gläubigen selbst. Darum bedurfte sie des streitbaren Armes der weltlichen Macht zu Schutz und Trutz. Dies verlangte der Glaube der

Völker und indem dem Kaiser die ehrenvolle Verpflichtung, die Kirche zu schützen, übertragen ward, gewann sein Ansehn dadurch desto größere Heiligkeit. Er war Vogt (advocatus) der Kirche.

Die Wahl des Papstes geschah noch immer sehr unregelmäßig. Nächst der höhern Geistlichkeit übten die Römer den vorzüglichsten Einfluß darauf. Die Entfernung Roms hinderte eine größere Einwirkung der Deutschen und des Kaisers, doch behielt sich der letztere das Recht vor, die Papstwahl zu verwerfen, oder zu bestätigen. Sein Recht beruhte in seiner höchsten Machtvollkommenheit in weltlichen Dingen und in seiner Bevormundung der Kirche, sofern dieselbe weltlicher Einrichtungen bedurfte, wohin also auch die Papstwahl gehörte; dieses Recht ging aber auch zugleich aus dem alten Herkommen hervor, nach welchem die Laien überhaupt ihre Geistlichen wählten, und dies Recht konnte so lange nicht aufgegeben werden, als auch ihrerseits die Geistlichen Sitz und Stimme bey der Wahl des weltlichen Kaisers führten.

Im übrigen ging nur die Macht der alten Könige auf die Kaiser über. Es kam ihr also folgendes zu:

Die Berathung vor der Volksversammlung, die jetzt eine Ständeversammlung geworden war und der Reichstag genannt wurde. — Der Kaiser war des Reiches Haupt und sein Ohr und Auge waren des Reiches Wächter. Ihm lag es ob, von treuen Räthen umgeben, beständig für das allgemeine Wohl zu sorgen, und in der Pracht und Majestät der Reichsinsignien und des Hofes die Herrlichkeit und Macht des Reiches sichtbar darzustellen, die Ehre desselben ernst und würdevoll aufrecht zu erhalten. Es ward ihm zur Pflicht gemacht, das Reich zu bereisen, was um so natürlicher schien, da es gar keine Hauptstadt gab und die Pfalzen des Kaisers zerstreut

umherlagen. Wie die Residenz des Kaisers, so wechselten die Reichstage von einem Ort zum andern.

Die Entscheidung vor dem Reichstage. — In dringenden Fällen hatte der Kaiser das Recht, auch ohne den Reichstag über Krieg und Frieden, Aufruhr und Ungerechtigkeit zu entscheiden.

Die Einberufung des Reichstags und der Vorsitz bey demselben. —

Die Lehnsherrlichkeit. — Die Kaiser erbten dieselbe von den fränkischen Königen. Da das Lehenwesen reißend überhand nahm und den größten Theil der Arimannen verschlang, so war der größte Theil des Volks in der Dienstpflicht gegen den Kaiser und der größte Theil des Landes sein Alod. Da aber die Lehne in mannigfaltiger Abstufung wieder in Afterlehne sich vertheilten, so waren immer nur zunächst die großen Lehnsträger in der Pflicht des Kaisers, die Aftervasallen aber hingen nur von diesen ab und trennten sich in vorkommenden Fällen mit diesen vom Kaiser.

Die Belehnung mit den Reichsämtern ging in jene mit Grund und Boden über. Die Aftervasallen hatten an den großen weltlichen und geistlichen Lehnsherren schon ein natürliches Oberhaupt, das es am schicklichsten auch von Reichswegen werden mußte. Alle Reichsämter aber waren schon an und für sich Lehne des Kaisers, sofern sie von der Wahl desselben und nicht von der Wahl des Volkes abhingen, wurden daher auch mit den persönlichen Dienern des Kaisers besetzt und auch die Form der Belehnung ward bey der Einsetzung in ein Reichsamt beybehalten. Die weltlichen Beamteten, Grafen und Herzöge, von denen nach Karls des Großen Tode wieder die Sendgrafen verdrängt wurden, erhielten die Belehnung durch die Berührung mit dem Schwert; die geistlichen Beamteten, Bischöfe und Erz-

bischöfe durch die Einkleidung mit dem Priestergewand, dem Ringe und Hirtenstab, welches man die Investitur nannte. Diese Bischöfe hingen nur in streng geistlichen Angelegenheiten, Kirchensatzungen und Gebräuchen vom Papst ab, als Reichsbeamtete aber in ihrem bestimmten Sprengel und als Lehnsträger lediglich vom Kaiser.

Der Aufruf zum Heerbann und der Befehl über denselben. — Ursprünglich beruhte das Heer in den freien Arimannen. Diese aber verarmten und gingen größtentheils in Vasallen über. Daher ward es zunächst nöthig, auch die Vasallen zum Heerbann zu verpflichten, und da das verwirrte und verschlungene Verhältniß der Alodbesitzer und Lehnsträger keinen richtigen Maßstab für die kriegerische Verpflichtung mehr darbot, so fand Karl der Große für gut, es für diesen Zweck ganz umzuwerfen. Der Heerbann war nothwendig und durfte unter dem Mißverhältniß des Grundbesitzes und der alten Rechte und Pflichten nicht leiden. Darum gebot Karl, nicht mehr die alten Rechte, sondern den neuen Bestand, nehmlich die Kraft und das Vermögen, zur Richtschnur für die Verpflichtung zum Heerbann zu nehmen. Also mußten nun je die Reichen sich gerüstet stellen, und je der Armen so viele zusammentreten, um gemeinsam einen Krieger ausrüsten zu können, beyde mochten Vasallen oder Arimannen seyn. Der Heerbann selbst blieb noch regelmäßig nach den Bannern der Grafschaften und Herzogthümer abgetheilt; die Schwaben aber behaupteten das ganze Mittelalter hindurch das Vorrecht des ersten Zuges.

Der Reichsschatz (fiscus, aerarium). — In ihn flossen fortwährend, wie unter den Königen, die Einkünfte von den Regalien, die Güter verbannter, hingerichteter oder ausgestorbener Familien und ein Theil der Strafgelder, sofern dieselben noch immer aus dem Wergeldsystem

des Alterthums beybehalten und nur bey schweren Verbrechen durch das römisch-jüdische System der Leibesstrafen verdrängt worden waren. Einen Theil des Wergeldes erhielt fortwährend der Beleidigte selbst als Schadenersatz, einen andern Theil aber der Fiskus, weil in jedem Frevel zugleich der allgemeine Reichsfriede gebrochen worden war, daher dieses fiskalische Strafgeld auch fredum hieß. An Steuern war noch nicht zu denken. Doch mußten dem Kaiser und seinen Gesandten bey ihren Reisen Vorspann und Lieferungen geleistet werden.

Das Privatgut des Kaisers, die Domainen oder das alte Alod, die Pfalzen der Könige, welche die Kaiser erbten und durch eigne Knechte verwalten ließen. — Hiezu kamen die Geschenke, welche bey festlichen Gelegenheiten vom Volke dargebracht wurden, und die nur aus einer Sitte, aus keinem Gesetz hervorgingen.

Gleich den alten Königen blieben aber auch die Kaiser noch vom Volke abhängig durch die Gesetze, Stände und Reichstage, wovon wir nachher reden, und durch die Wahl. Das heilige römische Reich war ein Wahlreich, und dem uralten Herkommen gemäß wurde der weltliche Oberherr durch das Stimmenmehr des Volkes in offner Versammlung gewählt. Diese Wahl ward in Gesetzen geregelt, darin unter andern bestimmt ist, daß nur wer ehrlich geboren, stark, schön und gesund sey, der Krone würdig, ein lahmer, blinder, kränklicher Mann aber stets davon ausgeschlossen seyn solle. Gleichermaaßen behielt das Volk das Recht sich vor, einen unwürdigen Kaiser abzusetzen, und dieser Fall hat sich einigemal ereignet. Dennoch war das Ansehn der Karolinger und später einiger andern Kaiserfamilien so groß und durch Gewohnheit geheiligt, daß das Volk nicht leicht von denselben abwich, und immer am liebsten den Sohn des Kaisers wieder zum Kaiser ausrief. Der

Hauptgrund davon lag aber in der Tüchtigkeit aller dieser Herrengeschlechter.

Kapitel CLI.

Die Bedeutung des Papstes.

Das geistliche Schwert kam dem Papste zu. Ein und dieselbe Idee lag dem Papstthum und dem Kaiserthum zu Grunde, und ein Mann, Karl der Große, schied mit seiner Riesenhand diese Grundfelsen, zwischen denen der Strom des Mittelalters majestätisch hervorbrechen sollte, wie das Mittelmeer zwischen den Säulen des Herkules. Beide großen Institute sah das Mittelalter in einer Wiege zum Leben erwachen. Beide wußte der Glaube der Völker nicht eher zu scheiden, bis der unheilbare Bruderzwist selbst sie mit Schrecken erfüllte und den Untergang der großen Zeit weissagte.

Der Grundsatz war sonnenklar ausgesprochen. Alle weltliche Macht sollte im Kaiser, alle geistliche im Papst beruhn. Unter der weltlichen verstand man aber alles, was zum äußern Leben gehört, unter der geistlichen alles, was das innere Leben des Geistes, des Herzens und Gewissens angeht. Beide Gewalten sollten innig verbunden ein Ganzes seyn, wie Körper und Geist in jedem Menschen ein Ganzes sind.

Während aber der Kaiser und die Laien mit einem tief eingewurzelten Glauben an diesem Grundsatz und am Reiche hingen, erzeugte sich im Papstthum ein anderer Grundsatz, der ein anderes Reich herbeyführen wollte.

Dieser neue Grundsatz war darin ausgesprochen, daß nur ein Gott und nur ein Stellvertreter Gottes auf Erden seyn könne, daß die Würde des letztern allein dem Papste zukomme, daß also auch die weltliche Macht vom Papst abhängen, der Kaiser ihm unterthänig seyn

müsse. Ein geistreicher Papst machte dies in folgendem Gleichniß anschaulich: der Papst sey die Sonne, der Kaiser der Mond, dem jene den Wandel bestimmt.

Dieser neue Grundsatz entsprang natürlich und mit Nothwendigkeit aus dem Wesen der geistlichen Gewalt, über welche die Völker sich nur täuschten. Weil in den ersten Jahrhunderten die weltliche Macht, als sie noch die stärkere war, sich niemals feindselig gegen die geistliche betrug, vielmehr in treuer Anerkennung der Idee, darnach ihr jene beygesellt seyn sollte, und in andächtiger Verehrung des Göttlichen in seinen Stellvertretern, auf jede Weise die Macht der Kirche förderte, gaben sich die Völker dem schönen Traum eines ewigen Friedens zwischen beyden Gewalten hin. Aber sobald die geistliche Gewalt ihre Kräfte mit denen der weltlichen ins Gleichgewicht gebracht, ward die Täuschung offenbar, denn der Papst erhub das ihm von Gott verliehene Schwert gegen den Kaiser und alle Laiengewalt. Die Kirchengewalt kann niemals neben der Staatsgewalt bestehn, sondern nur entweder derselben unterthan seyn, wie in den griechischen Republiken, im Römerreich, bey den alten Germanen und in den meisten neuern Reichen, oder sie muß, wie in Indien, Persien, Tibet, China, Japan, bey den alten Aegyptern und Juden und im Muhamedanismus, über dieselbe herrschen, sie ganz in sich vereinigen. Zum letztern neigte sich nothwendig das Mittelalter. War einmal der Grundsatz angenommen, daß die Herrschaft auch über weltliche Dinge nicht den Menschen, sondern allein Gott zustände, und daß sie der Kaiser nur von Gottes Gnaden und kraft der priesterlichen Weihe verwalten könne, so war hiemit schon der Grund zu einer reinen Theokratie oder zu einem Gottesstaate gelegt, der sich nothwendig weiter ausbilden mußte. Diesem Grundsatz zufolge erschien es völlig un-

natürlich, daß eine anerkannt geistige Macht, die göttliche, von einem weltlichen Herrn, dem Kaiser, und nicht vielmehr vom geistigen Stellvertreter, dem Papst allein, der vermöge seiner rein geistigen Macht der Gottheit weit näher stand, vertreten werden sollte. Die Kaiser erkannten dies an, indem sie dem Papste sich gleich stellten; die Päpste selbst aber mußten nothwendig noch weiter gehn und die weltliche Macht unter sich zu beugen trachten, ja als letztes Ziel sogar die völlige Vernichtung aller weltlichen Herrschaft in einem reinen Priesterregiment erkennen.

So sehen wir den Kaisern gegenüber eine noch längere Reihe von Päpsten, wie sie in der kürzlich verbrannten Paulskirche zu Rom abgebildet waren. Der heilige Petrus, den man als den Felsen anerkannte, auf dem der Heiland die Feste der Kirche gegründet, jener kriegerische Apostel, der erste, der für Christus das Schwert geröthet, der zornig noch selbst an der Pforte der Seligkeit stehn soll, weihte das römische Papstthum mit seinem Geist zur herrischen Strenge. Zwar sehn wir die ersten römischen Bischöfe noch demüthig baarhaupt in der Nähe des göttlichen Lichtes, das über ihre Häupter den Heiligenschein ergießt. Bald aber finden wir stolze Patriarchen den goldnen Reif um die Schläfe ziehn und eignen Glanz sich geben, geistliche Könige den abendländischen Völkern, zuletzt auf der Päpste Haupt die dreifache Krone (Tiare), der höchsten Herrschaft über alle Könige anschauliches Sinnbild. Langsam aber selbständig und folgerecht entwickelte sich das theokratische Streben der Päpste. Der Grund dazu ward schon viele Jahrhunderte früher gelegt, bevor Karl der Große ihnen die Kaiser nebenordnete. Der Grundsatz, dem das Kaiserthum huldigte, war nicht aus dem Streben der Kirche hervorgegangen, aber sie diente demselben, um sich seiner

für ihren eigenthümlichen Zweck wieder zu bedienen, bis sie dadurch mächtig genug geworden war, um jenen neuen theokratischen Grundsatz geltend zu machen und eine höchste Priesterherrschaft (Hierarchie) als Stellvertreterin des göttlichen Regiments oder der Theokratie herzustellen.

Es ist der Kampf dieser Grundsätze, der uns die großen Begebenheiten des Mittelalters auf seiner Höhe und in seinem Verfall allein erklären kann. Vor allem muß uns dabey wichtig seyn, daß die Kaiser nie für sich, sondern nur für eine Ordnung in den Kampf traten, die auch dem Papst seine hohe Stellung heiligte, daß sie nie gegen die päpstliche Gewalt überhaupt, sondern nur gegen das Uebermaaß derselben stritten, während die Päpste dagegen geradezu den Kaiser als solchen angriffen und ihn gänzlich aus seiner Stellung zu verdrängen, zu einem unbedeutenden Herzog und Vasallen der Kirche herabzuwürdigen strebten.

Kapitel CLII.

Die Macht des Papstes.

Diese Macht beruhte zum Theil auf dem Grundsatz des Reichs, wie die Kaisermacht, zum Theil auf dem neuen theokratischen Grundsatz, der sich allmählig entwickelte.

Er ward schon wenige Jahre nach Karl dem Großen als fromme Meinung ausgesprochen und auf einige einzelne Verhältnisse des geistlichen Standes angewandt. Unter den Karolingern drohte die weltliche Macht eine Zeitlang zu zerfallen und nur der Papst konnte das starke Band, das die Völker umschlingen sollte, festhalten. Dies entsprach seiner Würde, dies verlangte der Glaube des Volks. Daß er aber die Ohnmacht und Zwietracht der kaiserlichen Gewalt zugleich benutzte, um den

neuen Grundsatz in die Gemüther zu pflanzen, war eben so natürlich. Während Ludwig der Fromme, Karls des Großen schwacher Sohn, das weltliche Regiment elend handhabte und in unwürdigem Kampfe mit seinen Söhnen, die das Reich getheilt hatten, begriffen war, schlossen sich die Geistlichen zur festern Begründung der Kirche desto enger zusammen. In Mainz war seit Bonifacius Zeiten ein Hauptsitz der geistlichen Gewalt, ein zweites Rom. Dort saßen die frömmsten und gelehrtesten Geistlichen vereinigt und von ihnen ging damals eine Sammlung von Kirchensatzungen (Dekretalien) aus, deren ursprüngliche Abfassung man dem heiligen Isidorus von Sevilla, einem Spanier des siebenten Jahrhunderts, zuschrieb, und darin in großen Vorrechten der Geistlichen vor den Laien der theokratische Grundsatz schon ausgesprochen ward. Man hat über die Echtheit ihres Alters viel gestritten, woran aber wenig liegt, da es eben so natürlich scheint, wenn schon früher der theokratische Grundsatz in irgend einem frommen Gemüthe sich erzeugt hätte, als es erwiesen ist, daß er erst nach Karl dem Großen Wurzel fassen konnte und gefaßt hat, wodurch das erstere gleichgültig wird. Papst Nikolaus I. (858 — 867) erkannte diese Dekretalien für echt. Zwey Jahrhunderte lang ward sodann dieser Grundsatz genährt und verbreitet, getragen und immer höher gehoben von dem religiösen Sinne der Zeit, von dem immer wachsenden Bedürfniß nach Gütern, die der Himmel durch die Hand der Geistlichen spendete, ohne daß er noch das Reich erschüttert hätte, bis ein riesenhafter Held auf den päpstlichen Thron kam, der mit diesem Grundsatz wie der alte Donnergott mit seinem Blitz bewaffnet, den verzehrenden Brand ins Reich warf.

Bis dahin beruhte die päpstliche Gewalt in folgenden Bestandtheilen:

Die Kaiserkrönung. — Der Kaiser hieß zugleich Kaiser und König. König ward er, sofern das Volk auf dem Reichstag ihn wählte, Kaiser erst, sofern ihn der Papst salbte und die Krone auf sein Haupt setzte. Erst diese priesterliche Weihe schuf ihn zum Stellvertreter Gottes auf Erden. Die Demuth frommer Kaiser trug gern auf den Papst über, was Gott gelten sollte, und empfing aus seiner Hand die Krone wie eine Gnade, wie ein Lehen.

Die höchste gesetzgebende Gewalt in Kirchensachen. — Schon damals machte der Papst die Concilien von sich abhängig, indem dieselben keinen Beschluß ohne seine Bestätigung abfassen konnten. Alle Lehren der Kirche, den Glauben betreffend, und alle Gesetze der Kirche, den Gottesdienst, das Verhältniß des geistlichen Standes und die Kirchenzucht über die Laien betreffend, gingen vom Papst aus oder bedurften seiner Unterschrift und Sanction.

Die höchste richterliche Gewalt in Kirchensachen. — Die Geistlichen maßten sich das Recht an, nur von Geistlichen angeklagt und gerichtet werden zu dürfen, und es stand ihnen frey, von jedem bischöflichen oder erzbischöflichen Gericht an den Papst zu appelliren. Dieser sprach das Endurtheil. Aber auch über die Laien, sofern sie gegen die Kirche sich vergangen, stand ihm die höchste richterliche Gewalt zu, nehmlich die Excommunication oder das Interdict, d. h. der Ausschluß vom Gottesdienst, die Verweigerung der Sacramente, und die schärfste unter allen Strafen, der Bannfluch, d. h. die Kriegserklärung der Kirche gegen den Sünder als einen Feind Gottes und der Aufruf an die Gläubigen, ihn von der Erde zu vertilgen. Davon war niemand ausgeschlossen, selbst der Kaiser nicht.

Die höchste verwaltende Macht der Kirche. — Der oberste Verweser des geistlichen Reiches war der Papst. Die

hohe Geistlichkeit erhielt die Belehnung mit dem geistlichen Amt, oder die Investitur, vom Kaiser, aber ohne des Papstes Bestätigung durfte kein Bischof sein Amt versehen. Es war erforderlich, daß er erst den priesterlichen Mantel (pallium) von Rom, aus des Papstes Hand, zugeschickt erhielt. Auch maßte sich der Papst an, Bischöfe aus einem geistlichen Sprengel in den andern zu versetzen, und ohne seine Zustimmung durfte der Kaiser keinen Bischof seines Amts entsetzen.

Der Kirchenstaat. — Mittelitalien, das alte Exarchat, war von Pipin dem Papst zu Lehen gegeben, und er behielt es durch das ganze Mittelalter; es gehorcht ihm noch jetzt. Durch dieses reiche Geschenk war der päpstliche Hof in den Stand gesetzt, seiner Würde gemäß mit weltlichem Glanz sich zu umgeben. Am meisten aber trug die alte Pracht der Stadt Rom, mit den Ruinen und dem Andenken der Weltherrschaft, zu der Verherrlichung des heiligen Stuhles bey. Jenes alte Capitol, von wo aus die halbe Erde erobert worden, ward unter dem Namen der Engelsburg in einen päpstlichen Palast verwandelt.

Wie der Kaiser, so wurde auch der Papst, jedoch nur von den Geistlichen allein, gewählt; bedurfte aber der Bestätigung des Kaisers.

Kapitel CLIII.

Die Reichstage und Concilien.

Die alte Volksversammlung war noch nicht untergegangen. Die Maifelder wurden in den Reichstagen beybehalten. Bey dem Volk stand die höchste Entscheidung in weltlichen Dingen und der Kaiser war auf dem Reichstage nur der Vorsitzer, der erste unter den Gleichen.

Aber bey der Ausdehnung des Reichs war es dem gesammten Volke nicht mehr möglich, seine Stimmen vollzählig abzugeben, und das Übergewicht der Reichsbeamteten nöthigte, diese als die Stellvertreter des Volks beym Reichstag anzuerkennen. So bildeten nur je die Kaiser, ihre Söhne und Räthe, die Herzöge, Grafen, Centner, und der mächtige Allod- und Feudaladel weltlicherseits, die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte geistlicherseits, die versammelten Reichsstände (majores, seniores, optimates) und vom übrigen Volk, mit Ausnahme der Leibeignen, konnte zuströmen, wer Lust hatte, aber nur hören, nicht mitreden. Nach alter Sitte ward jedoch das große Reichsthing noch unter freiem Himmel oder doch in einer Pfalz gehalten, um die das versammelte Volk ein großes Lager aufschlug.

Auf den Reichstagen ward der Kaiser gewählt, Krieg und Frieden beschlossen, über neue Gesetze gerathschlagt, und höchstes Gericht gehalten. Der Kaiser vertrat bey diesem Reichsgericht die Stelle des Grafen, die Großen des Reichs die Stelle der Schöppen. Hier ward über Verräther und Empörer des Reiches Acht und Bann ausgesprochen und der Frevler aus dem Lande gewiesen, in ein Kloster gesteckt, geblendet oder hingerichtet. Die höchste Entscheidung stand gesetzlich bey dem Stimmenmehr der Versammlung.

Die Geistlichen waren auf dem Reichstage nur für die weltlichen Angelegenheiten versammelt, für die Kirchensachen hielten sie wie unter Karl dem Großen besondre Kirchenversammlungen oder Concilien, wobey weltlicherseits kein Laie außer dem Kaiser zugegen war. Solcher Concilien wurden unter den letzten Karolingern mehrere gehalten, da die Päpste die günstige Zeit wahrnahmen, um die Macht der Kirche zu befestigen, 847, 848, 852 zu Mainz, 868 zu Worms, 888 zu Mainz,

890 zu Forchheim, 895 zu Tribur u. s. f. In jedem rückte die Kirchengewalt einen Schritt gegen die weltliche vorwärts.

Kapitel CLIV.

Die Nationen und Herzöge.

So fest der große Karl durch die Gewalt der Waffen, dann durch treffliche Staatseinrichtungen die Nationen an einander gebunden hatte, so stark der Glaube der Völker selbst das Reichsverband zusammenhielt, so waren doch die alten Stammesunterschiede noch nicht verwischt genug, um nicht innerhalb des Reichsverbandes, und ohne die Oberherrlichkeit des Kaisers anzutasten, doch in kleiner Fehde und Sonderung wieder hervorzutreten, sobald der große Karl und sein Geist gewichen waren, und unter seinen Nachfolgern Zwietracht und Schwäche herrschend wurden.

Am auffallendsten war der Gegensatz der Neustrier und Italiener gegen die Austrasier oder echten Deutschen. Von den Spaniern, die nur mit den Mauren kämpften und niemals rückwärts nach dem Reiche blickten, war so wenig die Rede als von den Engländern und Skandinaviern, obgleich auch bey allen diesen die Idee des großen Reiches Eingang fand, und später ihre christlichen Könige, wenigstens dem Namen nach, den Kaiser als den Oberherrn in der Christenheit anerkannten. Die Neustrier oder Franzosen standen durch ihre romanische Sprache den Deutschen entgegen, und schon unter den Merowingern hatte sich zwischen beyden ein wechselseitiger Haß festgesetzt. Doch wollten sie keine Trennung, betrachteten vielmehr sich selbst mit Recht als die Gründer des fränkischen Königthums und mithin des Kaiserthums, daran sie also mehr, als alle andern Reichsglieder, festhalten zu müssen glaubten. Als aber die Karo-

linger das Kaiserreich in derselben Weise theilten, wie früher die Merowinger das Königreich, so ward auch Neustrien wieder abgesondert, und als die austrasischen Karolinger die Kaiserkrone mit Gewalt behaupteten, so glaubten doch die Neustrier, daß sie ihren Königen mit gleichem Recht gebühre, und sonderten sich mit diesem Anspruch von dem austrasischen Reiche völlig ab. Da endlich die deutschen Karolinger ausstarben, so versuchten die französischen vergeblich ihr Recht geltend zu machen, und die Deutschen wählten, weil das Reich ein Wahlreich war, und sie zu keiner Erbfolge verpflichtet waren, einen neuen Kaiser aus bisher unberühmtem Geschlecht. Dies war aber wieder die Ursache, daß die Franzosen ihrerseits, als auch die Karolinger ausstarben, den Ansprüchen der Kaiser sich widersetzten und einen eignen König wählten. Doch maßte sich dieser König niemals des kaiserlichen Titels an, und erkannte, gleich den spanischen, englischen und nordischen Königen, den deutschen Kaiser als das höchste Haupt der Christenheit an.

Die Italiener waren eine Zeitlang in demselben Falle, wie die Franzosen, doch starben noch früher bey ihnen die Karolinger aus, und die Deutschen hielten sie mit Gewalt beym Reich. Indeß fand der Nationalhaß dieses romanischen Volkes gegen die echtdeutschen Stämme eine große Stütze an dem Streben der Päpste, sich vom Kaiser unabhängig zu machen, und nicht minder an den lombardischen Herzögen, die, gleich allen Herzögen des Reichs, nach größerer Unabhängigkeit strebten. Sie führten das ganze Mittelalter hindurch einen kleinen aber grausamen Krieg gegen die Kaiser, die aber stets ihre Oberherrschaft mit Gewalt aufrecht erhielten. Obgleich die Italiener nie aus dem Reichsverband traten, so waren sie doch widerspenstiger, die Kaiser anzuerken-

nen, als selbst die Franzosen, die der That nach selbständig wurden.

Unter den übrigen Stämmen unterschieden sich von Alters her am meisten die Burgunder, die sich ganz romanisirten, die Niederländer, Ostfranken, Friesen, Sachsen, Thüringer, Schwaben und Baiern. Während sie nach oben die Oberherrschaft des Kaisers und Papstes gläubig anerkannten, behaupteten sie nach unten doch ihre alte Sonderung, wie in den Gesetzen, so in dem Nachbarhaß.

Karl der Große hatte mit tiefem Blick die Gefahr durchschaut, welche ehrgeizige Herzöge an der Spitze einzelner Stämme dem Reiche bringen könnten, darum die herzogliche Würde ganz abgeschafft und die Sendgrafen an deren Stelle gesetzt. Unter seinen schwächern Nachfolgern aber kamen die Sendgrafen, die von einer beständigen Aufmerksamkeit des Kaisers abhingen, wieder in Verfall, und es entstanden neue Herzöge, weil diese dem Kaiser das Regiment viel bequemer machten. Zugleich nöthigten aber auch die Einfälle der nordischen und östlichen Völker, an den Grenzen beständige Herzöge mit großer Waffenmacht aufzustellen. Da begegnete das gesonderte Stamminteresse leicht dem Ehrgeiz der Herzöge, um sie zur Empörung zu verleiten. Doch waren sie weit entfernt, das Kaiserthum stürzen zu wollen, vielmehr ging ihr Streben nur dahin, von des Kaisers strenger Zucht entbunden, ihre Heldenlust auszutoben.

Da Frankreich und Deutschland sich trennten, und jedes mit gleichem Recht die Kaiserkrone ansprach, so fanden die Burgunder für gut, sich einstweilen weder zu dem einen noch zum andern zu halten, und wählten eine Zeit lang einen besondern König. Auch die Niederländer schwankten unter ihrem Herzog zwischen Deutschland und

Frankreich. Doch wurden beyde Stämme durch kräftige Kaiser dem Reiche wieder einverleibt.

Oefters empörten sich besonders die sächsischen und bairischen Herzöge, sie hingen aber natürlich mit Deutschland zusammen und des Volkes Glaube wie des Kaisers Arm ließen sie niemals los.

So blieb zuletzt nur Frankreich vom Reich gesondert, alle andern Stämme hielten daran, und es ward, wie wir sehen werden, gegen Osten ausnehmend erweitert.

Kapitel CLV.

Die Verfassung der weltlichen Stände.

Unter den Ministerialen oder Dienern des Kaiserhofes geschah keine Veränderung, außer daß der Hausmeyer wegfiel und an dessen Stelle der Pfalzgraf (comes pallatii) trat, der aber mit den auswärtigen Angelegenheiten und dem Heerbann nichts zu schaffen hatte, sondern nur in Abwesenheit des Kaisers dessen Stellvertreter beym Reichsgericht war.

Die Sendgrafen behaupteten sich noch eine kurze Zeit, dann wurden wieder mehrere Grafschaften unter einem Herzog vereinigt und endlich kamen alle Herzoge wieder auf. Diese, wie die Grafen und Centner blieben in ihrer alten Stellung. Der Decanus behielt nur eine Art von polizeylicher Gewalt. Waren ursprünglich alle Grafen Gaugrafen gewesen, so ward ihr Name jetzt auch für andre Aemter gebraucht, Send- und Pfalzgrafen. Man unterschied ferner, sobald die Städte aufkamen, Burg- und Landgrafen. Die Grafen an der Grenze aber hieß man Markgrafen.

Die alten Gesetze der einzelnen Stämme bildeten noch immer die Grundlage der Reichsgesetze. Jeder Kaiser fügte nur, nach dem Beyspiel Karls des Großen, neue Capitularien hinzu.

So blieb auch das Wergeldsystem noch herrschend. Doch in den neuen Zusätzen wurden die Leibesstrafen immer häufiger. Man begriff das neue Recht des Staates, über des Volkes Leib und Leben zu richten, das man aus der Bibel und dem römischen Recht entlehnt hatte, unter dem Namen des Blutbannes. Unter den Blutbann fiel, wer Todschlag, Meineid, Raub, Blutschande verbrochen. In gleichem Maaße wurde die Grundlage der alten Gesetze durch die kaiserliche und päpstliche Gewalt, und durch die Vorrechte des Lehensadels und der Geistlichkeit zerrüttet.

In jedem Gau hielt der Graf mit den Schöppen jährlich dreymal Gericht unter freyem Himmel im Beyseyn alles Volkes, und im Namen, an der Stelle des Königs, d. h. er übte den Königsbann. Dieses regelmäßige Gericht hieß das ungebotene Gauding. Außerdem wurden außerordentliche Gerichte gehalten, wozu aufgeboten ward, das gebotene Gauding oder das Bodding. Eben so verhielt es sich mit den Centgerichten. Als die Herzöge wieder aufkamen, vertrat dieser für die Grafen die Stelle des Königs.

Die Ordalien, Eidhelfer und Zweykämpfe standen dabey im höchsten Flor. Auch die Fehden waren noch gesetzlich erlaubt und traten um so häufiger ein, da die innern Kriege die regelmäßigen Gerichte und die Appellation an den Kaiser oft genug verhinderten und überhaupt den Ausbruch der Leidenschaften begünstigten. Daher wurde in jenem Zeitalter nichts häufiger als Entführung, Mord und Fehde, oder das Faustrecht vom Adel geübt.

Das Lehenwesen nahm reißenden Fortgang. Die ganze Masse der alten Freien ward in die verschiedenen Grade der Vasallen zerrissen, neben denen sich nur in einigen Ländern, namentlich nur im alten Sachsen-Friesen- und Schwabenlande, die freien Gemeinden der

Arimannen behaupteten, und anderwärts einzelne Arimannen durch großen Alodbesitz dem Adel zugezählt werden mußten. Aber auch jene Gemeinden sahen sich genöthigt, sich in den lehnsherrlichen Schutz eines Herzogs oder Bischofs zu begeben, so daß sie nur insofern von den Aftervasallen unterschieden blieben, als diese einzeln Personenweise, sie selbst aber nur als Gemeinden in der Lehenspflicht standen. Den letzten übrigen Arimannen, die weder einzeln noch als Gemeinden den großen Lehensträgern sich unterworfen und aus Armuth auch nicht zum Freyherrnstande sich erheben konnten, ward in der Folge ein Zufluchtsort in den Städten eröffnet, deren es damals noch im innern Deutschland nirgends gab, da große Marktflecken, Pfalzen, Bischofsitze und Klosterdörfer noch nicht dafür angesehn werden können.

Unter diesen Umständen ward der Waffenadel immer bedeutender. Dahin gehörte jeder reiche Vasall und Arimann, der sich selbst und ein kleines Gefolge von Reisigen zum Heerbann ausrüsten konnte. Er fand bald in der Gründung der Ritterschaft seine völlige Ausbildung, und ward dann nur noch durch die alten Alod- und Feudalverhältnisse in einen Lehensadel und Freyherrnadel geschieden, während die Aftervasallen nur in ihrem Gefolge dienten oder allein auf den Ackerbau angewiesen blieben.

Der Waffenadel ward zum Erbadel, indem die Freyherrn ohnehin ihr Alod forterbten, alle Vasallen aber, von Anbeginn des Lehenwesens an, ihre Lehen erblich zu machen gestrebt hatten. Der Lehenadel ward dabey durch die Herzöge unterstützt, die gleichfalls ihr Herzogthum bey ihrem Geschlecht erhalten wollten. Er stand daher auch seinerseits den Herzögen bey, und hieraus erklärt sich vorzüglich die Gewalt derselben. Schon mit dem Ausgang der Karolinger gelang es einzelnen Herzögen,

ihr Lehen auf die Söhne zu vererben und dadurch mächtige neue Herrengeschlechter zu gründen, und damit fällt auch das allmählige Erblichwerden der Afterlehen zusammen.

Die niedern Aftervasallen, denen die Führung der Waffen versagt blieb, sanken dadurch in ein Verhältniß herab, das nahe an die Leibeigenschaft grenzte. Das Sclaventhum selbst dauerte noch immer fort und somit stand dem Waffenadel ein Stand der Ackerbauer und Hirten gegenüber, zum niedrigsten Knechtsdienst verdammt, damit die übrigen Stände frey nach höhern Zielen streben könnten. Es ist nicht zu läugnen, daß das Mittelalter, was es auch Großes erzeugt, schon darum noch auf einer niedern Stufe stand, weil es der Sclaven bedurfte. Der Glaube an die neue Weltordnung ging zwar auch auf die Leibeignen über, und sie achteten ihren Beruf für göttliche Bestimmung, daher sie sich auch im Mittelalter nie empörten, aber den höhern Ständen fiel doch zuweilen ein Zweifel bey, ob die christliche Liebe sich mit dem Sclaventhum vertrage. Der Schwabenspiegel, ein Gesetzbuch der spätern Periode, das aber die Grundsätze der damaligen noch rein erhalten, drückt sich sehr naiv darüber aus: es sollte eigentlich nicht seyn, aber es sey einmal so. Die Geistlichkeit erwarb sich den Ruhm, das Loos ihrer Leibeignen sehr erträglich zu machen.

Kapitel CLVI.

Die Verfassung des geistlichen Standes.

Die alte Verfassung ward nur erweitert. Der Klerus war, wie bisher, in Erzbischöfe (archiepiscopi, metropolitani) Bischöfe (episcopi) und Pfarrer (parochi) eingetheilt.

Die Wahl dieser Kleriker geschah durch das Volk und die Geistlichkeit jedes Sprengels. Der Papst und Kaiser bestätigten oder verwarfen sie. Der Papst maßte sich das Recht an, sie willkürlich zu versetzen und abzusetzen, und suchte überhaupt seine Gewalt über die Geistlichen zu vermehren, um gegen die Laien kräftiger handeln zu können. Der Klerus selbst sah darin auch eine Vermehrung seiner Macht, und gehorchte dem Papst willig. Nur einige Erzbischöfe glaubten darin eine Gefahr zu erblicken und widersetzten sich dem Papste, obwohl sonder Erfolg, so namentlich am Ende des neunten Jahrhunderts der gelehrte Hinkmar, Erzbischof von Rheims. Um ferner die Bischofswahl mehr aus den Händen des Volks in die der Geistlichen zu spielen, wurden die Domkapitel allmählig eingerichtet und verbreitet, eine Gesellschaft von Geistlichen (canonici) die klosterartig am Bischofsitz lebten und aus denen der Bischof gewählt werden mußte.

Die Klostergeistlichkeit war ungeheuer vermehrt worden, und machte sich vom Klerus völlig unabhängig. Mönche und Nonnen standen unter einem monarchisch herrschenden Abt oder einer Äbtissin (abbas, abbatissa) oder sie waren wie die Domkapitel republikanische Gesellschaften, die nur für die Haushaltung einen Propst (praepositus) und für die geistliche Zucht einen Decan (decanus) wählten. Der Papst begabte sie mit ausnehmenden Vorrechten, weil ihr Einfluß auf das andächtige Volk den theokratischen Grundsatz allgemein förderte.

Bischöfe und Klöster besaßen gleich den Herzögen und Grafen große Lehne; da es aber anfangs noch unanständig schien, daß ein Geistlicher sich mit weltlichen Dingen befasse, so wurden ihnen dreierley weltliche Vögte zugegeben, der Schirmvogt, der das Schwert für sie führen, sie schützen, die bewaffnete Lehnsmacht des

Sprengels im Heerbann befehligen sollte, — der Dingvogt, der an ihrer Statt Gericht halten, — der Kastvogt, der die Verwaltung der Güter besorgen sollte. Oft wurden diese drey Ämter in einer Person vereinigt. Der Bischof oder Abt selbst aber bevogtete seine Vögte und maßte sich bald allein der weltlichen Verwaltung an, indem er nicht scheute, geharnischt und zu Roß an der Spitze seiner Vasallen in den Krieg zu ziehn.

Durch Unterwerfung heidnischer Länder wurde der Klerus, durch den Drang frommer Seelen, sich dem Himmel zu widmen, die Klosterwelt, durch das milde Regiment des Krummstabs die Vergabung der Personen und Güter an die Kirche, und dadurch das Lehengebiet derselben, durch die Andacht aller Laien der Reichthum der Geistlichkeit ins Ungeheure vermehrt. Man beeiferte sich, das Erbe von Jahrhunderten oder die Kriegsbeute den Kirchen zum Opfer zu bringen und dadurch ihren Glanz zu vergrößern. Außerdem mußten alle Laien vom Ertrag des Feldes den Zehnten an die Kirche liefern. Dabey wurden die geistlichen Güter von Vorspann und Lieferungen befreyt, ja die frommen Kaiser überließen sogar die Regalien in dem Gebiet der Geistlichkeit den Kirchen. Eines gleichen Vorrechts erfreuten sich auch die Personen der Geistlichen, indem sie, dem weltlichen Gericht entzogen, nur von ihres Gleichen gerichtet werden durften.

Die geistlichen Gerichte selbst übten einen bedeutenden Einfluß auf die Laien. Jeder Bischof hielt an seinem Hofe eine kleine Synode, darin er über geistliche Vergehen zu Recht saß, wie der Graf über weltliche. Besonders in ehelichen und Testamentsachen ward hier das Volk bevormundet. Die Kirche verbot nach mosaischem Gesetz die Ehe zwischen Verwandten bis zum sechsten und siebenten Gliede. Dies paßte mehr für die mor-

genländischen Völker, als für die Deutschen, die seit uralter Zeit gewohnt waren, sich in näherer Verwandtschaft zu heyrathen. Zugleich kamen die Testamente oder schriftlichen Verordnungen und Verträge der Laien auf, die in lateinischer Sprache, daher immer nur von Geistlichen abgefaßt und in den Kirchen niedergelegt wurden. Nicht minder gab der äußerst mannigfaltige Gottesdienst und die leichte Übertretung desselben den Geistlichen Anlaß, sich täglich richtend und strafend in die Angelegenheiten der Laien zu mischen. Die Kirchenstrafe bestand in der Pönitenz (poenitentia) d. h. Gebet, Fasten, Geißelung, Kasteiung, Wallfahrt, Schandausstellung vor den Kirchthüren u. s. w., ferner in der Excommunication und im Bann.

Alle Kirchengesetze wurden in Decretalien gesammelt und bildeten zusammen das geistliche oder canonische Recht (jus canonicum), das neben dem weltlichen Recht der kaiserlichen Capitularien bestand und sich jährlich erweiterte.

Kapitel CLVII.

Kunst und Wissenschaft.

Es wurden fortwährend Klosterschulen errichtet. In Deutschland waren darunter die berühmtesten zu Osnabrück, Metz, Fulda, Hirschau, Reichenau, Corvey, St. Gallen, Prünn, Hirschfeld, Weissenburg u. s. w.

Die gelehrte Gesellschaft, die Karl der Große an seinem Hofe gegründet, dauerte noch bis auf Karl den Kahlen fort. Sie hatte wackere Schüler gebildet, vorzüglich durch Alcuin.

Bis zum Ende des neunten Jahrhunderts zeichneten sich noch mehrere berühmte Schriftsteller unter den Deutschen aus, über geistliche Dinge, Theologie und Philo-

sophie Rhabanus Maurus, Erzbischof zu Mainz († 856) Haymo, Bischof von Halberstadt († 853) Hinkmar, Erzbischof von Rheims († 882), — über weltliche Dinge, Geschichte, Nithart, der Enkel Karls des Großen, Agobard, Bischof von Lion, Regino, Flodoard, Milo, Walafrid Strabo und derselbe Hinkmar. Diese Geschichtschreiber verfaßten Chroniken, d. h. Weltgeschichten nach fortlaufender Reihe der Jahre. Alle Werke wurden lateinisch geschrieben, doch ihr Geist ist vom römischen weit entfernt und echt deutsch. Von Otfried aber, einem Mönch aus dem Kloster Weissenburg im Elsaß, besitzen wir aus dem neunten Jahrhundert eine deutsche Übersetzung der Evangelien.

Die alten Stammsagen der deutschen Völker sind in jener Zeit weiter ausgebildet worden. Eben so haben sich die vielen örtlichen Sagen von alten Helden, Naturgeistern, Zauberey u. s. w. in der ersten Zeit nach der Bekehrung der Sachsen erzeugt und im Verlauf des Mittelalters dichterisch ausgeschmückt. Nicht minder hat das Bild Karls des Großen den Deutschen der Folgezeit immer vorgeschwebt und eine reiche Quelle von Poesie aufgeschlossen. Aber erst auf der Höhe des Mittelalters reifte, was die frühere Zeit Schönes im Leben erzeugt und gepflegt, zu den herrlichsten Blüthen der Dichtkunst. Eben so war alles, was für die bildenden Künste zur Verherrlichung des Gottesdienstes geschah, erst die Vorarbeit für jene glänzende Periode der Kunst, die das Mittelalter auf seiner Höhe zeitigte.

Neuntes Buch.

Die Karolingischen Kaiser.

Kapitel CLVIII.

Ludwig der Fromme.

Bisher waren alle Karolinger die größten Männer ihres Zeitalters gewesen. In diesem Stamme sah das Volk etwas Göttliches, die angeborne Majestät und Herrscherkraft. Mehr noch des Volkes dringendster Wunsch, als selbst die Macht Kaiser Karls, sicherte seinen Söhnen die Erbfolge. Schon bey seinen Lebzeiten waren seine drey Söhne zu Königen gekrönt worden und sollten nach seinem Tode jeder über ein Königreich, aber unter der Aufsicht des ältesten, welcher die Kaiserkrone erbte, nach gleichen Gesetzen und ohne Theilung des Heerbanns regieren. Der große Karl trachtete den Reichsverband zusammen zu halten, aber er sah wohl ein, daß einer seiner Söhne allein für die schwierige Verwaltung zu schwach seyn würde; er wußte wohl, daß ihm keiner an Geist gleich kam. So sollten alle vereinigt wirken, was einer nicht vermochte.

Die ältesten Söhne starben indeß noch vor dem Vater und Pipin hinterließ einen Sohn, der zum König von Italien gekrönt wurde. Der jüngere Sohn Karls des Großen aber, Ludwig, ward dem Neffen und dem ganzen Reich als Kaiser vorgesetzt.

Ludwigs erste That war ein Feldzug gegen die Normannen. Er unterstützte die christliche Parthey in Dänemark gegen die heidnische, zog aber nicht selbst zu Felde, sondern schickte einen Grafen. Die Dänen wurden zu einem schimpflichen Frieden gezwungen, aber daß Ludwig weder selbst zu Felde zog, noch den Sieg weiter verfolgen ließ, täuschte schon die großen Erwartungen von einem Nachfolger Karls.

Der feurige Bernhard kannte seines Oheims Schwäche, und das Blut der alten Karolinger, das in seinen Adern rollte, trieb ihn an, die Kaiserwürde für sich zu verlangen, deren er würdiger zu seyn glaubte, als sein schwacher Oheim, wozu ihn auch die Erstgeburt zu berechtigen schien. Aber allzu rasch erhob er die Waffen. Das Volk misbilligte den Zwist des Kaiserhauses, kannte Ludwig noch zu wenig, und half ihm den leichten Sieg gewinnen. Grausam ließ Ludwig den gefangnen Neffen blenden, woran derselbe bald verschied.

Ludwig sah sich also im Alleinbesitz des großen Reiches. Er war von Körper groß und majestätisch wie sein Vater, stark in Waffen, jedem seines Heeres überlegen. Aber sein Geist war klein. Man hat ihn den Frommen, den Guten und den Einfältigen genannt. Dies zeigt schon, daß er nicht zu herrschen verstand. Sein größtes Gebrechen war, daß er sich nirgends Achtung zu verschaffen wußte, weil er zu keiner großen That, selbst zu keinem großen Gedanken fähig war, und stets das Verkehrte that, was ihn in die Hände seiner Feinde lieferte, und seinen Freunden selbst verächtlich machte. Je höher die kaiserliche Würde stand, desto niedriger mußte die Schwäche ihres Verwesers sich zeigen; je größer Karl gewesen, desto mehr mußte Ludwigs Kleinmuth auffallen. Daraus erklärt sich der Unwille aller Laien, der Hochmuth aller Geistlichen gegen ihn. Den erstern

war ein so schwacher Kaiser aufs äußerste verhaßt, den letztern erwünscht, um ihn noch tiefer zu erniedrigen.

Ludwig besaß gar keinen Verstand, war in seinem Kopfe durchaus nicht zu Hause, daher er immer in Angst war, das Unrechte zu thun, und sich wirklich bald durch überwallende Leidenschaft, eine Plage aller Schwachköpfe, bald durch die Unentschlossenheit selbst hinreißen ließ, gerade das Unrechte zu thun. Dann kam das Gewissen, die Reue über ihn, und er sah nirgends Rettung als im geistlichen Zuspruch. Überhaupt aber brachte schon der Mangel des Verstandes eine abergläubige Frömmigkeit mit sich, der er sich gänzlich hingab. Anstatt zu regieren, verschloß er sich mit den Geistlichen und betete, brachte Opfer, verschleuderte zum Ärger selbst frommer Laien die reichen Domainen seines Vaters an die Kirche, und erwies den Geistlichen eine so niederträchtige Demuth, daß die kaiserliche Würde dadurch wahrhaft geschändet wurde. So warf er sich, nachdem er Bernhard besiegt hatte, vor dem Papst Stephan IV dreimal der Länge nach zur Erde, und dankte ihm für die Krone, die dieser ihm damals schenkte, wie für eine unverdiente Gnade. Dies machte sich schon der folgende Papst Paschalis zu Nutze, der sich zu Rom wählen ließ und sein Amt versah, ohne den Kaiser zu fragen, und sich später blos brieflich deshalb entschuldigte, auch vom Kaiser nicht im mindesten zur Rede gestellt ward. Noch verächtlicher betrug sich Ludwig, als 820 eine große Theurung einbrach und viele Provinzen deshalb sich empörten. Er legte sich, statt kräftig zu handeln und zu helfen, öffentlich auf einen Bußsack, und erklärte sich vor allem Volk für den größten Sünder seines Reiches.

So gut er es mit den Geistlichen meinte, so waren diese doch weit entfernt, ihm zu huldigen, betrugen sich vielmehr barsch und streng gegen ihn, wohl wissend, daß

er ihrer nicht entbehren könne, und alles für ihre Gunst opfern würde. Mit diesem überlegnen Verstande haben in der Folge die Päpste stets gegen die Kaiser gehandelt. Ein sehr gescheidter Mann jener Zeit, der Abt Wala von Corvey, sagte, mit großer Einsicht in die Lage des Reichs: Ludwig habe sich zu viel um geistliche Dinge bekümmert, der Papst zu viel um weltliche.

Das einzige Gute, das Ludwig zugeschrieben werden muß, war seine Sorgfalt für die Bekehrung Skandinaviens, indem er theils die von dort geflüchteten Christen unterstützte, theils Bekehrer in den Norden sandte.

Kapitel CLIX.

Kriege der Söhne gegen den Vater.

Ludwig ahmte seinem Vater blindlings nach, indem er noch bey voller Lebenskraft das Reich unter seine drey Söhne vertheilte, wie sie es nach seinem Tode beherrschen sollten. Dadurch ward aber die Hoffnung des Volks auf diese jungen Häupter und von dem schwachen Alten abgelenkt.

Plötzlich aber (823) nahm Ludwig eine neue Gemahlin, die schöne Jutta, Tochter des schwäbischen Grafen Welf, dessen Geschlecht in der Folge sehr berühmt geworden. Jutta gebar dem Kaiser einen vierten Sohn, Karl, zubenannt der Kahle. Dieser ward des alten Vaters Liebling, und ihm zu Gunsten ward 829 eine neue Theilung des Reiches veranstaltet, wobey die ältern Söhne hintangesetzt wurden.

Da sah die Welt ein nie erhörtes Schauspiel. Die Söhne empörten sich gegen den Vater. Mit Abschen sah das Volk diesen Krieg und half ihn doch willig ausfechten, weil ihm die Erbärmlichkeit Ludwigs noch viel un-

erträglicher schien. So ward die weltliche Gewalt verächtlich, während die Päpste in der großen Verwirrung allein mit kaltem Verstande ihren Vortheil berechneten und einzogen, in der allgemeinen Trauer allein ihres Triumphes lachten.

Schändlich war die Empörung der Söhne gegen den Vater, aber sie läßt sich erklären, wenn man bedenkt, daß diese Söhne an Geist und Kraft mehr den Ahnen als dem Vater nachschlugen, daß sie von der Schande, die der Vater über ihr großes Geschlecht und über die kaiserliche Würde gebracht, mehr bewegt wurden, als von dem Gefühl der Natur, das der Vater selbst erstickt hatte. Insonderheit ist bey Lothar, dem ältesten Sohne, die würdige Absicht, das kaiserliche Ansehn aufrecht zu erhalten, unverkennbar, obwohl er eben deshalb am grausamsten gegen den Vater handelte. Zu etwas Gutem aber konnte dieser Krieg nimmer führen, weil er gegen die Natur war, weil er den jungen Siegern den schlimmsten Feind im bösen Gewissen selbst erweckte, und endlich, weil nicht bloß ein Sohn zu herrschen sich berufen fühlte, sondern alle, daher an rechte Einigung nicht zu denken war.

Die Söhne, vom unwilligen Volk unterstützt, waffneten sich plötzlich, Lothar mit den rheinischen Völkern, Pipin mit den Franzosen, Ludwig mit den Deutschen. Sie nahmen den Vater 830 zu Compiegne gefangen, steckten Jutta und Karl in ein Kloster und machten Lothar zum Kaiser.

Kaum aber war dieser Gewaltstreich geschehn, so fühlte das Volk Gewissensbisse, und ward durch das demüthige Benehmen des alten Kaisers so gerührt, daß es plötzlich wieder seine Parthey nahm und Lothar zwang, der Krone zu entsagen.

Ungewarnt durch dieß Geschick, betrug sich Ludwig sogleich wieder übermüthig, und entriß dem Pipin Aquitanien, um es dem jungen Karl zu geben. Die Söhne rüsteten sich wieder, und da der Kaiser auch außerdem gar nichts Kräftiges zu Aufrechthaltung der Ordnung that, so ward auch das Volk sehr unruhig und sah schwankend einem neuen Kriege entgegen. Lothar glaubte den Papst benutzen zu müssen, dieser aber, damals Gregor IV, fand die Gelegenheit günstig genug, sein majestätisches Ansehn zu zeigen und reiste nach Deutschland, um als Schiedsrichter zwischen Vater und Söhnen, als Richter über die weltliche Macht aufzutreten. Bey Colmar im Elsaß versammelten sich (833) die Parteyen zur Entscheidung. Aber noch bevor etwas ausgemacht war, gelang es Lothar und dem Papst den größten Theil von Ludwigs Vasallen auf ihre Seite zu ziehn. Der alte Kaiser sah sich verlassen, und hieß noch wehmüthig die letzten seiner Getreuen ebenfalls zum Feind übergehn, damit um seinetwillen kein Blut vergossen würde. Das Feld, da dieser Verrath geschah, ward noch in später Zeit das Lügenfeld genannt.

Der Kaiser ward nach Soissons gebracht, wo ihn die Geistlichen in eine Kirche führten, um große Pönitenz zu thun. Er mußte die Waffen ablegen, und, auf einen elenden Bußsack ausgestreckt, ein Verzeichniß aller seiner Sünden, worunter man auch den Krieg gegen seine Söhne zu rechnen sich erfrechte, laut ablesen. Er that fast blödsinnig alles, was man ihm befahl, und entsagte durch Niederlegung der Waffen faktisch der Kaiserkrone, die nur ein kriegerischer Held tragen durfte.

Lothar ward Kaiser, und wollte dieser Würde gemäß auch über die Brüder herrschen. Diese jedoch waren damit nicht zufrieden, und zugleich nagte sie das böse Gewissen, ihren alten Vater der Grausamkeit Lo-

thars überliefert zu haben. Besonders Ludwig der Deutsche konnte den Jammer des Vaters nicht länger ansehn, und erhob das Schwert gegen den Bruder, um diesen zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Pipin stand ihm bey und Lothar ward ebenfalls abgesetzt, der alte Ludwig abermals auf den Thron gesetzt.

Indeß auch jetzt war Ludwig noch nicht gebessert. Wiederum that er nichts kräftiges für die Beruhigung des Reiches und war nur darauf bedacht, seinen Liebling Karl mächtig zu machen, wodurch er nur aufs neue den Haß der übrigen Söhne aufreizte. Ganz unbesonnen und undankbar entriß er Ludwig dem Deutschen das ganze nördliche Deutschland, um es Karln zu geben. Da waffnete sich Ludwig wieder gegen den Vater. Dieser zog ihm entgegen, starb aber unterwegs auf einer Rheininsel bey Ingelheim (840).

Kapitel CLX.

Frankreichs Abfall vom Reich.

Lothar ward Kaiser und versprach, Karln den Kahlen im Besitz von Neustrien zu schützen, da Pipin gestorben war. Stets aber schwebte diesem eben so kräftigen als gemüthlosen Lothar das Beyspiel Karls des Großen vor Augen, und trieb ihn an, das Kaiseramt gewaltig über die Brüder und über die Kirche zu handhaben, die unter seinem Vater allzu übermüthig geworden. Aber an beyden fand er kräftige Gegner. Die Brüder erhoben die Waffen. Die Geistlichkeit untergrub sein kaiserliches Ansehn. Er sah sich genöthigt, die wilden Normänner, die bey der Verwirrung des Reiches beynahe alle Jahre in die deutschen und französischen Flüsse fuhren, und raubten, mordeten, und 833 ganz Friesland verheert hatten, zu Bundesgenossen anzuneh-

men. Dennoch ward er bey Fontenay in Burgund (841) von den Brüdern in offner Schlacht überwunden. In diesem blutigen Kampfe sollen 100,000 Mann getödt, besonders der Adel so gelichtet worden seyn, daß man eine Zeit lang die Freyen, die eine adeliche Frau heyratheten, zum Adel erhob, um diesen wieder zu ergänzen.

Noch schwankten die Parteyen über den endlichen Ausgang des Zwistes, als der altsächsische Adel im forterbenden Haß gegen die fränkischen Grafen und Vasallen großen Aufruhr erhob. Dieser Umstand, der schleuniges Zusammentreten gebot, und die Erschöpfung der Heere, versöhnten die Gemüther der Brüder, um für die Wiederherstellung des Reichsregimentes einen festen Grund zu legen.

Daraus ging 843 der Vertrag zu Verdun hervor, wodurch eine strenge Theilung des Reiches festgesetzt ward. Lothar behielt die Kaiserkrone und ein lang ausgedehntes Gebiet, das die Niederlande, die Rheinufer, Burgund und Italien in sich schloß und nach seinem Namen Lothringen (Lotharingien, Lotharii regnum) genannt ward. Ludwig der Deutsche behielt alles, was diesem zur Rechten lag, unter dem Titel eines deutschen Königs; Karl der Kahle alles, was zur Linken lag, als König von Frankreich. Seit dieser Zeit ist Frankreich von Deutschland getrennt geblieben.

Kapitel CLXI.

Neue Theilungen des Reichs.

Lothar starb 855 und theilte Lothringen unter seine drey Söhne, die nicht lange lebten. Wichtig ward nur der mittlere, Lothar II, weil er seine Gemahlin verstieß und die schöne Walrade zur zweyten Ehe nahm, denn

dies gab dem kräftigen Papst Nikolaus I Anlaß, seine Gewalt geltend zu machen. Er löste auf dem Concilium zu Metz 863, kraft seines kirchlichen Ansehns die Ehe auf und erklärte Hugo, Walradens Sohn, der Krone verlustig.

Ludwig der Deutsche starb 876 und theilte Deutschland unter seine drey Söhne, von denen zwey ebenfalls nicht lange lebten, aber der Dritte, Karl der Dicke, wichtig wurde.

Karl der Kahle hatte Lust zu Deutschland und erhob Krieg gegen Ludwigs Söhne, als er plötzlich starb 877. Er hinterließ Frankreich einen einzigen Sohn, Ludwig den Stammler, welcher 879 starb, und drey Söhne hinterließ, von denen nur der jüngste, Karl der Einfältige, am Leben blieb, aber vom Papst nicht anerkannt wurde, weil er aus einer zweyten verbotnen Ehe geboren worden.

So sah sich 884 Karl der Dicke im Alleinbesitz des großen Reichs und selbst Frankreich ward auf eine kurze Zeit wieder mit Deutschland verbunden.

Während dieser Theilungen und hauptsächlich durch sie selbst, kam Deutschland in große Noth. Es fehlte die Einigkeit und mit ihr die Kraft beym Regentenstamm. Dieß aber ward theils von den heidnischen Völkern benutzt, um von außen her das Reich zu erschüttern, theils vom Papst und von aufstrebenden Herzögen, um von innen heraus die weltliche Macht zu schwächen.

Kapitel CLXII.

Die Normannen, Slaven und Araber.

Die kühnen normännischen Seeräuber fuhren unermüdlich fort, das Reich zu beunruhigen. Das Aufstre-

den der Könige und des Christenthums trieb sie in zahllosen Schaaren aus der Heimath in die See. Abentheuer, Kampf und Beute suchten sie und Rache an den Christen, Zerstörung der Kirchen. Ihre Frechheit überstieg allen Glauben, denn sie begnügten sich nicht, an den Küsten zu plündern; sie fuhren auch durch die Mündungen der Flüsse auf ihren schmalen Schiffen weit hinauf und waren plötzlich mitten im Lande, ehe man sich ihrer versah. Wo sie hindrangen, ließen sie Leichen und Schutthaufen zurück. In die friedlichen Dörfer fielen sie mit Brand und Mord. Sie scheuten nicht, mächtige französische Städte zu belagern, eroberten und zerstörten ihrer viele und schlugen harte Schlachten selbst gegen überlegne Heere. Immer stritten sie zu Fuß und so gewandt, daß die schwer geharnischten Reiter der Deutschen gegen sie im Nachtheil waren. Wurden sie besiegt, oder fürchteten nur, es zu werden, so warfen sie sich auf ihre Kähne und ruderten pfeilschnell davon, daß keine Verfolgung möglich war. Sie wurden so furchtbar, daß man öffentlich Kirchengebete gegen sie veranstaltete.

Schon 841 verbrannten sie Rouen, 843 verwüsteten sie Nantes und Tours. 845 eroberten sie unter Regnar die Stadt Paris. Um dieselbe Zeit zerstörten sie das neuerrichtete Bisthum Hamburg von Grund aus. Gegen sie ward den Sachsen ein neuer Herzog Ludolf vorgesetzt, um des Reiches Seemark zu wahren. 852 drangen sie tief in die Schelde. 855 wurden sie von den Aquitaniern geschlagen. Jährlich überfielen sie Friesland, doch die wackern Bauern dieses Landes, noch in uralter Freiheit lebend, vertheidigten sich mit überwiegendem Heldenmuth. Beynahe jedes Jahr bis 880, ward durch einen glänzenden Sieg der Friesen über die Dänen verherrlicht, doch litt dabey das Volk ausnehmend. 864 mach-

ten die Normänner sich die ganzen Niederlande zinsbar. Immer zahlreicher fußten ihre Heere auf deutschem Boden. Die Friesen, wie die Sachsen, waren nicht mehr im Stande, sich ihrer zu erwehren. Herzog Bruno, Ludolfs Sohn, stellte sich mit dem Kern der sächsischen Völker den Normannen bey Ebbekesdorf entgegen, erlitt aber eine furchtbare Niederlage und blieb selbst auf dem Wahlplatz (880). Noch gefährlicher wurden die Sieger unter Karl dem Dicken.

Auch die Slaven erneuerten unablässig ihre Angriffe auf das Reich. Gegen sie ward, wie Ludolf über Sachsen, so Tachulf über Thüringen zum Herzog gesetzt. Diesem folgte 873 Ratolf und 880 Poppo. Sie schirmten das Reich glücklicher gegen die Slaven, als die Sachsen gegen die Normannen, denn der Deutsche war im Kampfe dem Slaven immer überlegen, nicht so dem urkräftigen Normann, der seines eignen Stammes war. Damals war unter allen slavischen Völkern das mährische zum größten Ruhm gelangt, und hatte an die Stelle des von Karl dem Großen zertrümmerten Avarenreiches ein großes mährisches Slavenreich gegründet, unter Zwentibold oder Svatopluk.

Die Araber fuhren von Afrika und Spanien nach Italien hinüber, bemächtigten sich Siciliens und der Stadt Tarent auf dem Festlande von Italien. Sie bedrohten sogar den Papst, und konnten weder von den deutschen Königen noch von den lombardischen Herzögen vertrieben werden.

Kapitel CLXIII.

Der Papst und die Herzöge.

Im Innern des Reiches galt unter solchen Umständen die päpstliche Gewalt, weil in ihr Kraft und Ein-

heit war, mehr als die kaiserliche. Zwar begleitete den Triumph der Kirche ein zügelloser Übermuth und diesen weltliches Laster, doch waren nur einige kräftige Päpste hinreichend, jedes Versehen wieder gut zu machen. 855 soll ein geistreiches Weib, die ihr Geschlecht vor jedermann zu verbergen gewußt, auf den päpstlichen Thron gelangt seyn. Man sagt, sie sey erst durch ein Kind entdeckt worden, dessen sie mitten in einem feyerlichen Prozessionszug im päpstlichen Ornat genesen. Man hat sie die Päpstin Johanna genannt. Die Wahrheit dieser Begebenheit ist nicht genau erwiesen. Unmöglich ist sie nicht. Vielleicht ist sie aber auch nur erdichtet, um das Weiberregiment zu verspotten, unter welches einige spätere Päpste fielen. Nikolaus I, der 858 den päpstlichen Thron bestieg, erwies sich dagegen als ein sehr kräftiges Haupt der Kirche, wie die Decretalien des Isidorus, die zu seiner Zeit erschienen, sein Auftreten gegen Lothar II und Walraden und gegen Erzbischof Hinkmar beweisen. Ihm vorzüglich verdankte das päpstliche Ansehn seine festere Begründung; sein Nachfolger Hadrian trat noch in seine Fußstapfen, gegen das Ende des neunten Jahrhunderts aber wurden die Päpste eine Zeit lang eben so verächtlich, als früher die Korolinger.

Die lombardischen Herzöge lebten fast unabhängig, dem Reich entfremdet. In Unteritalien war der von Spoleto, in Oberitalien der von Friaul am mächtigsten. Der Nationalhaß der Italiener, und das Streben der Päpste unterstützte sie gegen Deutschland. Von Süden her mußten sie zwar harten Kampf gegen die Araber bestehn, aber ihr Heldenmuth in diesen Kriegen nährte nur den stolzen Sinn, den sie immer übermüthiger gegen die Kaiser, selbst gegen den Papst geltend machten, denn dieser mußte sie als seine Stützen betrachten und sie begünstigen. In derselben Weise wurden die sächsi-

schen und thüringischen Herzöge durch den Heldenruhm, den sie gegen Normannen und Slaven erwarben, mächtig, unentbehrlich und trotzig. Schon Ludolf durfte die herzogliche Würde von Sachsen auf seinen Sohn Bruno vererben, und als dieser den Heldentod gestorben, ward wieder sein Sohn Heinrich der Sachsen Herzog, und dadurch eines der berühmtesten Geschlechter des Mittelalters gegründet. Auch Thüringen behielt seine Herzöge, doch nicht aus einem Geschlecht.

Burgund, zwischen den Lotharingischen und französischen Karolingern hin und her gerissen, hielt es für besser, nach Ludwig des Stammlers Tode 879 sich selbständig zu machen, und erhob einen Grafen des Landes, Boso, zu Montaille zum König von Burgund. Da er sein Ansehn mit Würde behauptete, des Landes Liebling, darum den schwachen Karolingern zu mächtig, und diesen überdem verwandt war, so behielt er seine Krone und vererbte sie nachher auf seinen Sohn.

Kapitel CLXIV.

Karl der Dicke.

Dieser jüngste unter den Söhnen Ludwigs des Deutschen, erbte schon 882 alles deutsche und lothringische Gebiet, außer Burgund, und 884 auch Frankreich, das eigentlich Karln dem Einfältigen zukam. Da dieser aber aus einer vom Papst nicht anerkannten Ehe stammte und seiner Blödsinnigkeit wegen von den Franzosen selbst für unfähig zur Regierung erkannt wurde, so gelang es Karl dem Dicken ohne Schwierigkeit, sich seines Landes zu bemeistern und auf eine kurze Zeit Frankreich wieder mit Deutschland zu verbinden. Er soll jedoch dem Papst in geheimen Verträgen sehr viel zugestanden haben, um von ihm gegen seinen Nebenbuhler anerkannt zu werden.

Karl der Dicke war ein gutmüthiger, aber träger Mann. Es kann nicht geläugnet werden, daß er eine Wiederherstellung des Reiches Karls des Großen gewünscht und bezweckt, aber seinem Charakter gemäß fand er dazu keine kräftigern Mittel, als Geld und Versprechungen, Frieden und Verträge, deren Vortheil er auch mit Schande zu erkaufen sich nicht entblödete.

Was ihm mit dem Papst gelungen, schien ihm auch auf die Normannen anwendbar. Diese verwüsteten 881 schon wieder Aachen, Cölln und Bonn, im folgenden Jahr sogar Trier. Karl ließ die Waffen ruhn, und hoffte sie durch geistliche Bekehrer, Geld und Friedensvorschläge sichrer schlagen zu können. Viele Normannen ließen sich zum Schein taufen, betrogen ihn aber immer wieder. Einem dänischen König gab er Friesland völlig zu Lehn, zur Schande der heldenmüthigen Friesen. Er verschlimmerte sodann diesen Fehler nur, indem er den fremden Lehnsträger meuchlings ermorden ließ; denn die Normannen unternahmen sogleich einen großen Rachezug und drangen in ungeheuren Schaaren von zwey Seiten her ins Reich, durch den Rhein und die Maaß und durch die Seine. Am Rhein stritt gegen sie ein ritterlicher Held aus dem Geschlecht Babenberg (Bamberg) das in der Folge sehr berühmt geworden. Auf der Seine drangen sie aber bis vor Paris, verschanzten sich auf dem Montmartre und belagerten die Stadt anderthalb Jahre lang. Endlich rückte Karl der Dicke mit großer Heeresmacht zum Entsatz, anstatt aber zu schlagen, ließ er sich in einen schimpflichen Frieden ein, zahlte den Normannen eine große Summe Geldes, öffnete ihnen die wackre Stadt Paris und überließ es ihnen als Waffenplatz, gönnte ihnen freye Schiffahrt auf der Seine, und bestätigte sie in dem Besitz von Friesland. Dieser schändliche Vertrag ward 887 geschlossen.

Aber ein Friede, der einen Theil des christlichen Reichs in die Hände der Heiden lieferte, den selbst die übrigen Theile nur mit Schimpf und Schande genossen, konnte nur allgemeinen Haß erregen, der auf das Haupt des Kaisers sich entladete. Ein so fetter und fauler Regent, der sich nicht vom Fleck rührte, der den Feind mit Gold bestach, statt ihn mit Eisen zu schlagen, der die Hand im Sack und nicht am Schwertgriff hatte, war den Deutschen immer, in solcher Zeit der Noth aber am allermeisten unerträglich. Schnell entschlossen, vereinigten sich daher alle Großen des Reichs, noch in demselben Jahr, da der Friede geschlossen worden, auf einem großen Reichstag zu Tribur, hielten über Karln öffentlich Gericht, erwiesen seine Unwürdigkeit als Reichsverweser und entsetzten ihn förmlich und feyerlich. Er überlebte seine Schande nur noch ein Jahr.

Kapitel CLXV.

Arnulf, Ueberwinder der Normannen.

Die Ruhe war darum noch nicht hergestellt. Das Reich war ohne Haupt, und seine verschiedenartigen Theile trennten sich in der Wahl. Hätte man die Erbfolge beybehalten wollen, so wäre Karl der Einfältige zur Krone berufen worden. Aber dieser schien dafür noch unfähiger, als selbst sein abgesetzter Vetter. Von Karloman, einem Bruder Karls des Dicken, war noch ein unehelicher Sohn übrig, Arnulf, den sein Oheim zum Herzog über Baiern gesetzt und der in glänzenden Thaten gegen die Slaven bereits großen Kriegsruhm sich erworben. Ein solcher Heldenjüngling voll Feuer und Geist war des Reiches Noth gewachsen, der Krone völlig würdig, welcher Schimpf auch seine Geburt befleckte. Darum erhuben ihn die Deutschen einmüthig zum Kaiser.

Anders aber dachten die Franzosen, die im alten Haß gegen Deutschland, doch mit Übergehung Karls des Einfältigen, Arnulf verschmähten, und sich den tapfern Grafen Odo von Paris zum König setzten. Auch Burgund blieb gesondert. Nach Boso's Tode, der noch 887 erfolgte, übernahm sein Sohn Ludwig Niederburgund oder das südliche Frankreich. Hochburgund aber, oder das westliche Alpenland, wählte den Grafen Rudolf aus dem schwäbischen Geschlecht der Welfen zum König. Italien betrachtete sich als ganz unabhängig, und die zwey mächtigen Herzöge Guido von Spoleto und Berengar von Friaul, buhlten sogar bey dem Papst um die Kaiserkrönung. Doch waren auch sie, wie die beyden Burgundischen Häuser, den Karolingern verwandt, wodurch sie sämmtlich ihren Ansprüchen Kraft zu geben hofften.

Trotz dieser innern Zerrüttung und den äußern Gefahren des Reichs gelang es dem jungen Arnulf, noch einmal den Ruhm des Karolingergeschlechts zu erneuern. Seine drohende Stellung, die Erwartung seiner Thaten, die alte Ehrfurcht vor dem Grundsatz, daß ein einiges Reich und als das einige Haupt desselben der Kaiser bestehen müsse, bewog den abtrünnigen Odo schon 888 nach Worms zu kommen und Arnulf zu huldigen. Dasselbe thaten die Burgunder. Als aber 893 Odo durch eine Verschwörung wieder entthront und Karl der Einfältige endlich doch zur Krone berufen worden, kam auch dieser, um Arnulf den Eid der Abhängigkeit zu leisten. Der junge Kaiser mußte mit dieser Anerkennung sich begnügen, da ihm die Normannen und Slaven keine Muße ließen, die Abtrünnigen strenger zu fesseln.

Mit den Normannen begannen sogleich neue Feindseligkeiten. Sie fielen 891 in Lothringen ein und brachten den Deutschen eine blutige Niederlage bey. Selbst der Erzbischof von Mainz, Sundwald, der mit gegen

die Heiden ausgezogen war, blieb todt auf dem Platze. Aber sogleich zog Arnulf selbst gegen die Normannen und fand sie bey Löwen fest verschanzt. Eine mörderische Schlacht begann. Die deutschen Reiter litten durch die gewandten normännischen Fußkämpfer große Noth. Da sprang Arnulf der erste vom Pferde, mit ihm alle Edlen des Heerbanns und sie maßen sich Mann gegen Mann im dichtesten Handgemeng. Die deutsche Kraft behielt den Sieg. Mit ihren beyden Heerkönigen bedeckten viele tausend Leichen der Normannen das Schlachtfeld. Funfzehn Fahnen wurden des Siegers Beute. Seit dieser furchtbaren Niederlage scheute der Normann den Rhein und seine Angriffe wurden auf dieser Seite seltner, dagegen fiel er desto öfter im westlichen Frankreich ein.

Kapitel CLXVI.

Die Burgen des Adels.

Um diese Zeit wurden die festen Burgen des Adels immer häufiger. Schon seit Karl dem Großen waren sie im innern Deutschland bekannt geworden. Am Rhein und in Frankreich waren sie noch älter. Die reichen Baronen und Vasallen wählten gern die Berge zu ihrem Wohnsitz. Ihr freier stolzer Sinn trachtete nach der Höhe, nach der reinen freien Luft der Berge. Ihr Rang verlangte diese Auszeichnung vor dem niedern Volk. Nützlich und erfreulich war ihnen der Überblick über die untergebenen Landschaften und Dörfer von ihren Höhen herab. Die häufigen Fehden aber machten nicht minder die steilen und unzugänglichen Bergspitzen zu sichern Schutzwehren, und aus demselben Grunde wurden die Sitze des Adels mit Mauern, Gräben und Thürmen wohl befestigt, daher auch Burgen genannt.

Im innern Deutschland, besonders in Sachsen und Thüringen, mehrten sich die Burgen durch die verheerenden Einfälle der Normannen und Slaven. Vor diesen Räuberzügen war nirgends Schutz zu finden, als in den festen Burgen, auf deren Belagerung sich der leichtbewaffnete Feind nicht verstand. So krönten sich die deutschen Berge seit Karl des Dicken und Arnulfs Zeit mit einer Menge von Schlössern, an deren Fuß die Vasallen und Leibeignen sich in Dörfer vereinigten, und nicht selten umschloß die Ringmauer der Burg niedersteigend auch das ganze Dorf, wie es noch jetzt an vielen Ruinen zu sehn ist.

Kapitel CLXVII.

Die Ungarn.

Auch mit den Slaven mußte Kaiser Arnulf harten Kampf bestehn. Die Obotriten thaten verheerende Einfälle. Arnulf bekämpfte sie unentschieden; indeß nahm er dem thüringischen Herzog Poppo, der trotzig nach Unabhängigkeit strebte, seine Würde gewaltsam.

Das Mährenreich hatte den Gipfel seiner Größe gewonnen. Zwentebold war Arnulfs Freund geworden und hatte den Sohn desselben mit eigner Hand aus der Taufe gehoben, ihm auch den gleichen Namen Zwentebold gegeben. Das mährische Reich hatte sich wie Frankreich der Oberherrlichkeit des deutschen Kaisers unterworfen, und Arnulf stand nicht an, seinem slavischen Freunde ganz Böhmen, das sonst zu Baiern gerechnet worden, zu Lehen zu geben. Aber die Böhmen oder Tschechen, ein echt slavisches Volk, murrten gegen die deutsche Hoheit, und trieben Zwentebold selber an, sich von Deutschland loszusagen. Dieser ehrgeizige Fürst kündigte 892 dem Kaiser Friede und Freundschaft auf.

Damals war in dem alten Pannonien, wo später die Longobarden, noch später die Avaren sich niedergelassen, ein fremdes Volk erschienen, die Magyaren (Madscharen) wie sie selbst sich nannten, oder Ungarn (d. h Fremde) wovon das Land den Namen bekam, oder Hunnen, wie sie damals von den Deutschen genannt wurden, weil man in ihnen die alten Hunnen wieder zu sehen glaubte. Man hat sie für einen finnischen Stamm gehalten, der von Norden her eingewandert. Doch hatten sie nichts von der Milde, die den übrigen Finnen eigen war, vielmehr waren sie über die Maaßen kriegerisch und verwegen, nach Mord mehr als nach Beute begierig und noch völlig Heiden. Sie waren klein von Körper aber sehr kräftig und gewandt, ihre Blicke so stolz und trotzig, als sie noch jetzt bey den Ungarn sich finden. Das ganze Volk war auf Rossen eingewandert und kam, wie die Hunnen, niemals aus dem Sattel. Vom Fußkampf wußten sie nichts, aber sie erwiesen sich als die schnellsten und geübtesten Reiter, den Deutschen bey weitem, selbst den raschen Slaven überlegen.

Da dieses Volk sich von Osten her gewaltsam gegen die Slaven vorschob, und in unaufhörlichem Krieg mit ihnen begriffen war, so fand Arnulf an ihm sogleich einen Bundesnossen. Er rief es gegen Zwentebold zu Hülfe, während er selbst mit dem deutschen Heerbann in Böhmen einfiel. Der mährische Fürst ward 894 geschlagen und zur alten Abhängigkeit gezwungen, aber auch den furchtbaren Ungarn ein Weg nach Deutschland geöffnet.

Kapitel CLXVIII.

Der erste Römerzug.

In Italien war Guido von Spoleto über Berengar von Friaul Sieger geblieben und 891 vom Papst Ste-

phan V zum Kaiser gekrönt worden. Er starb 894 und sein Sohn Lambert erhielt die Kaiserkrone abermals vom Papst Formosus.

Arnulf war als Kaiser im ganzen Norden anerkannt, da er aber vom Papst noch nicht gesalbt und gekrönt worden, so konnte Guido ihm sein Recht streitig machen. Diesem Unwesen zu steuern und auf die Bitte Berengars und selbst des Formosus, der nur ein Spott der übermüthigen Spoletaner war, beschloß Arnulf einen großen Heerszug nach Italien. Man hat ihm vorgeworfen, warum er nicht lieber in der Herrschaft Frankreichs und Burgunds sich befestigt, statt das undankbare und die Gefahr nie lohnende Italien zu unterwerfen. Man hat es ihm verdacht, daß er Deutschland, das noch nicht ganz beruhigt war, verlassen, um sich und sein Heer dem heißen Klima, den Krankheiten, dem Verrath der empörten Italiener auszusetzen, die eben so gut hätten auf sich selbst beschränkt bleiben können, und niemals diesseits der Alpen gefährlich geworden wären. Man hat Arnulfs Zug nach Italien, den ersten so genannten Römerzug, der das Cerimoniel der Kaiserkrönung und die Unterwerfung der abtrünnigen Vasallen zum Zweck hatte, als ein großes Unglück angesehn, weil die Römerzüge seitdem zu einer Gewohnheit der deutschen Kaiser wurden, und immer zum Verderben des Reiches ausschlugen. Aber der schlimme Erfolg bietet keinen Maaßstab für die Würde der Absicht. Gefährlich waren die Römerzüge für das eigentliche Deutschland allerdings, aber in jener Zeit ward noch nicht an einen ausschließlichen Vortheil der reindeutschen Nation gedacht. Frankreich, das sich in diesem Sinne absonderte, ward darum gehaßt und verachtet. Den Deutschen galt noch der große Grundsatz des Kaiserthums, und ihre Ehre hing mit ihm zusammen. Daß ein Italiener es

wagte, sich zum Kaiser, also zum Herrn der Christenheit aufzuwerfen, daß die Lombarden sich empörten, schien in der bloßen Schande den Deutschen eine größere Gefahr zu bringen, als die Gefahr selbst; die mit der Unterwerfung der Abtrünnigen sich verknüpfte. Der Glaube und die Ehre galt dem Deutschen noch höher, als der weltliche Vortheil und darum stehn sie auch in jener Zeit viel höher, als die Franzosen. Die Kaiserkrone aus des Papstes Hand war zwar an sich wenig werth, im Glauben der Völker aber Alles, und während der Papst selbst damit spielte, war es höchst würdevoll vom deutschen König, daß er sie bey Ehren erhielt. Zu den Römerzügen hat aber auch ohnstreitig eine alte in der Natur gegründete Sehnsucht der Deutschen nach dem Besitz des schönen Südens und nach allen Herrlichkeiten der alten Welt, deren Thron in Rom aufgeschlagen war, vorzüglich mitgewirkt, und auch um deswillen ist ein würdiges und schönes Ziel in den Römerzügen nicht zu verkennen. Wer wollte jene begeisterten Deutschen des Mittelalters nach dem Maaßstab einer bloß den häuslichen und ökonomischen Vortheil pfiffig berechnenden Politik abmessen. Was der Leib verlor, war damals noch reiner Gewinn des Geistes.

Arnulf zog 894 über die Alpen, und übte sogleich, wie früher an dem Thüringerherzog, so an dem lombardischen Grafen Ambrosius, der ihm die Thore von Bergamo verschloß, strenge Gerechtigkeit. Er nahm die Stadt mit Sturm und ließ den treulosen Vasallen an dem Thore aufknüpfen. Da aber König Odo mit den Franzosen verrätherisch sich rüstete, um die Gelegenheit zu nützen, und Rudolf von Hochburgund in gleicher Absicht mit Heeresmacht den Spoletanern wirklich zu Hülfe kam, so sah Arnulf sich gezwungen, unverrichteter Sache nach Deutschland zurückzugehn. Doch brach er wohlge-

rüstet 896 wieder auf, überstieg die Alpen zum zweitenmal und drang bis nach Toscana. Der treulose Markgraf dieser Landschaft und Berengar waren ihm freundlich entgegen gekommen; da sie ihn aber nur für sich benutzen wollten, und statt eines gutmüthigen Deutschen, den jeder Italiener überlisten zu können glaubte, einen strengen Herrn fanden, nahmen sie eine drohende Stellung an. Arnulf befand sich in der gefährlichsten Lage, entschloß sich aber kurz, gerade auf Rom loszugehn. Die Thore wurden ihm verschlossen. Auf den Mauern lagen die Spoletaner und schlugen jeden Angriff ab. Schon mußte der Kaiser an den Rückzug denken, als die bittern Spöttereien, welche die Italiener von den Mauern herabriefen, die Deutschen dergestalt in Wuth setzten, daß sie noch einmal alles für die Rache wagten. Wie Rasende schäumend erstürmten sie die Zinnen der Stadt und eroberten sie in wenig Stunden. Lamberts Anhang floh. Der befreite Formosus setzte Arnulf feierlich die Kaiserkrone aufs Haupt. Doch traf diesen jungen Helden schon das traurige Schicksal einer Rache, deren die ohnmächtige Wuth der Italiener von dieser Zeit an sich nur zu oft bediente. Es ward ihm heimlich Gift beygebracht. Er kehrte krank nach Deutschland zurück und starb schon 899 zu Regensburg.

In Italien gewann Lambert sogleich wieder die Oberherrschaft, als Arnulf nur den Rücken gewendet; doch seine eigne Tyrannei riß ihn eben so schnell ins Verderben. Er ward umgebracht 898. Sein Anhang rief Ludwig, den König von Niederburgund ins Land; dieser aber ward von der Gegenpartei von Friaul geschlagen und geblendet 905. Berengar behauptete sodann die Herrschaft bis 925, wo er ebenfalls ermordet ward.

Während dieser ganzen Periode bis gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts waren die Päpste ohnmächtig.

Ein Weib, die herrschsüchtige Markgräfin Theodora von Toscana hatte sich der Papstwahl bemeistert, setzte die heiligen Väter ein und ab, und leitete jeden ihrer Schritte. Dieselbe Gewalt behauptete ihre eben so geistvolle als freche Tochter Marozia. Ein Schattenpapst folgte dem andern und die Kaiser waren eine Zeit lang von dieser Seite frey, was nicht wenig zum Glanz der weltlichen Macht beytrug, während die päpstliche wahrhaft im Schatten stand.

Kapitel CLXIX.

Die Babenbergische Fehde.

Arnulf hatte seinen Sohn Zwentebold schon bey Lebzeiten zum König über Lothringen gesetzt, um gegen die Normannen des Reiches Grenzen zu schirmen. Dieser Jüngling aber betrug sich sehr übermüthig gegen die Lothringer, und da er besonders die reichen und über die Gebühr herrschsüchtigen Bischöfe haßte, so suchten wiederum diese ihn beym Volk zu untergraben. Sie hatten den Neid und den gerechten Unwillen der durch sie verarmten und zurückgesetzten Laien je eher zu erwarten, je mehr ihre weltliche Macht gewachsen war, und bedienten sich daher aller geistlichen Mittel, um jeden kühnen Stimmführer der Laien zu demüthigen. Dies gelang ihnen bey Zwentebold schnell, da dieser sich in der Verachtung der Pfaffen und in jugendlicher Hitze so weit verging, einen Erzbischof von Trier thätlich zu mißhandeln. Ein allgemeiner Aufstand der Lothringer entriß dem verwegnen Jüngling die Krone und das Leben, 900.

Der zweite Sohn Arnulfs, Ludwig, das Kind genannt, weil er erst sieben Jahr alt war, erhielt auf den Betrieb des Sachsenherzogs Otto und Hatto's, des

Erzbischofs von Mainz, die Kaiserkrone, denn diese Männer wollten unter dem Namen dieses Kindes als Obervormünder des Reiches selbst regieren. Diese dem Reich sehr schädliche Maßregel schien den durch Schaden klug gewordenen Herzögen und Bischöfen, die unablässig nach Unabhängigkeit trachteten, viel sichrer als Gewalt und Empörung zum Ziele zu führen, und ward daher noch oft bey der Wahl neuer Kaiser befolgt.

Das unredliche Streben der ersten Häupter des Volks konnte keinen guten Einfluß auf dieses üben. Mit der Selbständigkeit des Kaisers war die Einigkeit, das Vertrauen, die Kraft dahin, und der Ausbruch der Privatleidenschaften in Fehden und Faustrecht unvermeidlich. Während die Kirche durch die Ohnmacht der Päpste gefährdet zu werden schien, fand sie in Deutschland an Hatto ein über die Treuherzigkeit seiner Zeit verwegnes und schlaues Haupt. Die Macht der Bischöfe war groß genug geworden, um ihnen auch ohne den Beystand des Papstes die Erhaltung und Neigung des geistlichen Ansehens erwünscht und leicht zu machen. Der mächtige Otto schwieg dazu, weil er sein Haus mit Hülfe der Geistlichen groß machen wollte. Anders dachte Adalbert, Graf von Babenberg (Bamberg) dessen Geschlecht durch Heldenthaten berühmt, und durch eine große Lehensmannschaft mächtig geworden. Zwischen ihm und dem Bischof von Würzburg kam es zum Nachbarzwist, da der letztere so sehr sein geistliches Amt vergaß, daß er seinem Geschlecht, dem fränkischen des Herzogs und nachmaligen Kaiser Conrad, mit Hülfe der bischöflichen Gewalt ein ausgedehntes Lehngebiet verschaffen wollte. Der tapfre Adalbert griff zu den Waffen und fand vielen Anhang unter den Laien. Der Bischof ward aber durch das ganze Ansehn Hatto's unterstützt, der gegen den Grafen sogar die Reichsacht auswirkte. Nach herz-

hafter Gegenwehr sah sich Adalbert auf seiner festen Burg eingeschlossen und vertheidigte sich mit unerschrock- nem Muthe. Da bot ihm Hatto listig seine Vermittlung an, und gelobte, ihn unverletzt auf seine Feste zurückzu- bringen, wenn er sich auf einem Reichstag stellen wollte. Der Graf traute dem Wort des Priesters und zog aus der Burg. Hatto aber bat ihn, ehe sie abreisten, um ein Frühstück auf seinem Schloß. Sie gingen dahin zu- rück und dann auf den Reichstag. Dort aber war Hatto der erste, der sich gegen ihn wandte, und treulos genug, jene Rückkehr zum Frühstück als Erfüllung seines Gelöb- nisses auszulegen. Die versammelten Großen stimmten für Adalberts Tod und er ward 905 enthauptet.

Auf das deutsche Volk aber machte der Verrath des Priesters einen tiefen Eindruck. Noch galt ihm die Treue höher als eines Bischofs geweihtes Haupt. Alle Ge- schichtschreiber berichten, daß, während die Herzöge den Bischof geschont und dem Ausbruch der Volkswuth vor- gebeugt hätten, doch Hatto's Name und das Andenken seiner Schandthat in unzähligen Volksliedern durch ganz Deutschland verhöhnt und verflucht worden. Daraus ist denn auch, indem man an Hatto's Namen vorzüglich die weltliche Herrschsucht und den Geiz der Geistlichkeit knüpfte, die Sage von seinem erbärmlichen Ende hervorgegangen. In einer Hungersnoth, hieß es, sey eine Anzahl Bau- ern des Erzbischofs flehend vor ihn gekommen, um Brot zu erhalten; er aber habe sie in eine große Scheuer ein- gesperrt und verbrennen lassen. Aus dem Schutt sey aber eine unzählige Menge von Mäusen hervorgekom- men und über Hatto hergefallen, daß er sich ihrer nim- mer erwehren können. In der Verzweiflung sey er in einen festen Thurm mitten im Rhein bey Bingen geflohen, aber auch über das Wasser seyen die Mäuse geschwommen und hätten ihn rein aufgefressen. Der

Thurm steht noch und heißt bis auf den heutigen Tag der Mäusethurm. Man sieht aus diesem Beyspiel sehr anschaulich, wie den Volksdichtungen wahre Begebenheiten zum Grunde liegen, und wie sie den Geist der Vorzeit trefflich aufklären.

Kapitel CLXX.

Große Noth durch die Ungarn.

Die wilden Magyaren behaupteten sich im Besitz von Ungarn. Nach Zwenteboldś Tode zerfiel das Mährenreich völlig, und die Böhmen rissen sich vom deutschen Reich wieder los und theilten die Länder Zwenteboldś mit den Ungarn. Diese wurden von kriegerischen Fürsten aus dem Hause Arpad befehligt, und Kampf, Beute, Eroberung war ihr einziges Ziel. Bald fielen sie in ungeheuren Schaaren in Baiern ein. Über diese Mark des Reiches war unter Ludwig dem Kinde der tapfre Herzog Luitpold verordnet, aber er fiel in einer blutigen Schlacht gegen die Ungarn 907. Die Sieger zogen im folgenden Jahr über Thüringen, dessen Herzog Burkhard mit gleichem Heldenmuth stritt und den Tod fand. Im nächsten Jahr verheerten die Ungarn Schwaben, das damals noch keinen Herzog hatte. Wieder im nächsten Jahr zogen sie nach Franken, da der tapfre Graf Gebhart gegen sie befehligte, rühmlich stritt und fiel. Der Tod der Anführer beweist zugleich den Heldenmuth der Deutschen und die große Ueberlegenheit des Feindes. Der Ungar war unwiderstehlich im stürmischen Angriff, durch Todesverachtung unerschütterlich im Kampfe, durch die Schnelligkeit seiner Pferde unablässig im Verfolgen und eben dadurch selbst vor der Verfolgung gesichert. Sein Blutdurst, die unmenschliche Behandlung der Wehrlosen, das nutzlose Sengen und Brennen überraschte den ehrli-

chen Deutschen, und ließ ihn im Ungarn einen höllischen Geist fürchten, gerade wie einst die Gothen vor den Hunnen sich gefürchtet hatten, bevor sie sie näher kennen lernten. Die Schnelligkeit aber, mit welcher die ungarischen Reiterhorden plötzlich mitten im Lande erschienen und wieder verschwanden, trug nicht wenig zu diesem zauberhaften Schrecken bey. Die Herzöge stritten vereinzelt, dem Reiche gebrach ein einiges Haupt. Das fühlte alles Volk und man predigte öffentlich nach dem biblischen Spruch: »wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist.«

Kapitel CLXXI.

Uebergewicht der Herzöge.

Da starb der junge Ludwig zum Glück, bevor er noch regiert hatte, 911. Mit ihm aber starb das Geschlecht der Karolinger auf dem Throne deutscher Nation gänzlich aus. Karl der Einfältige, der damals in Frankreich kümmerlich gegen die Normannen sich behauptete, und deren Anführer Rollo unter dem Namen Robert in demselben Jahr 911 zum ersten Herzog der Normandie erhob, bemühte sich eifrig um die deutsche Königskrone, ward aber vom Reichstag mit Recht verächtlich abgewiesen.

Mit dem Hintritt der Karolinger war auch ein natürliches Band der Einigkeit unter den verschiedenen deutschen Stämmen zerrissen, und der Unterschied der geistlichen und weltlichen Stände war für die neue Kaiserwahl weit weniger wichtig, als der Unterschied der Nationen; denn die Stände befolgten nur das alte Herkommen, indem sie ein Haupt des Reiches wählten, die Stämme aber traten in ein neues Verhältniß, indem es

für die Ehre und den Vortheil eines jeden bedeutend war, aus welchem Stamme der neue Kaiser gewählt werden sollte. Aus diesem Grunde, und weil die herzogliche Gewalt und mit ihr die Absonderung der Stämme schon unter den letzten Karolingern so sehr überhand genommen, trat die Reichsversammlung für die neue Wahl nicht nach den Ständen, sondern nach den Nationen zusammen, und nach diesen letztern theilten sich die Stimmen. Es waren aber vier Stämme und vier Stimmen; die Franken unter Herzog Conrad, der jedoch weit weniger galt als der alte Hatto, der Erzbischof von Mainz und damals gewissermaßen der Papst für Deutschland; die Sachsen, Friesen, Thüringer und einige unterworfene Slaven unter dem einigen Herzog Otto; die Schwaben, mit der Schweiz und Elsaß unter verschiednen Grafen, die als unmittelbare Beamtete des Königs, zum Unterschied von den mittelbar unter den Herzögen stehenden Grafen, Kammerboten hießen; die Baiern mit Tyrolern und einigen unterworfenen östlichen Slaven unter Herzog Arnulf dem Bösen, Sohn des gefallenen Luitpold. Einen fünften Hauptstamm bildeten die Lothringer, die aber damals unter ihrem Herzog Reginar sich eng an Frankreich angeschlossen hatten.

Der erste und natürlichste Gedanke der Reichsversammlung war, die Krone dem Mächtigsten zu geben. Darum trug man sie dem Herzog Otto an, der über das meiste Land und das tapferste Volk gebot, dessen Herrschaft schon vom Vater und Großvater geerbt und in der Gunst der Sachsen wohl befestigt war, der auch persönlich alle Gaben des Herrschers besaß. Aber eben dieser Otto und mit ihm Hatto, sein alter Bundesgenoß, hatten sich bey ihrem bisherigen System, im Namen eines schwachen Kaisers zu regieren, so wohl be-

funden, daß sie nicht gesonnen waren, es aufzugeben. Von Hatto ist dieß begreiflich, da er nie selbst Kaiser werden konnte; von Otto aber scheint es sonderbar, daß er sein System, unter dem Kaiser über den Kaiser zu herrschen, nicht in dem Augenblick gegen die höchste Herrscherwürde selbst vertauscht, da er das heilige Ansehn der Karolinger nicht mehr zu schonen hatte. Der eigentliche Grund, warum er die Krone nicht annahm, scheint daher tiefer zu liegen als in dem Streben seines Freundes Hatto. Der einsichtige Otto, dem das Volk nicht bloß jener Entsagung wegen den Namen des Erlauchten (Erleuchteten, Weisen) gegeben, durchschaute die Verhältnisse des deutschen Volkes tiefer, als alle seine Zeitgenossen, sah in den Kämpfen seiner Zeit den Keim zu nothwendigen Veränderungen und suchte dieselben durch sein Beyspiel friedlich und nach besten Regeln herbeyzuführen. Er sah ein, daß das Kaiserreich in seiner großen Einheit bestehn, daß aber im Innern desselben in Bezug auf die Stämme eine bessere Ordnung getroffen werden müsse. Er sah ein, daß das besondre Interesse der Stämme von den frühern Kaisern mißkannt, dann in feindseliger Empörung der Völker, in ehrgeizigem Streben der Herzöge wieder laut geworden, einen natürlichen Grund habe. Er sah ein, daß es für das Reich besser wäre, durch Begünstigung der Stammunterschiede Frieden zu erhalten, und für diese, durch Befriedigung ihrer besondern Bedürfnisse an innerer Wohlfahrt, Macht und Ehre zu gewinnen. Er sah ein, daß weder ein Kaiser, der jeden zu mächtigen Herzog fürchten und verderben zu müssen glaubte, noch ein Herzog, der das Reichsverband nicht ehrte und mehr als ein Beamteter seyn wollte, noch auch ein empörtes von Haß und Rache besessenes Volk zu einem Ziele führen könnte. Er sah ein, daß dieß nur ein Herzog vermöchte, der auf

der einen Seite zu Gunsten seines Stammes dem Kaiser trotzen, auf der andern Seite zu Gunsten des Kaisers dem ehrgeizigen Streben seines Stammes entgegen arbeiten würde. Er selbst gab dieses Beyspiel und fand im Gegenstand seines Handelns ein höheres Ziel und eine höhere Ehre, als wenn er, was seinen Zeitgenossen das höchste schien, nach der Krone gestrebt hätte. Das Wohl des Reiches, nicht der Glanz der Krone lag ihm am Herzen. Zu dieser natürlichen Erklärung berechtigt die große Meinung der damaligen Zeit von Otto's Einsichten, sein Verfahren selbst und die Angemessenheit desselben für die Zeit, wie seine Folgen und Früchte beweisen. Karl der Große gründete auf den Trümmern der alten Stammunterschiede das Reich und die Stände. Otto, der Herzog, beschwichtigte den Kampf der Stammunterschiede gegen das Reich, und brachte ihr uraltes und natürliches Recht unter festen Regeln als ein neues und nothwendiges Element in die Reichsverfassung. Er schlug die Krone aus, huldigte einem neuen Kaiser, gönnte diesem aber keine höhere Gewalt über sich, als er für seinen Zweck heilsam fand und traf auf seine eigne Hand in seinem Sachsenlande gleich einem selbständigen Fürsten treffliche Einrichtungen des Friedens, wodurch er bald allen andern Herzogen ein würdiges Muster wurde. Diese, die nur vor Otto hätten zittern dürfen, wenn er Kaiser geworden wäre, wurden durch seine Entsagung mächtig genug, durch sein Beyspiel belehrt genug, um dasselbe für ihre Stämme zu thun, was Otto für die Sachsen that.

Die Wahl fiel auf den fränkischen Herzog Conrad, der schon durch die Wahl selbst von Otto und Hatto, die sie leiteten, abhängig war. Dieser neue Regent mußte sich sogleich gefallen lassen, daß der größte Theil

des karolingischen Alods und der Regalien an die Herzöge fiel, und daß diese, nach dem Beyspiel Sachsens, unaufhaltsam das Ziel verfolgen konnten, besondre selbständige Reiche im Reich zu gründen. Ja er war so vernünftig, während er das Kaiseramt würdig handhabte, doch zugleich dem innern Bedürfniß der Stämme dergestalt zu huldigen, daß er die Herzöge im Sinn Otto's gewähren ließ, in demselben Sinn auch sein Franken verwaltete, und Schwaben, das noch unter Grafen getheilt war, ebenfalls zu einem einigen Herzogthum erhob. Die Stämme erstarkten sichtbar in dieser natürlichen Sonderung unter einer eben so natürlichen Einheit, und was Herzog Otto gestiftet, blieb geraume Zeit unerschütterlich wie die Stiftung Karls des Großen, und das Ansehn der Stämme ward heilig, wie das Ansehn der Stände. Indeß gebrauchten nicht alle Herzöge ihre größere Gewalt so mäßig und so zum Besten des Reiches, als Otto, sondern wollten sich wie die frühern Herzöge ganz unabhängig machen, oder, was Otto verschmäht hatte, um die Krone buhlen. Auf der andern Seite erfuhren sie aber das Gleiche wieder von ihren Vasallen, und so war der Kampf und in ihm der Keim von Veränderungen unausrottbar.

Kapitel CLXXII.

Conrad I.

Conrad war nicht ohne große Gaben, und er entwickelte sie in seiner Amtsführung, im siegreichen Kampf gegen äußere Feinde und untreue Reichsglieder, und hinwiederum in der Begünstigung der treuen Herzöge.

Er erweiterte das Reich, indem er Reginar von Lothringen in die Lehnspflicht des Reiches aufnahm.

Dieser Herzog hatte sich mit Karl dem Einfältigen verfeindet, und die große Anerkennung, die der herzoglichen Gewalt in Deutschland wurde, so wie die Einigkeit der übrigen rein deutschen Stämme, endlich das Aussterben der deutschen Karolinger, gegen welche die Lothringer seit Zwentebold Haß trugen, brachte diese in der Natur gegründete Vereinigung leicht zu Stande.

In Schwaben war das Faustrecht eingerissen. Zwey mächtige Kammerboten, Erchanger und Berthold hatten den Bischof von Constanz angegriffen, wie überhaupt von jetzt an die meisten Fehden aus dem Zank der Geistlichen und des Adels um ihre Reichthümer und Ansprüche hervorgingen. Conrad überzog die Grafen mit Krieg, und stellte sie vor ein Reichsgericht. Beyde wurden 917 öffentlich enthauptet. Diese Fehde machte auch für Schwaben die herzogliche Würde dringender zum Bedürfniß und des Volkes Wahl fiel auf Burkhard, den Conrad bestätigte. Mit ihm beginnt die ununterbrochne Reihe der schwäbischen Herzöge.

Arnulf von Baiern erbte von den frühern Herzögen und von seinem Stamme den alten Sinn der Empörung gegen das Reich und zumal gegen die fränkischen Herrscher. Er empörte sich, nahm die Ungarn zu Hülfe, ward aber von Conrad geschlagen und des Reichs verwiesen. Bairische Geschichtschreiber nennen ihn den Besten (optimus), alle andern aber, so wie das gesammte Reich, hieß ihn den Bösen. Auch in der Volksdichtung scheint diese Gesinnung ihren Anklang gefunden zu haben. Im Niebelungenliede sehen wir einen bairischen Herzog ganz nach dem verhaßten Bilde Arnulfs geschildert.

Die Ungarn erneuerten jährlich ihre Einfälle, schnell erscheinend und wieder verschwindend. 912 wurden sie

von den Schwaben zurückgeschlagen, 915 drangen sie bis Fulda, 917 bis nach Basel, raubten und mordeten und kehrten dann rasch wieder in ihr Land zurück. Auch Italien ward von ihnen hart bedrängt.

Als Otto 912 gestorben war, übernahm sein Sohn Heinrich das Herzogthum von Sachsen. Dieser feurige und eben so ehrliche Jüngling war bald mit dem alten bösen Hatto verfeindet, ohne Zweifel, weil er sehr selbständig zu handeln anfing, sich von dem alten Ränkeschmied, der sich noch immer als Vater des Reichs ansah, nicht bevormunden lassen wollte, und sowohl diesem, als selbst dem Kaiser durch seine Macht gefährlich zu werden drohte, denn er zeichnete sich schon durch große Heldenthaten gegen die Slaven aus und erweiterte sein Gebiet im Osten. Hatto scheint ihn mit List und Schlauigkeit angegriffen zu haben, und dieß hat die Volkssage wieder auf ihre seltsame Weise umgebildet. Es heißt, der Erzbischof habe ihm ein goldnes Geschmeide zugeschickt, welches aber so beschaffen gewesen, daß es ihn beym Anzug erstickt haben würde, wenn die List nicht verrathen worden wäre. Manche glauben auch, daß die Sache sich wirklich so begeben. Heinrich rächte sich, indem er die geistlichen Güter Hatto's in Sachsen und Thüringen für sich in Beschlag nahm. Conrad konnte den Trotz des Jünglings nicht dulden und ward von Hatto und allen Franken angetrieben, der Sachsen übergroße Macht zu brechen, vorzüglich durch die Trennung von Thüringen. Conrads Bruder Eberhard zog mit einem Heer über Sachsen, ward aber bey Ehresburg, an derselben Stätte, da einst die Sachsen von Karl dem Großen und den Franken überwunden worden, von Heinrich aufs Haupt geschlagen, und dieser blieb im Besitz aller seiner Länder.

Als aber Conrad 918 ohne Erben starb, sah er noch auf dem Todbette ein, daß niemand den Gefahren des Reichs so gewachsen sey, als der heldenmüthige Heinrich, und der alten Fehde vergessend, nur auf des Reiches Wohl bedacht und noch in seiner letzten Handlung der Krone und eines unsterblichen Namens würdig, befahl er seinem Bruder Eberhard, dem größern Geist zu weichen und seinem Feinde selbst die Krone zu bringen. Der treue Bruder gehorchte und die Fürsten achteten das Wort des Sterbenden.

Zehntes Buch.

Die sächsischen Kaiser.

Kapitel CLXXIII.

Heinrich der Vogler.

Die Fürsten, mit Ausnahme Burkhards und Arnulfs, versammelten sich zu Fritzlar, kohren den abwesenden Heinrich zum König und sandten Boten nach ihm aus. Der junge Herzog war bey seiner großen Jagdlust eben auf dem Harzgebirge, und die Boten fanden ihn in schlichtem Jagdgewand beym Vogelheerd. Er folgte dem Ruf der Nation ohne Verwunderung und ohne Zaudern, denn er war an Geist und Gaben ein wahrhaftiger König geboren, und ihm gebürte vor allen seinen Zeitgenossen die Krone. Sein Wuchs war hoch und majestätisch, seine Gestalt schlank, Brust und Arm gewaltig wie des geübtesten Ritters, sein Auge feurig und gebieterisch. So wollte das Volk seinen König. Von seinem kühnen Geist aber geben die Chroniken ein schlichtes und treffliches Zeugniß. Wenn er zur Jagd geht, hieß es, so ruht er nicht, bis er dreyßig oder vierzig Eber, Bären oder Hirsche mit eigner Hand niedergestreckt; wenn er in den Krieg zieht, so rastet er nicht, bis er den Feind gänzlich vernichtet. Eines solchen Helden aber war das Reich zu dieser Zeit höchst bedürftig, nicht allein, um starke Feinde abzuschlagen,

auch um die gährenden Kräfte seines innern Lebens zu bemeistern und in eine segensreiche Eintracht zu bringen.

Zu Fritzlar (Frideslar) ward 919 der junge Heinrich, der erste sächsischen Stammes, deutscher König durch das Stimmenmehr der Stämme. Der Mainzer Erzbischof wollte hergebrachtermaßen ihm die priesterliche Salbung ertheilen. Heinrich aber schlug es aus und äußerte sich, es sey genug, daß er von Gottes Gnaden und der deutschen Fürsten Frömmigkeit zu einem König gewählt sey, und er überlasse die Salbung denen, die etwa noch frömmer seyn wollten. Der spätere Römerzug Heinrichs beweiset aber, daß er den Anspruch auf die Kaiserkrone mit jenen Worten keineswegs aufgegeben, sondern nur verschoben, und sie erklären sich überhaupt durch das einsichtige Verfahren, das Heinrich nirgends verleugnet, und vermöge dessen er sich zunächst immer mit dem begnügt, was er besaß, und seine fernern Ansprüche nicht eher laut werden ließ, bis er sie mit Sicherheit geltend machen konnte. Diese Besonnenheit bewährt vorzüglich sein Ungarnkrieg.

Bevor Heinrich höhere Ziele verfolgen konnte, mußten die Süddeutschen, welche die Wahl der Norddeutschen nicht anerkannt hatten, zum Beytritt bewogen werden. Burkhard von Schwaben handelte damals völlig eigenmächtig und hatte sich auf eigne Hand in bittre Fehde mit Rudolf, dem König von Hochburgund, eingelassen, diesen aber in einer blutigen Schlacht bey Winterthur 919 überwunden. Da er aber Heinrichs ganze Macht gegen sich im Aufbruch sah und von diesem zugleich im Namen des Reichs vernünftigen und friedlichen Zuspruch erhielt, so unterwarf er sich dem neuen König zu Worms, blieb aber in seinem Schwaben ziemlich unbeschränkt, so daß er sogar für Rudolf, mit dem er sich völlig versöhnt, einen Feldzug nach Italien un-

ternahm. Hier fand er seinen Tod im Gefecht. Heinrich gab das Herzogthum von Schwaben an einen seiner Verwandten, Herrmann, den er mit Burkhards Wittwe vermählte. Seit dieser Zeit ward es überhaupt ein stetes und sehr natürliches Streben der Könige, die erledigten Herzogthümer durch Verwandte und Anhänger zu besetzen oder die übrigen Herzöge durch Bande des Bluts sich zu verpflichten und die verschiedenen großen Geschlechter in eine allgemeine Herrscherfamilie zu verknüpfen. Damals wurde ein Theil des westlichen Schwabens an Rudolf von Burgund abgetreten gegen die heilige Lanze, womit Christus am Kreuz verwundet worden seyn soll. Dieß bezeichnet recht den religiösen Sinn der Zeit, dem der König Heinrich mit dem tiefsten Gemüthe huldigte. Heinrich war in jeder Weise ein frommer Held der Christenheit.

Arnulf der Böse, der seine schwankende Stellung bey der neuen Königswahl in eine drohende verwandelt, ward durch ein ernstes und freundliches Wort Heinrichs zur friedlichen Unterwerfung unter das Reich gebracht.

Karl der Einfältige erneuerte seine Ansprüche auf Lothringen, ward aber von Heinrich zur gänzlichen Entsagung gezwungen. Giselbert, Reginars Sohn, erhielt das Herzogthum und die Hand der Gerberga, Heinrichs Tochter, wodurch auch er dem herrschenden Hause verpflichtet ward, 924. So waren Schwaben und Lothringen, zwey äußerst wichtige Marken des Reichs, mit dem König innig verbunden.

In demselben Jahr 924 brachen die Ungarn wieder in großen Schaaren in das Reich. Zufällig aber ward ihr König von den Deutschen auf einem Streifzug gefangen, und Heinrich baute darauf einen sehr verständigen Plan. Er ließ den gefangnen Fürsten frey, versprach auch den Ungarn einen jährlichen Tribut, woge-

gen sie sich feierlich zu einem neunjährigen Waffenstillstand verpflichten mußten. Die Erfahrung früherer Zeiten hatte Heinrich belehrt, daß es ganz neuer Vorkehrungen im Heerwesen bedürfe, um einen so gefährlichen Feind für immer unschädlich zu machen. Diese erforderten aber wieder Zeit und so nahm er den Anschein der Schande über sich, um in Wahrheit die Ehre des Reichs desto sichrer herzustellen. Jene neun Jahre sollten ihm dienen, andre Feinde, vorzüglich die Slaven, zu unterwerfen, und eine Rüstung gegen die Ungarn zu veranstalten, an der ihre Macht für immer gebrochen werden sollte.

Kapitel CLXXIV.

Die slavischen Marken.

Bisher waren zwar höchst blutige Kriege gegen die Slaven geführt worden, die Erfolge derselben aber stets unzuverläßig geblieben. Der deutsche Heerbann verödete das Land der Slaven, sengte und brennte, schleppte Beute und eine unermeßliche Menge Sklaven fort; die slavischen Fürsten wurden zu Tributen und zur Lehnspflicht gezwungen. Dieß war aber immer nur der Grund zu neuen Empörungen und Angriffen dieser kriegerischen Völker, bey denen ein großer Ehrgeiz und ein edler Sinn für Unabhängigkeit sich nicht verkennen läßt. Alle nordischen Slaven waren noch Kinder und konnten folglich den Gedanken des allgemeinen christlichen Reiches eben so wenig begreifen, als die Herrschaft der deutschen Kaiser ertragen. Die Böhmen, die geistreichsten unter allen slavischen Nationen zu allen Zeiten, hatten zwar zum Theil schon mit ihren Fürsten das Christenthum angenommen; doch drängte die heidnische Partey die christliche nicht anders als in Scandinavien, und das edle

Volk fühlte sich frey und mächtig genug, und in Sprache und Sitten den Deutschen so entfremdet, daß es die Lehnsabhängigkeit bey jeder Gelegenheit abzuschütteln bereit war.

So drohte dem Reich von den Slaven doppelte Gefahr. Die Kirche und das Christenthum ward bedroht durch das slavische Heidenthum, daran der noch übrige Rest des deutschen Heidenthums bey Sachsen, Thüringern und Baiern Nahrung fand; die friedlichen, christlichen Bewohner wurden von den Slaven grausam gemordet, in die Sclaverei geschleppt, ihren blutdürstigen und durchgängig häßlichen Götzen geopfert; die Kirchen wurden von den Slaven auf ihren Raubzügen zerstört, die heiligen Symbole des Christenthums geschändet. Das weltliche Reich aber ward nicht nur durch die feindlichen Einfälle, sondern auch durch den Beystand gefährdet, den abtrünnige Vasallen leicht bey den Slaven fanden.

Mehr noch aber als die Gefahr der Kirche und des Reiches war dem Monarchen der Christenheit in dem ursprünglichen Sinn der großen Stiftung Karls die Verpflichtung aufgelegt, den Segen des Christenthums über alle Länder zu verbreiten, und alle Heiden, wenn es seyn müßte, mit Gewalt der Waffen zu bekehren, denn man achtete des Leibes Einbuße für der Seele Gewinn, und die Bekehrung eines heidnischen Volkes nicht für zu theuer erkauft durch dessen politischen Untergang. Was in unserer Zeit ungerecht und grausam erscheint, war in jener eine Tugend, und das Gewissen der christlichen Streiter hätte sich gegen jede Schonung empört, die unser Gewissen gerade zu gebieten scheint.

Wie in jeder Weise der große Heinrich durch die alten Erfahrungen sich belehren ließ, die mißlungnen Versuche seiner Vorgänger durch ein neues einsichtigeres Verfahren endlich zum Ziele zu führen, so nahm er auch gegen

die Slaven eine neue Stellung an. Unterwerfung des Augenblicks, Lehnspflicht und Tribut schienen ihm schwache Bande zwischen zwey so feindseligen Nationen, und hemmten nur das Ziel der Bekehrung und Verschmelzung. Er ging also mit festem und unerschütterlichem Sinn darauf aus, die Selbständigkeit der Slaven, ihr Heidenthum, ihre Staatsverfassung, ihre Sitten und selbst ihre Sprache, so weit er es vermöchte, zu vernichten, und die Unterworfenen mit Gewalt christlich und deutsch zu machen.

Die Obotriten waren die tapfersten unter den Slaven, wie die Böhmen (Tschechen) die freisten. Sie behaupteten sich in alter Furchtbarkeit gegen die Sachsen. In noch größerer Sicherheit hielten sich die entfernten Wilzen an der Ostsee und in noch tieferem Hintergrunde die Polen (Lechen). Die Sorben und Böhmen dagegen schienen am wenigsten einem gewaltigen Angriff widerstehen zu können, und ihre Unterwerfung war wegen der Nähe der Ungarn besonders wünschenswerth. Unter den sorbischen Stämmen zeichneten sich vorzüglich die Dalemingier an der Elbe, die Heveller an der Havel, die Redarier an der Priegnitz aus.

Heinrich benutzte den Waffenstillstand mit den Ungarn und brach 927 zuerst gegen die Heveller auf. Seinem gewaltigen Arm konnte nichts widerstehn. Er eroberte Brannibor, die Hauptstadt des Landes, (Brandenburg) unterwarf das ganze Land, schuf es in eine Mark des Reiches um, setzte einen sächsischen Markgrafen darüber, führte deutsche Colonisten ein, und suchte auf jede Weise das unterworfene Volk so zu germanisiren, wie ehedem die Römer am Rhein deutsche Stämme romanisirt hatten.

Dasselbe geschah 929 den Dalemingiern. Heinrich gründete die feste Burg Meißen an der Elbe, und

setzte einen Burg- und einen Markgrafen über das Land.

Zugleich that er einen Zug nach Böhmen, um den abtrünnigen Herzog Wenzel zu demüthigen. Er eroberte seine Hauptstadt Prag, und zwang ihn in die alte Lehnspflicht.

Die Redarier hatten ihren Anführer Bernhard, der ohne Zweifel ein Christ geworden, vertrieben. Diesen tapfern Mann sandte Heinrich 930 gegen seine Landsleute, die mit andern Stämmen verbunden in ungeheuern Schaaren sich rüsteten. Bernhard schlug sie bey Lunken (Lenzen), und die Slaven sollen mit solcher Wuth gefochten haben, daß ihrer 120,000 auf dem großen Wahlplatze blieben, aber nur 800 gefangen wurden. Darauf gründete Heinrich hier die Mark Nordsachsen (Niederlausitz) und setzte Bernhard zum ersten Markgrafen.

So waren dem Reiche drey große Provinzen gewonnen, und der Grund zu einer völligen Bekehrung und Unterwerfung der Slaven gelegt. Die Markgrafen hatten die Macht, doch nicht den Namen der Herzöge, und waren nur vom König abhängig. Sie hatten einstweilen als Eroberer des Landes nur strenge Kriegszucht zu halten, und die bürgerlichen Verhältnisse konnten sich erst allmählig nach wiederholten Kämpfen regeln.

Auch die Dänen waren wieder in das Reich gefallen. Um auch auf dieser Seite die Ruhe zu sichern, rückte Heinrich mit großer Macht über die Eider, die alte Reichsgrenze, und eroberte das Land bis an den Fluß Slie. Die Dänen wurden zur demüthigen Unterwerfung gezwungen und der eroberte Landstrich zu einer Mark des Reiches gemacht, mit deutschen Kriegern und Colonisten besetzt und die feste Burg Schleswig gegründet,

von der die Mark benannt ward. Auch hier gebot fortan ein sächsischer Markgraf, 931.

Kapitel CLXXV.

Die Gründung der Bürgerschaften.

Der Vortheil, welchen die festen Burgen gegen die Normannen, Slaven und Ungarn bisher gewährt hatten, trieb Heinrich an, während jenes Waffenstillstandes mit den Ungarn theils die Burgen zu vermehren, theils dem Städteleben überhaupt eine größere Ausdehnung und festere Begründung zu geben. Die Gefahr vor den Ungarn war aber nicht die einzige Ursache dieser neuen und höchst folgenreichen Maaßregel, denn die Umgestaltung der Alod- und Feudalverhältnisse und das Steigen der Bildung, der Gewerbe und des Verkehrs verlangten ebenfalls Städte. Heinrich selbst führte nur weiter aus, was die nächste Zeit vor ihm und unabhängig von ihm schon begründet hatte. Der Eifer aber, den er darauf verwandte, zeigt von seinem tiefen Blick in alles, was der Zeit frommte.

Schon vor Heinrich gab es in Deutschland eine Menge Ortschaften, die theils ursprünglich, theils allmählig den Namen Städte verdienten; aber sie waren eben so unter sich von verschiedner Entstehung und Verfassung als wieder von den spätern Städten nach Heinrich verschieden. Am Rhein und an der Donau erhielten sich theils die altrömischen Städte, theils entstanden aus den Ruinen derselben neue Ansiedelungen. Ihre Größe erhielten jedoch diese Städte nur, indem sie königliche Pfalzen oder Bischofssitze geworden waren. Aus demselben Grunde bildeten sich um die ursprünglich in dem Innern der deutschen Wälder roh angelegten Bisthümer, Abteyen und Pfalzen ebenfalls blühende Städte. Der

Schutz und Lehndienst an den geistlichen und königlichen Höfen gewährte große Vortheile, der Glanz der Höfe verlangte eine zahlreiche Dienerschaft und gewerbtreibende Eigner. So drängte sich alles arme Volk nach den Städten. Alle diese Städte hatten aber ursprünglich keine andre Verfassung als die des Landes, und waren dem Gaugrafen und der Heerbannfolge unterworfen. Es galt kein besonderes Stadtrecht, nur das allgemeine Reichs- Land- Lehn- und Kirchenrecht.

Erst im Anfang des zehnten Jahrhunderts und unabhängig von Heinrich sowohl als von dem kriegerischen Bedürfniß fester Städte gab das Aussterben der Karolinger, die größere Gewalt der Bischöfe und die Größe der Städte die Veranlassung zu einer besondern Verfassung der Städte. Sie hörten auf, unmittelbar gleich dem platten Lande dem Reichsverbande anzugehören, wurden der allgemeinen Gerichtsbarkeit und Verwaltung entzogen, und kamen von den Landgrafen, als abgesonderte Gemeinden (civitates) unter einen Vogt, in Bischofsstädten unter den Kirchenvogt, in kaiserlichen Städten unter den Reichsvogt. Der Patron des Bischofsitzes oder das Weichbild ging auf die Bischofstädte über, und auch die Kaiserstädte nahmen Weichbilder an, daher jedes Stadtgebiet ein Weichbild, das neue Stadtrecht Weichbildrecht hieß.

Ganz unabhängig von diesen Weichbildern waren die eigentlichen Burgen (castra) die dem Adel zugehörten, und mit Lehnsmannen (burgenses) besetzt waren. Doch wurden auch in den meisten Weichbildern über der gemeinen Stadt, zur bessern Vertheidigung, Burgen angelegt, darin die Vögte geboten als Burggrafen.

So fand Heinrich die Städte. Ihre Wichtigkeit wohl überlegend begünstigte er dieselben auf jede Weise, ließ die Weichbilder mit Mauern umgeben, in ihrer

Mitte oder Nähe feste Burgen dazu anlegen, verlieh einer Menge von neuen Städten das Weichbildrecht und verordnete, daß, um die Städte in Flor zu bringen, nicht nur alle Märkte, sondern auch alle Reichstage, öffentlichen Versammlungen und Feste ferner nur in Städten sollten gehalten werden.

Er that aber noch mehr, indem er eine Menge ganz neuer Burgen anlegte, die weder königliches Alod noch bischöfliches oder adeliches Lehn waren, sondern von einer selbständigen Gemeinde freier Männer besetzt wurden. Er gebot, daß je der neunte Mann unter den Heerbannspflichtigen des Landes in diese neuen Burgen einziehn und sie beschirmen, bey diesem Geschäft aber von den übrigen Landbewohnern ernährt werden sollte. Diese Burgen sollten dagegen den Landbewohnern in Zeiten der Noth Schutz eröffnen. Hier fanden die letzten verarmten Arimannen gegen den Druck des Lehnsadels eine würdige Zufluchtsstätte. Sie, die ursprünglich Heerbannpflichtigen (milites) trieben in ihrer Burg kein anderes Geschäft, als das Waffenwerk, wovon die bürgerlichen Freyschießen noch ein schwacher Überrest sind. An sie schlossen sich aber bald arme Lehnleute, Schützlinge und vorzüglich Freygelassene an, um Gewerbe zu treiben unter dem Schutz der Bürger und dem Landvolk Markt zu eröffnen. Sie wurden Hintersassen, Schützlinge, jene ersten bewaffneten Krieger aber blieben ausschließlich die herrschenden Bürger, und wurden von der Burg Bürger (burgenses, castrenses), von ihrem Stimmrecht in der Gemeinde (civitas) dagegen cives und von ihrem kriegerischen Berufe wie andere Adeliche milites oder Ritter genannt. Sie bildeten später den alten Adel oder Patrizier (patricii Väter) der Städte. Einige Neuere haben an diesem alten Ursprung des Städteadels gezweifelt, aber schon die mittelalterlichen

Geschichtschreiber stellten diese an sich sehr natürliche Behauptung auf.

Durch die freien Bürgerschaften ward ein ganz neuer Stand in Deutschland gegründet. Er lag im Bedürfniß der Zeit. Gewerbe, Künste und Handel waren durch die steigende Bildung und nach dem Beyspiel des Südens nothwendig geworden. Handwerker, Künstler und Kaufleute konnten aber unmöglich als Vasallen und Sclaven, an geistlichen und Adelshöfen vereinzelt und unterdrückt, gedeihen. Es bedurfte daher freier Gemeinden und einer selbständigen Verfassung. Für den neuen Stand paßte nicht, was für die Krieger und Landbauer allein gegolten. Darum sehn wir, sobald der große Heinrich einmal diesem Stande sein natürliches Recht gegönnt, denselben schnell einen überwiegenden Fortschritt machen, alle Städte mit zahlreichen, freysinnigen, kriegerischen und betriebsamen Menschen anfüllen, und bald mit dem Adel und dem Klerus in die Schranke treten. Aus demselben Grunde befreiten sich aber auch bald die geistlichen und kaiserlichen Städte von den Vögten und alle Städte nahmen eine mehr oder minder selbständige Verfassung an. Der Kampf, den sie lange, aber glücklich mit den Bischöfen führten, beruhte auf den alten Ansprüchen derselben. Der Kampf, den sie gegen den Lehnsadel führten, beruhte auf der Schmählerung der Macht, den jener durch das Wachsthum der Bürgerschaften leiden mußte. Die Kaiser aber, so wie die großen Herzöge befreundeten sich mit den Städten, und unterstützten sie, weil sie in ihnen einen Beystand gegen den übermüthigen Adel und Klerus fanden.

Bemerkenswerth ist übrigens, wie der alte Haß der Germanen gegen Mauern und Burgen sich so ganz in Vorliebe dafür verwandelt hatte. Die Umstände machten sie freilich nothwendig; überhaupt aber war dem

Geist des Mittelalters grade das entgegengesetzte von dem eigen, was dem Alterthum gegolten. Derselbe Sinn, der den Unterschied der Stände heiligte, liebte auch die äußre Begrenzung jedes Klosters, jeder Burg und jeder Stadt. Derselbe Sinn, der mit seiner Andacht und seinem Gott aus der freien Natur in das heilige Dunkel verschloßner Tempel sich zu verbergen liebte, hielt auch gern das Eigenthum und alles Theure gegen außen verschlossen.

Kapitel CLXXVI.

Das Ritterthum.

Während der Rüstzeit gegen die Ungarn gab der große Heinrich seinem Volke noch eine zweite Stiftung von Wichtigkeit. Das altgermanische Heldenthum hatte Blüthen getragen, denen in der damaligen Zeit des Mit- Mittelalters nichts mehr gleich kam. Bey den Regierungsgeschäften, bey dem vielfältigen Gottesdienst, bey der zunehmenden Sorge für geistige und Landeskultur waren die Waffenübungen, wenn sie auch nie aufhörten, doch weit weniger rege, als in der alten Heldenzeit. Die Gefolge hatten aufgehört und die Dienstmannschaft des Adels lag nicht mehr allein den rauhen Geschäften des Krieges ob. Die Jagd war noch die hauptsächlichste Schule der Waffen. Der Heerbann war vielen lästig geworden, und die Fehden stärkten wohl die Kraft und den Muth aber nicht das edlere und größere Heldengefühl und den allgemeinen kriegerischen Wetteifer. Gerade die Sonderung in herzogliche Banner und der kleine Fehdekrieg ließ ein allgemeines Institut gleich dem alten Heldenwesen vermissen, da es noch jedem kriegerischen Jüngling frey stund, als fahrender Held durch alle Länder zu schweifen und den höchsten Waffenruhm zu gewin-

nen. Auch hatte sich bey aller Tapferkeit doch ein großes Ungeschick der Deutschen in den Kämpfen gegen die Normannen und Ungarn kund gegeben. Allem diesem half Heinreich durch die Gründung des Ritterthums ab.

Zwar beruhte dieses auf dem altgermanischen Heldengeist, der noch im Volke waltete, und fand seine völlige neue Ausbildung erst nach Heinrich, wie das Städteleben; doch auch hier war Heinrich der Begründer. Er gebot nicht nur den Bürgern unausgesetzte Waffenübung, wie sie besonders für Vertheidigung hinter Mauern sich schickte, sondern er übte selbst den Heerbann des Landes im offnen Angriff. Vorzüglich war er auf die Ausbildung der Reiterei bedacht. Aus dieser bestand der Kern des deutschen Heerbanns, denn nur der Adel diente noch zu Roß, weil das ärmere Volk kein Roß rüsten konnte, und wiederum war die Reiterei gegen einen Feind, wie die Ungarn, von der höchsten Wichtigkeit. Es zeugt von der Kraft im deutschen Charakter, daß die Ritter (Reiter) sich in der schwersten Bewaffnung gefielen, stets gerade aus auf den Feind stürmten und ohne verrätherische Fechterkünste gar ehrlich mitten durch schlugen und stießen. Dieß ward aber von den gewandten Ungarn leicht als Plumpheit erkannt und benutzt, und Heinrich mußte diesem Uebelstand abhelfen. Er gab zunächst dem rohen Angriff der deutschen Reiter mehr Nachdruck, indem er sie in enggeschloßnen Gliedern fechten ließ, sodann aber war er auch eifrig bemüht, den einzelnen Reitern mehr Gewandheit beyzubringen. Dieß geschah in Waffenspielen und Zweikämpfen zu Pferde, die in der Folge unter dem Namen der Turniere allgemein verbreitet wurden. Der kriegerische Geist und Wetteifer, der hiedurch erweckt wurde, fand erst nach Heinrich seine völlige Entwicklung im eigentlich so genannten Ritterthum, da die Ritter zu den Turnieren in allen

Ländern umherzogen, um den höchsten Ruhm des Heldenthums zu ärndten, und da wieder eine Heldensitte sich bildete, die, in christlicher Begeisterung und Liebe verklärt, das Mittelalter auf seiner Höhe vor allem verherrlichte.

Kapitel CLXXVII.

Niederlage der Ungarn bey Merseburg.

Nachdem der edle Heinrich alles Weltliche wohl besorgt, was zu seiner Unternehmung gegen die Ungarn nothwendig gewesen, gebot ihm sein frommes Herz, daß er auch des göttlichen Beystandes sich würdig mache, und er that in diesem Sinne im Jahr 931 eine stille Wallfahrt nach Rom, größtentheils zu Fuß, empfing in Rom den Segen des Papstes, die Salbung und die Kaiserkrone, und kehrte befriedigt über die Alpen zurück.

Als darauf 933 der Waffenstillstand abgelaufen, erschienen die Gesandten der Ungarn vor dem Kaiser, den alten Tribut zu fordern. Heinrich ließ ihnen einen verstümmelten und räudigen Hund vorwerfen und verkündigte ihnen Krieg auf Leben und Tod. Da brachen die Ungarn ungesäumt in ungeheuren Massen in das Reich. Sie theilten sich in zwey große Haufen, von denen der eine bey Sondershausen auf den tapfern Heerbann der Sachsen und Thüringer stieß und aufs Haupt geschlagen wurde. Das andre noch größere Heer stand an der Saale unweit Merseburg dem Kaiser selbst gegenüber. Sobald die Ungarn die Niederlage ihrer Brüder erfuhren, zündeten sie längs dem Fluß hohe Feuer an, die zerstreuten Plünderer zu sammeln, und am Morgen begann die große Schlacht. Heinrich hielt eine begeisternde Rede an sein Volk und alle schwuren mit ihm, den Feind der Christenheit zu verderben oder unterzugehn.

Das Bild des heiligen Michael, des kriegerischen Engels, ward als das große Banner des Reichs vorauf getragen. Ein furchtbares Morden begann, das Geschick der Deutschen und ihr überlegener Muth behaupteten den Sieg. Der größte Theil der Ungarn blieb todt auf dem Platz, der Rest entfloh. Zahllose christliche Sclaven wurden befreit. Sobald der Sieg völlig entschieden war, kniete der fromme Heinrich mit dem ganzen Heer auf dem Schlachtfelde nieder und dankte betend dem himmlischen Schutzherrn. Die Niederlage des Feindes war so groß, daß die Gefahr für immer abgewendet schien. Die ganze Christenheit jauchzte des glänzenden Sieges, die verwüsteten Länder blüheten fröhlich wieder auf. Noch jetzt wird in Keuschberg bey Merseburg das Andenken dieser Schlacht jährlich gefeiert.

Drey Jahre nach der Schlacht 936 starb der treffliche Kaiser in vollem Genuß seiner unsterblichen Thaten, angebetet von der ganzen Christenheit. Er liegt zu Quedlinburg, seiner Lieblingsstadt, begraben.

Dieser Heinrich heilte die Wunden, die dem Reich unter den letzten Karolingern geschlagen worden. Er zerschmetterte die alten furchtbaren Feinde, gab dem kaiserlichen Namen seine Würde, dem Reiche seine Macht zurück, erweiterte die Grenzen und traf innere Einrichtungen, die das Errungene zu erhalten, das Begonnene gedeihlich zu fördern höchst zweckmäßig waren. So sehen wir von ihm an wieder ein erfreuliches Aufsteigen des deutschen Reiches aus seiner frühern Zerrüttung, ein üppiges Wachsthum an Macht und Wohlstand, und von diesem getragen jede volle Blüthe des mittelalterlichen Geistes. An einer glänzenden Reihe von weisen und mindestens höchst tapfern Kaisern, rankt sich fortan der Geist des Mittelalters aufwärts, um mit seinem reichen

Blüthenüberhang manches segenreiche Jahrhundert zu beschatten.

Kapitel CLXXVIII.

Otto der Große.

Einstimmig und mit überwiegender Vorliebe, die das Andenken des großen Heinrich begründet hatte, ward dessen Sohn Otto zum König gewählt. Theils dieselbe Vorliebe, theils die unwillkührliche Ehrfurcht, welche die neue Größe des Reiches allen Gemüthern einpflanzte, theils die kaiserliche Gesinnung des jungen Fürsten selbst, brachten in die Krönung eine neue bedeutsame Feierlichkeit. Schon die Wahl des Krönungsortes Aachen bezeichnete die Erwartung, die man von dem neuen Herrscher hegte, und der Geist Karls des Großen schien nur in neuer Verwandlung auf Otto übergegangen. Das ganze Volk, der Klerus und die Fürsten wetteiferten, das Haupt des Reiches mit der heiligen Glorie des ersten Kaisers zu schmücken, ihn in aller nur ersinnlichen Pracht als den Herrn der Christenheit emporzutragen, und, wie im reuigen Gefühl über die frühere Zeit des Aufruhrs und des Unglücks, die oft mit Füßen getretene Majestät des Kaisers in eine unerreichbare und strahlende Höhe zu stellen, um sich selbst von fernerem Aufruhr zurückzuschrecken. Solche Gewalt übte die Idee des Kaiserthums, sobald sie durch den großen Heinrich wieder würdig ins Leben getreten. Den alten Ehrgeiz, die alte Trennung vergessend, wetteiferten die stolzen Fürsten, dem Kaiser und in ihm der höhern Majestät und Einheit des Reichs ihre Unterwürfigkeit, selbst persönlich gleich Knechten zu bezeugen. Die drey Erzbischöfe von Mainz, Kölln und Trier stritten sich um die Ehre der Salbung und Bekleidung mit den Reichskleinoden.

Diese Kleinode selbst, die demantne Krone Karls des Großen, das Scepter, das Schwert, das Kreuz, die heilige Lanze und der goldne Reichsmantel wurden als ein Heiligthum des Reichs, gleich den Heiligthümern der Kirche, mit einer ganz neuen Andacht betrachtet. Der Erzbischof von Mainz behauptete durch sein altes Ansehn den Vorrang der Salbung und Krönung und sie ward mit einer nie gesehenen Feierlichkeit vollzogen. Darauf beeilten sich die weltlichen Herzöge bey der großen Festlichkeit die persönlichen Dienste des Hofes zu übernehmen. Giselbert von Lothringen verwaltete das Amt des Kämmerers, Eberhard von Franken das Amt des Truchseß, Herrmann von Schwaben das Amt des Mundschenken, Arnulf von Baiern das Amt des Marschalks. Durch diese Dienstleistungen zeigten die Fürsten deutlich an, daß sie dem Kaiser sich unterordneten, den die frühern Herzoge bisher gern als nur ihresgleichen angesehn. Die neuen Ehrendienste blieben übrigens fortan unter dem Namen von Erzämtern bey den Herzögen. Nicht unwichtig war auch der Umstand, daß Ottos Gemahlin Editha, die Tochter des englischen Königs Edmund, ebenfalls gekrönt wurde. Die kaiserliche Familie erhielt dadurch größern Glanz und größere Ansprüche, und den Weibern ward dadurch gewissermaaßen ein Antheil an der Regierung zuerkannt.

Otto war von Körper groß und schön wie sein Vater. An Feuer und Unternehmungsgeist gleich gesegnet übertraf er ihn noch an ehrfurchtgebietender Majestät. Heinrich wußte durch freundliches Betragen die stolzen Herzen der Großen zu gewinnen, Otto sie durch Kälte und Strenge in Schranken zu halten. Doch war sein gebieterisches Wesen nicht erkünstelt. Er war ein geborner Herrscher und die Zeit verlangte den überwiegenden Geist, der sie allein beherrschen und regeln konnte.

Seine natürliche Kraft suchte das würdigste Ziel in der völligen Wiederherstellung der kaiserlichen Würde, also in der Unterwerfung der noch übrigen Feinde von außen, in der Niederhaltung der Herzöge und in der kräftigen Anordnung streitiger Verfassungspunkte, in der Wiedererwerbung von Italien und in der Reinigung des päpstlichen Stuhls. Dieß letztere lag ihm ob als Vogt der Kirche, und das päpstliche Ansehn war von dem kaiserlichen so unzertrennlich, daß dieses nicht ohne jenes hergestellt werden konnte. Seine Würde und sein frommer Sinn, darin er wie sein Vater dem Geist der Zeit vollkommen entsprach, trieb ihn ferner an, die Bekehrung der Slaven nachdrücklich zu fördern, und dem wahren Gott zahlreiche neue Tempel, Hirten und Heerden zuzuwenden. Diese großen Aufgaben hat er zum Heile deutscher Nation und zu seines Ruhmes ewigem Gedächtniß würdig gelöst, obwohl seit Karl dem Großen kein Kaiser mehr so viele Feinde zugleich zu bekämpfen fand, als er, denn alle alten Feinde, die Normänner, die Slaven, die Ungarn, die Italiener, die Griechen, die Araber, die Franzosen bedrängten das Reich ärger, denn je, und im Innern desselben standen mehreremale nicht nur fast alle Herzöge, sondern die nächsten Verwandten Ottos selbst in furchtbarem Bunde wider ihn auf. Indem er sie alle besiegte, sein großes Ziel erreichte und das Reich nach allen Stürmen noch größer und blühender zurückließ, als er es überkommen, verdient er mit vollem Recht den Namen des Großen.

Kapitel CLXXIX.

Die lothringische Parthey.

Schon 937 erhuben die Baiern einen neuen Aufruhr unter den Söhnen Arnulfs, der gestorben war. Otto

warf sie nieder und setzte Berthold, Arnulfs Bruder, der ihm treu geblieben, zum Herzog. Doch behielten seine Neffen insgeheim die große Parthey des allzeit schwierigen Volkes.

Im nächsten Jahre stand auch Thankmar (oder Tammo) ein jüngerer Stiefbruder Ottos, der sich zurückgesetzt sah, mit Hülfe einer sächsischen Parthey gegen den Kaiser auf, und mit ihm verband sich Eberhard der Franke, der einst großmüthig Ottos Vater die Krone überlassen, und jetzt erbittert wurde, weil der neue Kaiser alle Grafschaften mit sächsischen Edlen besetzte. Überhaupt aber begann die strenge Herrschgewalt des Kaisers den meisten Fürsten lästig zu werden, was sie bey der ehrerbietigen Krönung nicht bedacht hatten. Selbst Ottos Bruder, Heinrich, fühlte sich durch die Strenge desselben beschränkt, und da er von den Rebellen gefangen wurde, verstand er sich leicht, ihnen beyzutreten. Otto ward aber durch den treuen Herrmann von Schwaben und dessen tapfern Bruder Udo wacker unterstützt. Thankmar ward in der Ehresburg eingeschlossen und beym Sturm in einer Kirche getödtet.

Aerger jedoch ward der Aufruhr und erhielt ein wichtiges neues Ziel, als mit den Franken unter Eberhard, auch die Lothringer unter Giselbert, und selbst der neue König von Frankreich, Ludwig IV, gegen Otto sich verschworen. Auch Heinrich, der sich schon unterworfen, schloß dieser mächtigen Partey sich an. Otto sollte abgesetzt, die mächtigen Sachsen gedemüthigt, Eberhard zu Metz zum König ausgerufen, und unter ihm den Herzögen wieder die alte Übermacht über den Kaiser zugewendet werden. Ludwig hoffte insbesondre wenigstens einen Theil von Lothringen an sich zu reißen. Otto ward durch die Belagerung von Breisach lange aufgehalten, als er aber vernahm, daß wirklich Anstalten zu

Eberhards Krönung getroffen wurden, ging er die Feste vorbey und überraschte das Heer der Rebellen bey Andernach. Die grimmige Tapferkeit Udos erfocht den Sieg, Eberhard fiel in der Schlacht, Giselbert ertrank auf der Flucht im Rhein, 939. Der ganze Aufruhr ward glücklich gestillt. Die Chroniken gedenken dabey eines schönen Zuges, der den heitern Geist der Zeit bezeichnet. Otto belagerte den Grafen Eberhard, Giselberts Vasallen, in seiner Burg Eberstein und konnte die Feste nicht gewinnen. Da entschloß er sich zur List, und lud den Grafen zu einem Gastmahl ein, um während seiner Abwesenheit die Burg zu überfallen. Eberhard erschien, aber beym Tanz entdeckte ihm Hedwig, die Schwester des Kaisers, die schnelle Liebe zu dem edlen Helden faßte, heimlich die Absicht ihres Bruders. Eberhard stahl sich hinweg und war wieder gerüstet auf seiner Burg, bevor die Leute des Kaisers heranrückten. Otto aber freute sich dieses Zuges, verzieh dem Grafen und gab ihm zum Pfande der Treue die schöne Hedwig zur Gemahlin.

Auch Ludwig IV ward zum Frieden gezwungen und heirathete zur Befestigung desselben die Gerberga, Giselberts Wittwe, Ottos zweite Schwester. Ein fränkischer Graf, Conrad, der, Eberhards Verwandter, dennoch dem Kaiser treu gewesen, erhielt das Herzogthum Lothringen und die Hand der Luitgarde, Ottos Tochter. Franken ward getheilt und der treue Udo erhielt den größten Theil davon zu Lehn. Sein Bruder Herrmann von Schwaben gab seine Tochter Ida Ottos ältestem Sohn Luithulf, und dieser erbte von ihm 949 das Herzogthum von Schwaben. Da Berthold von Baiern starb, so gab Otto dieses Herzogthum seinem Bruder Heinrich, dem er verziehen. Auf diese Weise verpflichtete sich der

Kaiser die mächtigsten Länder durch die Bande der Verwandtschaft.

Kapitel CLXXX.

Kämpfe mit den Ungarn, Slaven und Dänen.

Schon 938 waren die Ungarn wieder, durch den bairischen Aufruhr gelockt, in das Reich eingefallen, hatten dann bey Worms über den Rhein gesetzt, ganz Frankreich durchstreift und den Rückzug durch Italien genommen. Einen ähnlichen Streifzug wiederholten sie 944.

Auch die Böhmen hatten 938 Aufruhr erhoben. Ihr Herzog Wenzel war von seinem Bruder Boleslav ermordet worden und dieser neue Fürst verweigerte die Lehnspflicht. Otto griff ihn an, richtete aber wenig aus, da er anderwärts zu thun hatte. Er setzte daher einen treuen Sachsen, Herrmann Billung, zum Feldherrn gegen die Slaven. Dieser gute Held kämpfte zwölf Jahre lang ununterbrochen gegen die Böhmen und andren Slaven. Es gelang ihm, die Eroberungen Heinrichs zu befestigen und zu erweitern. Otto sorgte durch neue Bisthümer für die Bekehrung der Slaven und gründete 946 das Bisthum zu Havelberg, 948 die zu Oldenburg, Brandenburg und Meißen. Auch die Böhmen wurden 950 durch die Eroberung von Bunzlau (Boleslavia) zum Frieden und zur alten Lehnsabhängigkeit gezwungen. Nicht minder als Herrmann Billung war der wackre Markgraf Gero von Nordsachsen für die Unterwerfung der Slaven thätig.

Unterdessen hatte König Harald von Dänemark Schleswig erobert und zerstört, die deutsche Kolonie ausgetrieben und eine große Schanze (das Danewerk oder Heggedor) gegen Deutschland aufgerichtet. Otto zog 948

gegen ihn, schlug ihn bey Schleswig, und zog siegreich durch ganz Dänemark bis zu dem von ihm so genannten Ottensund. Harald mußte die christliche Taufe annehmen und Dänemark vom Kaiser als Reichslehn empfangen. Die Mark ward hergestellt und Otto gründete drey neue Bisthümer zu Schleswig, Riepen und Aarhus, die unter das Erzbisthum Hamburg kamen. Mit Recht hielt Otto die friedlichen Bischöfe für geschickter, die unterworfenen Völker zu zähmen, als die kriegerischen Besatzungen.

Kapitel CLXXXI.

Die schöne Adelheid.

Als der alte Berengar 925 ermordet worden, hatte sich Hugo von Burgund der Herrschaft Italiens bemeistert, ward aber bald von Berengar II, dem Enkel des ältern, Markgrafen von Ivrea verjagt. Nicht besser erging es seinem Sohn Lothar, und als beyde starben, fiel Lothars Wittwe Adelheid dem Berengar in die Hände. Adelheid hatte Ansprüche auf Italien und eine starke, obwohl damals unterdrückte Partey; an Geist und Schönheit war sie das ausgezeichnetste Weib ihrer Zeit. Dieß bewog Berengar, ihr die Hand seines Sohnes Adalbert anzutragen. Die schöne Wittwe schlug diesen Erbfeind ihres Hauses aus, der überdem eben so häßlich, als sie selbst schön, war. Berengar warf sie in einen festen Thurm am Gardasee, um sie allmählig nach seinen Absichten zu zwingen. Ein treuer Mönch aber untergrub heimlich die Mauern des Thurms, rettete Adelheid, fuhr sie glücklich über den See und brachte sie zu einem Freunde in das feste Schloß Canossa. Darauf begab er sich heimlich in Adelheids Auftrag nach Deutschland zu Otto, diesen um Beystand anzuflehen.

Otto war unlängst selbst Wittwer geworden und der abentheuerliche Ruf, so wie der Ruhm von Adelheids Schönheit, bewog ihn sogleich, der edlen Fürstin seine Hülfe zuzusagen. Es schien ihm würdig, daß der erste Held der Christenheit auch das schönste Weib sich erringe, und zugleich lag ihm die Wiedereroberung Italiens am Herzen. Also ging er 951 mit Heeresmacht über die Alpen, entsetzte Canossa und ließ sich im folgenden Jahre feierlich mit Adelheid vermählen. Conrad von Lothringen, der mit dem deutschen Heere in Italien zurückgeblieben, zwang Berengar zur Unterwerfung und versprach ihm Ottos Verzeihung. Der gedemüthigte Fürst mußte aber nach Augsburg wandern, fußfällig vor den kaiserlichen Vermählten um Gnade bitten und den Lehnseid leisten, worauf er in seine Herrschaft wieder eingesetzt ward.

Kapitel CLXXXII.

Luithulf.

Luithulf, Ottos kräftiger Sohn, war als Eidam Herrmanns 949 dessen Nachfolger im Herzogthum Schwaben geworden. Zwischen ihm und seinem Oheim Heinrich von Baiern erhoben sich Grenzstreitigkeiten, die Otto zu Heinrichs Gunsten entschied. Das erbitterte den Sohn. Auch seine Stiefmutter, die stolze Italienerin, scheint ihn geringschätzig behandelt zu haben, so wie die übrigen Fürsten. Andre warfen ihm vor, er habe sich durch die neue Ehe seines Vaters in seinen Ansprüchen gefährdet geglaubt. Gewiß ist, daß er gegen den Vater sich verschwor. Mit ihm vereinigte sich Conrad, der sich tief beleidigt fühlte, weil Otto das Wort, das er dem Berengar gegeben, nicht für gültig erkannt, und den Herzogen überhaupt auf jede Weise seine Obergewalt fühlen

ließ. Auch die Baiern, die gegen Heinrich höchst erbittert waren, schlossen sich unter Arnulf, des bösen Arnulfs Sohn, der damals als Pfalzgraf dem Heinrich beygegeben war, an die Rebellen an.

Endlich trat der Erzbischof Friedrich von Mainz mit den unzufriednen Franken in den Bund, und Otto sah sich allein mit den Sachsen plötzlich einem Kriege mit allen übrigen Stämmen ausgesetzt, an deren Spitze sein heldenmüthiger Sohn selber stritt.

Der Aufruhr begann 953. Es glückte Otto, seinen Sohn in Mainz einzuschließen, doch währte die Belagerung lange. Vater und Sohn hielten vor den Thoren eine Unterredung um den Frieden. Otto versprach dem Sohn völlige Verzeihung, wenn er ihm seine vornehmsten Anhänger ausliefern wolle. Diese Treulosigkeit verschmähte der Jüngling und zog sich zu den Seinigen zurück. Durch den Aufruhr Arnulfs in Baiern unterstützt, der auch die Ungarn wieder ins Land gerufen, gelang es ihm, vom Rhein zu entkommen und sich an die Donau zu werfen. Nach einem langen und blutigen Kampfe unterwarfen sich Conrad und der Erzbischof. Die Ungarn zogen wieder nach Frankreich und durch Italien zurück. Luithulf aber und Arnulf behaupteten sich in der festen Stadt Regensburg mit großer Tapferkeit. Arnulf kam jedoch bey einem Ausfall ums Leben und Luithulf floh, da er sich nicht länger zu halten vermochte, nach Schwaben. Der Bischof Ulrich von Augsburg nahm die Vermittlung über sich und, als Luithulf seinem Vater auf der Jagd in den Weg trat und um Gnade bat, ward er freundlich aufgenommen, mußte zwar Schwaben einbüßen, ward aber als Feldherr nach Italien gesendet, um den abermals empörten Berengar zu bändigen. In diesem Geschäft traf ihn ein frühzeitiger Tod. Das Herzogthum Schwaben kam an Burkhard, den nunmehr

erwachsenen Sohn jenes ersten Burkhards, einen Verwandten des Bischof Ulrich. Dieser neue Herzog heirathete Hedwig, die Tochter Heinrichs, der wieder in Baiern eingesetzt ward. Lothringen ward von Conrad genommen und getheilt. Das obere erhielt ein Graf Gottfried, das niedere ein Graf Friedrich, über beyde aber setzte Otto seinen Bruder Bruno, Erzbischof von Cölln, als ersten Erzherzog. Eine so große weltliche Gewalt war bisher noch keinem Geistlichen zu Theil geworden und widerstrebte der geistlichen Bestimmung. Bruno war aber Ottos Bruder und die Erfahrung hatte diesen gelehrt, wie wichtig es sey, die Herzogthümer treuen Verwandten und Freunden anzuvertrauen. Dieß geschah 954.

Kapitel CLXXXIII.

Letzte Niederlage der Ungarn am Lech.

Mit Graf Werner, dem Bruder des gefallenen Arnulf, wandte sich eine starke Parthey in Baiern aus altem Haß gegen Heinrich zu den Ungarn und rief sie mit überlegner Macht ins Land. Dieses kriegslustige Volk hatte sich seit jener Niederlage bey Merseburg wieder erholt und schon einige glückliche Versuche zu neuen Einfällen gemacht. 955 brach es mit Werner in unermeßlichen Schaaren abermals in Baiern ein. So groß war seine Zahl, daß es sich vermaß, alle deutsche Flüsse sollten von seinen Rossen ausgetrunken werden. Otto versammelte schnell den Heerbann seines ganzen Reiches; nur die Sachsen fehlten, weil sie mit den Slaven zu thun hatten. Am Lech trafen die Heere der Christen und Heiden zusammen. Vor der Schlacht hielt Otto gleich seinem Vater eine feurige Rede an die Deutschen und gelobte, in schöner Beziehung auf den Sieg Heinrichs,

zu Merseburg ein Bisthum zu gründen, wenn Gott auch ihm den Sieg verleihe. Als das Banner des Reichs aber zog wieder der bewaffnete Erzengel Michael voraus. Ein heißer Schlachttag begann. Lange schwankte der Sieg. Conrad, dem Otto, um seine alte Schuld zu sühnen, den Befehl über die Franken gegeben, starb den Heldentod, mit ihm ein großer Theil des Adels. Dennoch ward, als die Nacht herniedersank, die Niederlage der Ungarn entschieden. Der Lech hemmte die Flucht, und ward von Blut und Leichen überfüllt. Drey Ungarfürsten wurden gleich Räubern aufgehängt. Werner floh mit den Ueberresten des feindlichen Heeres, ward aber im Unmuth von den Ungarn selbst erschlagen. Otto verfolgte den Sieg und entriß den Ungarn Kärnthen, das er mit Baiern verband, und Oesterreich, das er zu einer Mark des Reiches erhob. Seitdem war die Macht der Ungarn gänzlich gebrochen. Sie wurden friedlicher gesinnt, und bey dieser Stimmung fand auch bald das Christenthum unter ihnen Eingang.

Da Ottos Bruder Heinrich 955 starb, erhielt der Sohn desselben, Heinrich, der Zänker genannt, Baiern und Kärnthen. Als bald darauf auch Burkhard, der nach Luithulf in Italien stritt, ablebte, so behielt seine Wittwe Hedwig das Herzogthum Schwaben, das erste Beyspiel, daß ein Weib ein Reichsamt versah. Sie war aber Ottos Nichte.

Kapitel CLXXXIV.

Empörung der Slaven.

Da Otto mit den Ungarn im Kampf begriffen war, benutzten zwey sächsische Grafen, Weichmann und Ekbert, die günstige Gelegenheit zur Empörung. Sie waren Herrmann Billungs Neffen, strebten aber nach höheren

Gewinn als nach dem Lohn der Treue, der für ihren Oheim aufgespart war, und gewannen die Slaven für ihre Partey. Die wendischen und sorbischen Völker fielen aufs neue in Sachsen ein. Ihre vorzüglichsten Anführer werden Nacco und Stoinneg genannt. Sie und die Grafen brachten Herrmann Billung so ins Gedränge, daß dieser den Kaiser zu Hülfe rufen mußte. Otto brach sogleich vom Lech nach Sachsen auf und stellte mit überlegner Macht die Ruhe her. Nacco ward gefangen und hingerichtet. Die Grafen entflohen, kamen aber in des Reiches Acht und Bann.

Sofort traf Otto neue Anstalten, sich der Herrschaft über die unruhigen Slaven zu versichern. Er machte den tapfern Herrmann Billung zum Herzog von Sachsen, und gründete eine neue slavische Mark, Ostsachsen, in der Oberlausitz, mit der Hauptstadt Budissin (Bautzen). Es war eine Gewohnheit der Slaven geworden, den christlichen Gottesdienst zu verspotten. Ihre Fürsten hofften dem Eingang der neuen Lehre am sichersten vorzubeugen, wenn sie sie lächerlich machten. Um so eifriger aber suchte Otto der Geistlichkeit Ansehn zu verschaffen und gründete zu diesem Behuf 968 abermals drey neue Bisthümer, Merseburg, Zeiz und Magdeburg. Den letztern Ort erhob er zum Sitz eines Erzbischofs und zum Haupt aller slavischen Bisthümer. Er trug eine außerordentliche Vorliebe für Magdeburg, verschönerte und bereicherte diese Stadt vor allen und verweilte hier am liebsten. Durch die Unterwerfung der Sorben waren die Polen des Reiches Nachbarn geworden. Dieses edle Volk stand damals unter Fürsten aus dem Geschlecht Piast, dessen Stammvater ein einfacher Bauer gewesen. Sie huldigten dem mächtigen Otto und wurden seine Vasallen, was jedoch nichts mehr, als eine äußre Ehrenbezeugung zu bedeuten hatte. Sie nannten sich seitdem

bald Herzöge, wenn sie dem Reich sich zuzählen wollten, bald Könige, wenn sie sich als selbständig betrachteten.

Kapitel CLXXXV.

Unterwerfung Italiens.

Der dreifache schwere Kampf, in den Otto in Deutschland verwickelt worden, gab dem gedemüthigten Berengar hinlänglichen Raum, seine Rachlust an der kaiserlichen Partey zu sättigen und sich vom Reiche loszusagen. Luithulf und darauf Burkhard hatten ihn nicht bezwingen können. Die Toscaner und der von diesen aufgestellte Papst Johann XII, ein Enkel der Marozia, wurden in Rom von Berengar hart bedrängt und riefen Otto dringend um Hülfe, da er anderwärts das Reich beruhigt.

So unternahm Otto 961 seine zweite Römerfahrt, zerstreute durch die gewohnte Tapferkeit seiner Deutschen die feigen Anhänger Berengars, nahm diesen selbst gefangen und schickte ihn nach Bamberg, wo er auch starb. Gleich Karl dem Großen aber ließ Otto zuerst in Mailand sich die eiserne Krone der Longobarden aufs Haupt setzen und im folgenden Jahr 962 empfing er aus des Papstes Hand die Salbung und die Kaiserkrone in einer Pracht und Feierlichkeit, die selbst das Krönungsfest Karls des Großen übertraf. Zugleich mußte der Papst die Oberhoheit des Kaisers anerkennen und die Italiener mußten feierlich schwören, nie mehr einen Papst ohne Zustimmung des Kaisers zu wählen. Während Otto dem kaiserlichen Namen seine Würde wiedergab, war er nicht minder für die Würde des Papsts bedacht; um diesen aber in seinem Ansehn wieder zu heben, war es vorzüg-

lich nothwendig, daß er dem frechen Spiel der italienischen Parteyen bey der Papstwahl ein Ende machte.

Kaum hatte jedoch Otto Rom verlassen, so trat Johann XII selbst gegen ihn auf. Dieser Papst, kaum den Knabenjahren entwachsen und in Marozias Schule groß gezogen, war vielleicht der verruchteste Mensch in der ganzen damaligen Christenheit. Da er gegen den Kaiser zu handeln begann, wurden auch alle seine Verbrechen aufgedeckt. Otto kam nach Rom, hielt 963 in Abwesenheit des Papstes ein Concilium und setzte das Haupt der Kirche, als jedes schändlichsten Lasters überwiesen, förmlich ab. Johann war der ärgste Spieler, Säufer, Wüstling, Ehebrecher seiner Zeit, dazu selbst des Kirchenraubes angeklagt, soll unter andern einen Bischof im Stalle geweiht und auf des Teufels Gesundheit getrunken haben. Dieß war in Italien möglich, während man in Deutschland mit der frömmsten Gesinnung die Heiligkeit des päpstlichen Stuhles anerkannte. Aber auch der entsetzlichste Mißbrauch konnte die Ehrfurcht vor der ursprünglichen Idee des Papstthums nimmer trüben.

Otto hatte kaum einen neuen Papst, Leo VIII, eingesetzt, als der römische Pöbel plötzlich seinen Pallast umringte und ihn selbst ermordet haben würde, wenn er nicht schnell sich gerettet und von dem deutschen Heere unterstützt die Rebellen zu Paaren getrieben hätte. Die Römer begannen ihre Wichtigkeit einzusehn, in dem Maaße, als ihre Stadt sich von dem alten Ruin erholte. Es ist nicht zu streiten, daß unter aller Verderbniß und unter dem Einfluß der Geistlichkeit doch noch ein Funke jenes alten unüberwindlichen Römergeistes in ihnen glühte. Dem Stolz überhaupt aber konnte dieß Volk um so weniger entsagen, als das Haupt der Kirche ihm seinen

Glanz mittheilte. Dieser Stolz und der Nationalunterschied empörte sie, gleich allen Italienern, gegen die Deutschen. Insbesondere waren sie aber höchst unzufrieden, daß die Kaiser stets aufs neue, Zucht, Ordnung und anständige Sitte am päpstlichen Hofe einführen wollten, während sie selbst sich nur im tiefsten Schlamm der Wollüste gefielen und die Päpste am meisten liebten, die ihnen hierin Vorschub thaten.

Aus demselben Grunde ließen sich die Römer durch die Züchtigung Ottos nicht abhalten, sobald dieser den Rücken gewandt, den vertriebenen Johann XII wieder aufzunehmen; doch bevor er Ottos Rache fühlte, ward er schon, im Ehebruch begriffen, von dem entrüsteten Ehemann ermordet. Da auch Leo 965 starb, erhoben sich neue Unruhen und Otto sah sich gezwungen, im nächsten Jahr einen neuen Strafzug wider Rom zu thun. Grausam ließ er dießmal seine Deutschen im Blut seiner Feinde sich baden, denn er war nicht gesonnen, sich abermal und abermal äffen zu lassen. Jeder empfing seine Strafe und zitternd unterwarf sich Rom und Italien dem gewaltigen Herrscher, den es so furchtbar niemals gesehn, noch geahndet. Otto blieb fortan mit seiner deutschen Heeresmacht noch bis zum Jahr 972 in Italien und befestigte Ordnung und Ruhe. Zu diesem Behuf ließ er keinen großen Herzog mehr bestehn, sondern setzte nur eine Menge kleiner Markgrafen ein, davon jeder einzelne ihm nicht gefährlich war. Als eine Beute des Sieges aber nahm er aus den italienischen Kirchen die kostbarsten Reliquien und sandte sie nach Deutschland, vorzüglich in die Kirche nach Magdeburg, die später auch sein Grabmal wurde.

Kapitel CLXXXVI.

Verbindung mit Griechenland.

Otto kam in eine doppelte Berührung mit den Griechen, durch den erneuten Glanz der römischen Kaiserkrone und durch die griechischen Besitzungen in Italien. Er legte mit Recht ein großes Gewicht auf den Namen eines römischen Kaisers, dem der Erdball unterthan seyn sollte. Denselben Titel behauptete aber von alten Römerzeiten her auch der griechische Kaiser in Constantinopel, und grade die Wichtigkeit, die man neuerdings auf diesen Namen gelegt hatte, bewog den Griechen, ihn dem Deutschen abzusprechen. Es wurden deshalb weitläufige Unterhandlungen gepflogen, die zu nichts führten. Die Spannung ward aber größer, da Otto Lust hatte, auch das griechische Unteritalien mit dem Reich zu vereinigen. Da Otto bey der damaligen Lage des Reichs einen Krieg vermeiden wollte, schlug er den Weg des Vertrages und der Freundschaft ein und schickte Gesandte nach Constantinopel, um für seinen Sohn und Nachfolger Otto eine griechische Prinzessin zu freyen, die ein Pfand des Friedens und deren Mitgift Unteritalien seyn sollte. Die Gesandten wurden aber unterwegs von den Griechen selbst ermordet und Otto rächte diese Treulosigkeit sogleich, indem er nach Apulien zog und grausam sengen und brennen und alle Griechen, die in seine Hände fielen, verstümmeln und morden ließ. Er hatte oft genug erfahren, daß nur Schrecken im Stande sey, diese südlichen Gemüther zu bändigen.

Doch kam die Freundschaft mit Griechenland endlich zu Stande, da durch eine in Constantinopel gewöhnliche Verschwörung und Empörung ein neuer Kaiser auf den Thron gekommen war. Der nächste Kaiser Johannes Tzimisces gab die Tochter des frühern, die Theuphano,

dem jungen Otto zur Gemahlin, und dieser erhielt zugleich eine entfernte Anwartschaft auf einen Theil von Apulien, Neapel und Calabrien, das sich noch in den Händen der Griechen befand. Sicilien war den Arabern unterworfen.

Der junge Otto, der schon zum König und Kaiser gekrönt worden, ward feierlich mit seiner Braut vermählt. Die Erscheinung dieser Theuphano war für Deutschland nicht unwichtig. Sie brachte Griechen und griechische Sitten mit, die zunächst am Hofe vieles änderten, aber auch allmählig auf die wissenschaftliche Bildung in den Klöstern Einfluß übten. Der Hof des deutschen Kaisers nahm manches von der Pracht und dem Ceremoniel des griechischen auf. Die Dienerschaft, der Luxus mehrte sich; die Steifigkeit in Titeln und Ehrenbezeugungen verdrängte die alte Treuherzigkeit. Auch nahm der Kaiser gleich dem griechischen den Titel heilige Majestät (sacra majestas) an.

Kapitel CLXXXVII.

Otto's Ende.

Der Kaiser kehrte 972 aus Italien zurück und hielt im darauf folgenden Jahr ein großes Hoflager zu Quedlinburg, da er die Huldigung seiner Völker empfing, mit Freuden die Werke seiner langen Regierung übersah und seine letzten Verfügungen traf. Darauf starb er 973 zu Memleben und ward nach seinem Willen in Magdeburg begraben.

Er hinterließ das Reich im blühendsten Zustande. Schon war sein Nachfolger bestimmt, sein Sohn Otto, ein Held wie er. Die wichtigsten Herzogthümer waren mit seinen Verwandten oder bewährtesten Freunden besetzt, so daß nur eine große Familie das Reich zu be-

herrschen schien. Ein neues Herzogthum blühte in Kärnthen auf. Zwey neue Marken, Ostsachsen und Oesterreich, und ganz Ober- und Mittelitalien war dem Reiche gewonnen. Das Erzbisthum Hamburg breitete nach dem skandinavischen Norden, das Erzbisthum Magdeburg nach dem slavischen Osten die Bekehrung aus. Böhmen war anerkannt ein deutsches Herzogthum. Polen und Dänemark huldigten dem Namen nach. Auf Unteritalien war Anwartschaft.

Die deutschen Heere hatten sich erprobt in zahlreichen Siegen. Stolz empfing jeder Herzog und Markgraf aus der Hand des Kaisers das Banner oder die Fahne bey der Belehnung, daher die Belehnung mit dem Heerbann fortan das Fahnenlehn hieß. Alle diese stolzen Kriegsfürsten waren aber einig unter dem Kaiser, gleichwie ihre Fahnen vor der Fahne des Engels sich senkten, die des Reiches allgemeines Banner geworden. Die Kirche, wie nach außen durch eine Menge Bisthümer, so nach innen durch die milden Gaben der frommen Zeit überschwenglich bereichert, stand felsenfest in den Gemüthern gegründet und wurzelte darin um so tiefer, als die schöne Begeisterung für den Glauben neuerdings durch die größten Siege über die Heiden gekrönt worden. Der ritterliche Adel stand in der Blüthe dieser Siege kräftiger als je. Die Städte mehrten sich wie in der Zahl so in der innern Ausdehnung der Kraft. Und wie zum himmlischen Zeichen, daß Otto's Zeit ein Silberblick in der deutschen Geschichte seyn solle, wurden in eben dieser Zeit die reichen Silberbergwerke des Harzes entdeckt. Ein Edelmann ritt im Walde; da scharrte sein Roß eine blanke Silberstufe aus dem Erdreich hervor. Man forschte nach und legte 938 das erste Bergwerk im innern Deutschland an. Sollten auch in frühern Jahrhunderten dergleichen schon vorhanden gewesen seyn, wie die Waf-

fenpracht der meisten germanischen Stämme zu beweisen scheint, so waren sie doch gänzlich vergessen worden. Das Münzgeld aber, das früher nur aus den romanischen Ländern nach Deutschland gekommen, ward nun in der Heimath selbst geprägt.

Kapitel CLXXXVIII.

Otto II.

Dieser junge Fürst war kühn und schön wie sein Vater und übertraf ihn noch an feiner und gelehrter Bildung, worin ihn seine Mutter Adelheid auferzogen, und der seine Gemahlin Theuphano entsprach. Doch das italienische Blut, das in seinen Adern rollte, entfremdete ihn zu sehr von Deutschland und flößte ihm eine Vorliebe für den Süden ein, die es ihm eben so unmöglich machte, sich ganz der Sorge für Deutschland zu widmen, als die Pracht und Bildung seines Hofes den rohen deutschen Herzen zusagte.

Als die fromme Hedwig gestorben war, kam Schwaben an Otto, den Sohn Luithulfs und Otto's II Neffen. Zwischen diesem und Heinrich dem Zänker von Baiern ward der alte Zwist ihrer Väter um die Grenze fortgesetzt. Der Kaiser entschied diesmal für Otto und der zanksüchtige Heinrich war gleich bereit, den alten Fehdegeist der Baiern heraufzubeschwören und Empörung anzustiften. Er verband sich mit dem böhmischen Herzog Boleslav und ein neuer Krieg begann. Otto trug den Sieg davon und nahm Heinrich gefangen 974. Baiern kam an den schwäbischen Otto und Kärnthen an einen Grafen Heinrich.

Im folgenden Jahr fiel der Dänenkönig Harald plötzlich wieder in Sachsen ein. Auch er ward mit Gewalt wieder unterworfen.

Bald darauf entkam Heinrich aus dem Gefängniß, erhob noch einmal die Fahne des Aufruhrs, ward aber wieder besiegt und gefangen 977.

Im nächsten Jahr begann abermals Krieg im Westen. Karl, der Bruder des französischen Königs Lothar, suchte sich Lothringens zu bemächtigen, auf das er durch Verwandtschaft einigen Anspruch hatte, und schon war Aachen in seiner Gewalt, als Otto mit Heeresmacht ihn zurücktrieb und bis unter die Thore von Paris verfolgte. 980 ward Friede gemacht und Frankreich gab abermals seine Ansprüche auf Lothringen auf.

Kapitel CLXXXIX.

Unglück in Italien.

Otto's Herz sehnte sich nach Italien, und die Verhältnisse selbst riefen ihn dahin. In Rom hatte sich Crescentius, ein Nachkomme der Marozia, der Herrschaft angemaßt und ein Schattenbild der alten Zeit heraufzubeschwören versucht, indem er sich zum Consul der römischen Bürgerschaft erhoben. Um den Papst in seiner Gewalt zu haben, ließ er Benedikt VII morden und setzte Bonifacius VII von seiner Parthey an dessen Stelle. Die kaiserliche Parthey der Toskaner erhob dagegen Benedikt VIII zum Papst. Diesem Aergerniß zu steuern kam Otto 980 nach Rom und stellte die Ordnung kräftig wieder her, ließ aber dem Crescentius aus zu großer Milde Gnade widerfahren.

Darauf wandte sich Otto nach Unteritalien, um die Aussteuer seiner Gemahlin mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Die Griechen, die bisher unablässig gegen die Araber gekämpft, verbanden sich schnell mit diesen gegen den gemeinsamen Feind. Otto nahm Neapel und Tarent ein und schlug die Verbündeten in offner Feldschlacht.

Aber 982 überfielen sie ihn mit verstärkter Macht am Meeresufer bey Basantello unweit Tarent und schlugen ihn so gänzlich, daß er selbst nur mit höchster Gefahr und ohne Begleiter durch die Schnelligkeit seines Rosses sich retten konnte. Am Ufer umherirrend, jeden Augenblick in Gefahr gefangen zu werden, sah er endlich ein griechisches Schiff daher fahren, und ritt sogleich ins Meer hinein auf dasselbe zu, in der Hoffnung, die Mannschaft werde ihn nicht erkennen. Er ward aufgenommen und wirklich nicht erkannt, sondern für einen weit geringern Fang gehalten. Um aber loszukommen, griff er mit großer Gewandheit die schwache Seite des habgierigen Volkes an und versprach der Schiffsmannschaft ein gutes Lösegeld, wenn sie ihn zu einem befreundeten Hafen führen wolle. Es gelang, aber im Augenblick der Landung faßten die Griechen Verdacht und machten Miene ihn zurückzuhalten. Da sprang er schnell besonnen ins Meer und schwamm glücklich ans Ufer zu den Seinigen. Unteritalien aber blieb in den Händen der Griechen und Araber.

Auf dem italienischen Feldzug starb Otto von Schwaben und Baiern. Da gab der Kaiser Schwaben an Conrad, den Sohn des treuen Udo, dessen zweiter Sohn Udo, Herzog in Franken geworden. Baiern aber erhielt Heinrich von Kärnthen. Der Zänker saß fortwährend gefangen.

Kapitel CXC.

Großer Aufstand der Slaven.

Der Norden war noch keineswegs befriedigt. Dänen und Slaven harrten nur eines günstigen Augenblicks, um an den deutschen Eroberern und Bekehrern blutige Rache zu nehmen. Die Umstände begünstigten den Aus-

bruch des neuen Sturms. Der tapfre Markgraf Gero war in einem gerichtlichen Zweikampf gefallen, dem sich damals bey Verlust der Ehre noch niemand entziehn durfte. Während dieser Mann die Slaven in Gehorsam und Frieden zu erhalten gewußt, war ein anderer Markgraf, Thiederich, im frevelhaften Uebermuth der Herrschergewalt, nur darauf bedacht, die Unterworfenen auf jede Weise zu reizen. Tyranney und Grausamkeit verband er noch mit Spott und reizte vorzüglich die tapfern Obotriten, indem er bey Gelegenheit einer Heirath des obotritischen Fürsten Mistevoi, diesen einen Hund nannte, der keine deutsche Frau verdiene. Im Herzogthum von Sachsen war auf Herrmann Billung 973 dessen Sohn Bernhard gefolgt, der die Ruhe mit starker Hand erhielt. Als er aber 983 von Otto nach Italien zu einem Reichstage in Verona abgerufen und zugleich das Unglück des Kaisers ruchtbar wurde, brach der Aufstand plötzlich an allen Ecken los.

Der neue Dänenkönig Sueno fiel in die Mark Schleswig und nahm sie weg. Die Obotriten drangen unter Mistevoi nach Westphalen und zerstörten Hamburg. Alle sorbischen Stämme rissen sich zugleich los und ihr Angriff war so unwiderstehlich, daß sie die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Zeiz in ihre Gewalt bekamen, gänzlich zerstörten und an der Stätte des wahren Gottes wieder ihre scheußlichen Götzenbilder aufrichteten. Den Sieg der Heiden begleitete jeder Greuel, zu dem das Gefühl der Freiheit und der Rache das wilde Volk aufreizte. Noch einmal und in nicht unedlem Streben suchten die Wenden und Sorben ihre Selbständigkeit und ihr Volksthum zu retten und die Schöpfungen Heinrichs und Otto's schienen vernichtet.

Bernhard erfuhr noch unterwegs die Nachricht der großen Empörung, ging eilends zurück und sammelte die

fliehenden Deutschen in ein starkes Heer. Der Adel und die Bischöfe mußten den Verlust ihrer Güter, jeder Christ den Tod fürchten, darum galt es den Sachsen mehr als jemals Ernst, und sie wurden in einer Hauptschlacht noch in demselben Jahre über die Slaven Sieger. Doch war der Kampf noch lange nicht geendet und dauerte in die Zeit des folgenden Kaisers hinüber, da Otto II noch im gleichen Jahre zu Rom krank ward und in der Blüthe seiner Jugend verschied.

Kapitel CXCI.

Otto III. das Wunderkind.

Otto war drey Jahr alt, da sein Vater starb, doch schon zum Nachfolger bestimmt. Heinrich der Zänker aber, der sich nun der Zucht entbunden sah, warf sich zum Vormund des jungen Königs auf, bemächtigte sich seiner Person und machte alsbald Anstalt, sich selbst zum König zu erheben. Doch trat die fränkische Parthey unter Conrad und Heinrich, der Mainzer Erzbischof Willigis und sogar Lothar von Frankreich ins Mittel. Der Zänker mußte seinen Anspruch aufgeben, erhielt aber Baiern wieder und der fränkische Heinrich Kärnthen. In Oestreich ward Leopold, aus dem alten Babenbergischen Geschlecht, Markgraf und seine Nachkommen erhielten sich daselbst bis ins dreizehnte Jahrhundert. Da Conrad starb, bekam sein Neffe Herrmann, der Sohn jenes ältern treuen Udo, das Herzogthum Schwaben.

Otto ward indeß von seiner Großmutter Adelheid und von seiner Mutter Theuphano, mit Hülfe des Abt Gerbert, des gelehrtesten Mannes seiner Zeit, so gewählt erzogen und mit so außerordentlich vielen Kenntnissen ausgestattet, daß man ihn nur das Weltwunder (mirabilia mundi) nannte. Er war nicht ohne große

Fähigkeiten, aber die Weiber und Geistlichen schwächten seinen Charakter. Die fremde Pracht des Hofes, die Schmeicheley der Höflinge, besonders der Geistlichen, nahm immer mehr überhand.

Die Dänen, die abermals ins Land gefallen, wurden von den Sachsen glücklich überwunden. Auch der slavische Krieg ward zu Ende gebracht, und Brandenburg, obwohl erst 994, befreyt. Boleslav von Böhmen bekehrte sich zum Christenthum und machte deshalb mit Otto gute Freundschaft. Als aber der polnische Fürst Miseko (Miceslav) aus dem alten Geschlecht des Piast, des Boleslav Tochter Dobrowa geheirathet hatte, ward auch er durch diese eifrige Christin bekehrt. Die Böhmen, welche unter allen Slaven die meiste Bildungsfähigkeit besaßen, wurden bald so eifrig für das Christenthum, daß ihr Bischof von Prag, Adalbert, nach Preußen zog, um auch dieses wilde Land zu bekehren. Er fand aber unter den Streichen der Barbaren den Märtyrertod. Um dieselbe Zeit drang das Christenthum auch nach Ungarn. Im Jahr 997 ward Stephan von den Ungarn zum König erhoben, ein ausgezeichneter Geist, der sich selbst zum Christenthum bekehrte und auch sein Volk allmählig dazu bewog. Seine lange Regierung bis 1038 trug vieles dazu bey. Er hielt die beste Freundschaft mit dem Reich und heirathete die Gisela, Tochter Heinrich des Zänkers. So war der Osten Deutschlands durch den Zauber der Religion plötzlich beruhigt. Nur im Norden beharrten die Obotriten und Wilzen noch beym Heidenthum.

Otto konnte sich daher mit noch leichterem Muth, als sein Vater, nach Italien wenden, wozu er eine gleiche angeborne Neigung trug. Nach Otto's II Tode hatte sich die italienische Parthey sogleich wieder gegen die kaiserliche erhoben. Crescentius herrschte zu Rom

abermals unumschränkt, ließ den Papst umbringen und setzte Johann XVI ein. Otto III zog 995 das erstemal nach Rom, stellte die Ruhe her und verzieh dem Crescentius gleich seinem Vater. Der übermüthige Römer aber und sein Papst nöthigten den Kaiser bald durch eine neue Empörung zur zweiten Römerfahrt 998. Otto siegte und ließ den Papst Johann, dessen Charakter und Handlungsweise den heiligen Stuhl arg beschimpft hatte, auf einem Esel durch Rom führen, dann schmählich verstümmeln. Crescentius aber, der sich in die Engelsburg geworfen, ward von dem tapfern Markgrafen Ekhart von Meißen belagert, im Sturm überwunden, gefangen und öffentlich enthauptet. Jede solche Grausamkeit vermehrte die Wuth und Rachlust der Italiener, so wie deren bodenlose Treulosigkeit wieder den gerechten Zorn der Deutschen erweckte. Besonders war die heimliche Mordgier und Giftmischerei der Italiener den Deutschen verhaßt und verächtlich, da sie die Ehrlichkeit im Kampf über alles hielten. An die Stelle des abgesetzten Johann erhob Otto seinen Lehrer Gerbert zum Papste, unter dem Namen Sylvester II. Dieser Mann ward aber den Italienern wegen der kriechenden Höflichkeit und Schmeicheley, die er an den Kaiser verschwendete, bald verhaßt und da er hinwiederum an Kenntnissen, vorzüglich in Naturwissenschaften, selbst den gebildetsten Italienern überlegen war, so brachte man ihn in den Verdacht der Zauberei.

Mittlerweile brach das Jahr 1000 heran, und alten Prophezeihungen zufolge erwartete die ganze Christenheit den Weltuntergang. Aller Zwist ruhte und man bereitete sich auf den jüngsten Tag und auf den höchsten aller Richter, der da richtet die Lebendigen und die Todten. Als aber die bange Stunde schlug und nicht die mindeste Aenderung in der Natur vorging, da wurden die Ge-

müther auch wieder auf das Weltliche gerichtet und der alte Streit allmählich wieder aufgenommen. Die Zwischenzeit der Ruhe benutzte Otto zu einer frommen Wallfahrt nach Gnesen in Polen, wo er den Gebeinen des heiligen Märtyrers Adalbert eine Kirche weihte und ein Erzbisthum gründete, dem die Bisthümer Breslau, Krakau und Colberg untergeben wurden.

Darauf kehrte Otto nach Rom zurück und beschloß diese Stadt zur Residenz und zum Haupt des ganzen Reichs zu machen. Es ist nicht zu verkennen, daß ihm die Abwendung des jüngsten Tages einen großen Schwung gegeben, den er dem ganzen Reich mittheilen wollte. Die Bekehrung der Slaven und die Erneuerung Roms sollten dem kommenden Jahrtausend einen heiligen Frieden begründen. Diese Hoffnungen wurden aber bald getäuscht. Indem er ganz sorglos in Rom seinen Planen nachdachte, erregte der allezeit gegen die Deutschen erbitterte Pöbel plötzlich einen Aufstand und belagerte den Kaiser. Dieser, in der Entrüstung seines Gemüthes und begeistert durch seine edlen Vorsätze, hielt aus einem Thurme herab eine feurige Rede an die stürmenden Römer, und sie wurden wirklich so gerührt, daß sie auf der Stelle ihren Sinn änderten und ihre Anführer selbst auslieferten. Leider aber traf schon im folgenden Jahre 1002 den biedern Otto ein unglücklicher Tod. Crescentius schöne Wittwe war seine Geliebte geworden, glaubte Grund zur Eifersucht zu finden und brachte den Kaiser durch ein Paar vergiftete Handschuh um.

Um diese Zeit ging auch das Geschlecht der Karolinger in Frankreich aus und mit dem Grafen Hugo Capet erhob sich eine neue Königsfamilie, die Capetinger, die seitdem, wenn auch später nur in weiblicher Linie, bis auf diesen Tag Frankreich beherrscht.

Kapitel CXCII.

Heinrich II, der Heilige.

Da Otto kinderlos gestorben, so war die Kaiserwahl aufs neue streitig. Drey Männer bewarben sich um die Krone und bey dieser Trennung der Gesinnung stimmte jede Nation für sich, bevor es zu einem Reichstag kam, da jeder Bewerber vor dem andern sich scheute.

Das nächste Erbrecht behauptete Heinrich von Baiern, der Sohn des Zänkers, und für ihn waren alle Geistlichen, weil er überaus fromm und freigebig gegen die Kirche sich bewies. Das nächste Recht nach ihm sprach Herrmann von Schwaben an, dessen fränkisches Geschlecht schon längst mit den Ottonen innig verbunden war. Herrmann aber war zugleich der reichste und angesehenste deutsche Herzog und weit mehr beliebt als der Sohn des Zänkers mit den Baiern. Der dritte Bewerber war Ekhart von Meißen, der seinen Anspruch auf den Kriegsruhm und die Gewalt der Waffen stützte.

Heinrich verschaffte sich, nicht ohne List und von den Geistlichen thätig unterstützt, allmählig Anhang, während ihm Herrmann den Weg zum Rheine verlegte. Ekhart kam durch einen sonderbaren Umstand ums Leben. Er hatte sich zu Werla sehr unanständig gegen die Schwestern Ottos III betragen, indem er sich nach rauher Kriegsart in ihren Eßsaal gedrängt und die Mahlzeit verzehrt hatte. Diese Beleidigung rächten die sächsischen Grafen von Nordheim, indem sie Ekhart umbrachten. Dadurch gelang es Heinrich nach Aachen zu gehen, wo er sich krönen ließ. Herrmann gab sodann seine Ansprüche auf und unterwarf sich, da Willigis von Mainz ihm auch die fränkische Parthey entzog. Er starb bald darauf und hinterließ Schwaben seinem Sohn Herrmann, der aber auch nicht lange lebte. Dessen Schwester Gisela,

beyde von der Gerberga, Tochter Rudolfs III von Burgund, heirathete Ernst, den Sohn Leopolds von Oesterreich, und brachte diesem Schwaben zu. Ernst ward aber auf der Jagd durch einen Schuß getödtet und hinterließ Schwaben seinem Sohn Ernst von derselben Gisela. Diese heirathete sodann den Grafen Conrad, Sohn des Heinrich von Kärnthen. Hierdurch wurde die schwäbisch-fränkische Linie mit der kärnthisch-fränkischen wieder verbunden, und Conrads und Gisela's Geschlecht, das bald für die deutsche Geschichte höchst wichtig wurde, hieß fortan von dem fränkischen Ursprunge das salische, von der schwäbischen Besitzung aber (von dem Stammsitz Waiblingen) das salisch-waiblingische.

Noch ein dritter Zweig dieses altfränkischen Hauses war im Besitz der Markgrafschaft Schweinfurt in Ostfranken. Markgraf Heinrich suchte gleich nach der Krönung des neuen Königs das ehmalige Herzogthum desselben, Baiern, für sich zu erhalten. Dasselbe trachtete Bruno, des Königs Bruder, des Zänkers zweiter Sohn. Der König aber schlug es beyden ab und gab Baiern seinem Schwager, Heinrich, Graf von Luxenburg. Darüber verbanden sich jene beyden Nebenbuhler und mit ihnen Boleslav II von Böhmen, der die friedlichen Gesinnungen seines Vaters nicht geerbt hatte. Doch siegte der König in einer Hauptschlacht bey Creusen unweit Kulmbach und begnadigte seine Verwandten, 103.

Kapitel CXCIII.

Krieg mit Slaven und Italienern.

Im Osten hatte die Lage der Dinge sich wieder geändert. Boleslav, Miseko's Sohn, ward wieder Heide und vertrieb seine fromme Stiefmutter Dobrova aus Polen. In Böhmen selbst aber war Boleslav, des bes-

sern Boleslav Sohn, dem Reich ungetreu geworden. Die Böhmen setzten ihn, seiner Tyranney wegen, ab; der Pole Boleslav half ihm wieder auf den Thron, ließ ihn aber blenden und nahm Böhmen, Schlesien und Mähren selbst ein. So an Macht höchst furchtbar und in erneuter Wuth des Heidenthums, fiel er über die Lausitz und Meißen her. Der Kaiser stritt abwechselnd in Osten und in Italien und mußte gegen den gewaltigen Feind die äußerste Anstrengung brauchen, doch gelang es ihm, den Polen Böhmen zu entreißen, und den Bruder des geblendeten Boleslav, Othelrich (Ulrich) zum Herzog einzusetzen. Der polnische Boleslav suchte Othelrich auf seine Seite zu ziehn und ließ seinen Sohn Miseko mit ihm unterhandeln. Othelrich lieferte diesen dem Kaiser aus, der ihn großmüthig entließ. Doch dauerte der Krieg noch immer fort, bis es 1018 in Bauzen zu einem Frieden kam und Polen sich unterwarf. Auch gegen die Obotriten und Wilzen ward vom sächsischen Herzog Bernhard II, Herrmann Billungs Enkel, und von dem brandenburgischen Markgrafen Bernhard, Thiederichs Sohn, unabläßig und ohne Entscheidung gestritten, da Mistevoi, der Obotritenfürst, den ganzen slavischen Norden beherrschte.

Die Italiener, unermüdlich im Streben nach Unabhängigkeit, hatten nach Otto's Tode abermals einen eignen König erhoben, Harduin, den Markgrafen von Yvrea. Nur die Bischöfe waren gegen ihn und für Heinrich, aus demselben Grunde wie die deutschen Bischöfe. Heinrich zog 1005 nach Italien, siegte und ließ sich zu Pavia krönen. Diese mächtige Stadt aber, die nebst mehreren andern lombardischen Städten, vorzüglich Mailand, allmählig empor kam und das Beyspiel der Römer nachzuahmen trachtete, empörte sich, während der Kaiser in ihrer Mitte war. Die Bürger belagerten den

kaiserlichen Pallast und Heinrich sah sich gezwungen, aus einem Fenster zu springen. Er that dabey einen Fall, wovon er zeitlebens hinkte, daher er auch der Lahme genannt wurde. Sein deutsches Heer nahm Rache, doch war ihm Italien verleidet und der slavische Krieg rief ihn nach Deutschland. Harduin verfehlte nicht, aufs neue sich zum König aufzuwerfen. Darum mußte Heinrich 1013 noch einmal nach Italien und dießmal bezwang er den Empörer ernstlich, ging auch nach Rom und ließ sich und seine fromme Gemahlin Kunigunde vom Papste krönen und wie Otto I sein kaiserliches Recht bey der Papstwahl bestätigen. Damals gab der Papst dem Kaiser das erstemal den goldenen Reichsapfel, ein Sinnbild der Weltkugel, zu deren Oberherrn der Kaiser berufen sey. Noch einmal kam Heinrich nach Italien 1021, um die Griechen in Unteritalien zu demüthigen, die sich der Herrschaft von Apulien bemeistert hatten. Damals kamen einzelne Flotten der Normannen auf dem Wege nach Constantinopel, wo sie als Wäringerdienten, und als Seeräuber) auch nach Sicilien und Unteritalien. Der Kaiser nahm sie das erstemal in seine Dienste 1022 und sicherte ihnen feste Wohnsitze als Wächter des Reichs gegen die Griechen.

Während der Abwesenheit des Kaisers fielen in Deutschland mancherley Unordnungen vor. Die Herzöge waren zwar durch ihre Verbindung mit dem kaiserlichen Hause friedlich, aber desto eifriger strebten die minder mächtigen Grafen und Bischöfe nach Vergrößerung. So empörte sich der Graf von Flandern und der neue Markgraf von Meißen. Heinrich bezwang sie. Die Liebe, welche der Kaiser zu seiner Gemahlin Kunigunde hegte, bewog die Familie derselben, die gräflich Luxenburgische, obgleich sie schon Kärnthen besaß, zu noch größerer Habsucht, und ein ganz junger Mensch, aus diesem Hause,

Adalbero, erhob sich eigenmächtig zum Erzbischof von Trier; doch ward er von dem Kaiser abgesetzt.

Da König Rudolf III von Burgund keine männlichen Erben hatte, so machte Heinrich theils das alte Recht Deutschlands an Burgund, theils die Verwandtschaft Rudolfs mit dem fränkischen Geschlecht durch Gisela geltend, und schloß mit dem König einen Vertrag, wornach Burgund nach dem Tode desselben zum deutschen Reich kommen sollte, 1018.

Heinrich war, gleich allen seinen Vorgängern, überaus fromm und ein Abgott der Geistlichen. Er hielt fünf Concilien in Deutschland, verbesserte und erweiterte die Kirchenzucht, stellte die von den Slaven zerstörten Kirchen wieder her und setzte sich ein prachtvolles Denkmal in der Gründung des Bisthums Bamberg. Er trug für diesen Ort eine besondere Vorliebe, und bereicherte ihn auf jede Weise, selbst auf Kosten der umliegenden Grafen und Bischöfe, worunter besonders der Bischof von Würzburg großen Widerspruch erhob. Der Papst Benedikt VIII kam 1020 selbst nach Bamberg, um die neue Stiftung einzusegnen. Ein gleiches Muster der Frömmigkeit war die schöne Kunigunde. Das kaiserliche Paar hatte das Gelübde klösterlicher Entsagung gethan und blieb kinderlos. Als ein frecher Verläumder Kunigundens reine Tugend zu bezweifeln wagte, bestand sie die Feuerprobe und trat unversehrt auf ein glühendes Eisen. So berichten die Chroniken. Das fromme Ehepaar ward nach seinem Tode den Heiligen der Kirche zugesellt. Diese Züge sind die treffendsten Belege für die tiefe Religiosität jenes Zeitalters. Heinrich rieth noch auf dem Todbette den deutschen Fürsten, zu seinem Nachfolger den Grafen Conrad, Gisela's Gemahl, zu wählen, als den tüchtigsten aus dem mächtigsten Geschlecht, das nach dem Aussterben der sächsischen

Ottonen in Deutschland übrig blieb. Darauf starb er und ward zu Bamberg begraben 1024.

Kapitel CXCIV.

Privilegien.

Beym Abgang der sächsischen Kaiser stand das Reich als ein einziges Ganze, gestützt auf die alten Grundfesten des Kaiserthums und Papstthums mächtiger als jemals da. Aber unbeschadet der Einheit des Reiches und der Oberherrschaft seiner beyden Häupter, waren in den besondern Verhältnissen des untergebenen Volkes große Veränderungen eingetreten. Hier kämpfte wieder das Neue mit dem Alten, das Streben nach erblicher Gewalt bey den Herzögen gegen das alte Recht des Kaisers und der Völker, sie zu wählen, das gleiche Streben der Grafen gegen die Herzöge, die geistliche Herrschsucht gegen die Besitzungen und Rechte der Laien, die Freiheit der Städte gegen die Rechte der übrigen Stände, endlich die Nothwehr der Bauern gegen die Unterdrückung des Adels.

Die Zeit war noch nicht so weit gereift, daß die alte Verfassung und der alte Bestand der Dinge gesetzlich hätte umgestoßen werden können. Die alten Rechte waren zum Theil heilig gehalten, zum Theil beruhte darauf noch der Vortheil der Einzelnen. Aber der neue Bestand, besonders das Aufkommen mächtiger Familien, die Gewalt der Kirchen und die Ausbildung des Städtelebens hatten neue Rechte erzeugt, die sich gleichfalls nicht abweisen ließen. Man half sich also damit, während man das alte Recht im Ganzen bestehn ließ, für die einzelnen Fälle neue Ausnahmsrechte, oder Vorrechte zu ertheilen, in das alte gemeine Gesetz je für die einzelnen neuen Ansprüche Ausnahmsgesetze einzudrängen,

die den Betheiligten über das allgemeine Gesetz erhoben, und vor dem alten Gesetz gelten sollten, daher Privilegien genannt wurden.

Solche Privilegien bestanden aus kaiserlichen Briefen und Urkunden, welche Gesetzeskraft erhielten. Es wurden darin je einzelne Familien im Besitz ihrer Aemter und Güter bestätigt, Bisthümer und Kirchen mit neuen Schenkungen bereichert, Städte mit neuen Rechten, größtentheils mit Befreiungen, begabt und immer dabey je einer vor dem andern bevorzugt, wie es die Neigung oder der Vortheil oder die Noth des Kaisers mit sich brachte.

Die natürliche Folge davon war, daß das alte Recht denen, die sich allein daran zu halten hatten, keinen Schutz mehr gegen die gewährte, welche der neuen Vorrechte sich erfreuten, daß daher jeder Stand und in diesem wieder jede Genossenschaft und jeder Einzelne nach denselben Privilegien strebte. In der That löste sich auch das alte Recht so gänzlich in diese Privilegien auf, daß erst mit der Zeit aus der Summe gleichartiger Privilegien wieder ein neues allgemeines Recht und Gesetz hervorging.

Kapitel CXCV.

Die großen Geschlechter.

Wir bemerken zunächst ein unabläßiges Streben einzelner Familien, vor andern das Privilegium der Herrschaft und eines großen erblichen Besitzes an sich zu reißen. Dieses Streben ist in der Natur gegründet, da jeder Vater, was er gewonnen, seinen Kindern zu hinterlassen, oder sie noch größer zu machen wünscht, als er selbst gewesen. Es ward aber zuerst durch den Verfall der Kaisermacht unter den letzten Karolingern begünstigt,

da andre Geschlechter theils des Reiches Ehre zu retten berufen wurden, theils für ihren Ehrgeiz und Privatvortheil offne Schranken fanden. Das meiste trug sodann das Bedürfniß der Sonderung bey den einzelnen Stämmen zur Erhebung einzelner Herzogsfamilien bey, und in dieser Beziehung war Herzog Otto von Sachsen der Begründer der auf der Nationalität beruhenden Familienmacht. So sehn wir in Sachsen die Ottonen und nachher die Billunger, in Baiern früher die Arnulfe, in Franken die Salier ihre Familienherrschaft auf das Interesse und auf die Liebe der einzelnen Stämme begründen. Indeß wich man bald von dem Sinne Herzog Otto's ab und das Familieninteresse trennte sich vom Interesse der Volksstämme. Sachsen verlor die Ottonen und kam an die Billunger, mit denen überdem die fünf neuen Markgrafen von Schleswig, Brandenburg, Meißen, Nordsachsen und Ostsachsen, so wie die mächtigen Bischöfe die Herrschaft theilten. Baiern verlor die Arnulfe und ertrug ungern den Wechsel neuer fremder Herrn. Dazu ward das neue Herzogthum Kärnthen und die Mark Oesterreich von ihm abgerissen. Franken blieb bey den Saliern, ward aber unter zahlreiche Grafen dieses Geschlechts zerspalten. Schwaben kam ganz unter Fremde, erst unter die Salier, dann unter die Babenberger der österreichischen Linie. Lothringen war getheilt und seine mächtigen Grafengeschlechter erst im Aufkommen.

So strebte denn jede Familie, abgesehn von den Stämmen, nach Privatherrschaft, sey es im eignen oder im fremden Stamm, und bediente sich dazu zweier Mittel, der Blutsverwandtschaft oder Gunst des Kaisers und der Fehde. Das erste Mittel erhob die Salier, Billunger, Babenberger und Luxenburger. Das andre führte damals noch nicht zum Ziele und stürzte mehrere Geschlechter. Doch grade weil die herrschenden Familien

nicht je mit einem Stammvolk innig zusammen hingen, glaubte theils jedes minder bedeutende Grafengeschlecht dasselbe Recht zur Herrschaft zu haben, theils begünstigte die alte Neigung der Stämme, manches schwächere aber einheimische Geschlecht gegen die herrschenden fremden. Die Markgrafen suchten den Herzögen gleich zu werden; die Grafen, besonders aus den Nebenzweigen herzoglicher Familien, verschafften sich durch kaiserliche Gunst und Erbrecht große Schenkungen und vereinigten bald mehrere Grafschaften unter einem Haupte. Anderwärts unterstützten die Völker ihre angestammten Geschlechter gegen die fremden Herzöge und den Kaiser, so die Lothringer ihre Luxenburger, bald auch andre Grafengeschlechter, so in der nächst folgenden Zeit die Schwaben ihre Welfen, die Sachsen ihre markgräflichen und gräflichen Häuser, wodurch bald noch mehr große Geschlechtsnamen für Deutschland wichtig wurden.

Auch die kleinen adeligen Herren wollten nicht dahinten bleiben. Da sie nach oben zu schwach sich fühlten, so trachteten sie nach unten die noch freien Bauerngemeinden in ihre Leibeigenschaft zu bringen, um dadurch mächtiger zu werden. Aus solchen Ansprüchen entspann sich unter Otto III eine heftige Fehde zwischen den Herren von Stein und dem Landvolk im Thurgau, und eine andre von noch größrer Ausdehnung und Wichtigkeit zwischen den Grafen von Holland und den Friesen.

Selbst die Pfalzgrafen, deren eigentlichster Beruf es war, das kaiserliche Ansehn gegen die übermüthigen Herzöge aufrecht zu erhalten, vergaßen ihres Amtes, um sich selbst gleich den Herzögen und Markgrafen in einem Privatbesitz festzusetzen. So finden wir die sächsischen Pfalzgrafen und die fränkischen am Rhein überhaupt in der Folge nur darum noch genannt, weil sie große

Lehnsherren geworden waren, während alle andre mit dem ursprünglichen Amte selbst verschwanden.

Die Kaiser ließen sich Willkührlichkeiten zu Schulden kommen und nicht selten widersprachen sich die Urkunden von Vergabungen, welche ältere und jüngere Kaiser an einzelne Geschlechter oder Kirchen gemacht. Noch öfterer widersprachen sich die Erbrechte verwandter Geschlechter bey Erledigung von Besitzthümern. Oft maßten sich aber auch mächtige Herren, auf Familienanhang gestützt und durch die Entfernung der Kaiser begünstigt, gradezu fremde Besitzungen an. So half sich denn jeder mit der Faust, und kein Jahr verging ohne Fehden, obwohl dieselben nur selten auf den großen Gang der Geschichte Einfluß übten.

Kapitel CXCVI.

Zustand des gemeinen Volkes.

Die Verhältnisse der Unterthanen hatten noch so wenig sich geregelt, als die der Gebieter. Auch hier kämpfte das Neue mit dem Alten.

Insbesondre war der Adel in mannigfaltigen und verwirrten Verhältnissen. Der alte Amtsadel der Grafen hatte seine Bedeutung verloren, da theils viele Grafschaften von den Lehngebiethen der weltlichen und geistlichen Herren und von den Städten verschlungen worden waren, theils viele Grafen durch den Zuwachs neuer Eroberungen oder durch die Erweiterung ihres Lehngebieths zu einem neuen Range zwischen den alten Grafen und Herzögen sich erhoben hatten. So in den neuen Ländern die Markgrafen von Schleswig, Brandenburg, Meißen, Lausitz, Oesterreich, in den alten die Pfalzgrafen am Rhein und in Sachsen, die Markgrafen von Ostfranken (Schweinfurth), bald nachher die Land-

grafen von Thüringen. Diese großen Grafen standen in einem sehr losen Zusammenhange mit den Herzögen ihrer Nation und waren im Wesentlichen so viel als die Herzöge, da sie unmittelbar vom Kaiser das Fahnenlehn empfingen. Andre Grafen erhoben sich zu dieser Größe nicht, erwarben aber einen großen Lehnbesitz und behielten dabey von ihrem alten Amt den Namen, der sie dem Range, wenn auch nicht der Sache nach, höher stellte, als die gemeinen Edelleute. Nur wenige Grafen behaupteten ganz ihre alte Stellung zu den Ueberresten der freien Bauerngemeinden. So sehn wir den gesammten alten Amtsadel der Stammherzöge und Gaugrafen in die neuen Lehnherzöge und Lehngrafen aufgelöst, bis auf die geringen Überbleibsel von Gaugrafen.

Unter jenen großen Herzögen und Grafen, die zunächst unter dem Kaiser standen, von ihm die Lehnsherrlichkeit über ein Land und zugleich den Oberbefehl über dessen Kriegsmacht oder das Fahnenlehn erhielten, stand wieder zunächst der niedre oder Güteradel. Zu ihm gehörten theils die Titulargrafen, theils die alten Baronen oder unmittelbaren Alodherren, theils der niedre Lehnsadel, die Aftervasallen der Herzöge, Grafen, Bischöfe und Aebte. Sie alle besaßen ein Alod oder Feod, ein oder mehrere Burgen und Dörfer mit Aftervasallen und Leibeignen. Sie alle folgten der Fahne des Herzogs oder Markgrafen. Das Verhältniß des niedern Lehnsadels war ganz dem der Reichsfürsten zum Kaiser nachgebildet. Jeder Herzog, Markgraf, Bischof oder Abt hatte einen kleinen Hof, wie der Kaiser, und seine Ministerialen (Kämmerer, Truchseß, Mundschenk, Marschalk u. s. w.) und seine Vasallen oder Mannen, die seine Fehden ausfochten oder unter seiner Fahne zur Fahne des Herzogs, so wie diese zur allgemeinen Reichsfahne, versammelt wurden.

Diesem niedern Adel folgten im Range die Bürger der Städte, von denen wir nachher besonders reden, und die alten freien Bauern oder Landsassen, deren es noch in einigen altdeutschen Landschaften gab. In Friesland erhielten sich dieselben nicht nur am längsten, sondern sie gaben sich auch, mit Beseitigung der kaiserlichen Grafen, ihre ursprüngliche germanische Verfassung wieder und erhielten sich dieselbe noch geraume Zeit. Dieses Ereigniß ist für die innere Geschichte unsers Volkes wichtig, wenn es auch auf den äußern Gang der Geschichte ohne wesentlichen Einfluß geblieben. Das Bestreben der Grafen, die freien Männer zu Vasallen zu machen, gelang bey einem an der Seeküste abgelegenen und auf seine uralte Freyheit höchst eifersüchtigen Volke nicht, rief vielmehr selbst den kräftigsten Widerstand hervor. In Lothringen hatten sich die meisten Grafschaften schon unter der Lehnsherrschaft weniger besonders mächtiger Geschlechter vereinigt, namentlich unter den Grafen von Luxenburg, Geldern, Flandern und Holland. Der Graf Dietrich von Holland hatte bereits die Westfriesen 922 unter sich gebracht; da er aber auch die freien Ostfriesen sich unterthan und zu Vasallen machen wollte, schirmten sie die alte Freyheit ihrer Gemeinden mit Gewalt der Waffen, schlugen den Grafen in wiederholten Fehden ab und traten in sieben kleine Republiken, die Seelande genannt, nach altgermanischer Weise zusammen. Am Upstalesbome (Obergerichtsbaum) hielten sie ihre allgemeine Volksversammlung und regierten sich vollkommen selbst. Nur den Erzbischof von Bremen erkannten sie dem Namen nach als ihren Schutzherrn und blieben dadurch im allgemeinen Reichsverband. Aber auch anderwärts erhielten sich die alten freyen Gemeinden noch zerstreut, theils in Grafschaften, namentlich in Westphalen, theils in bloßen Centen, vorzüglich in Schwaben und Thürin-

gen. Die sächsischen Grafen, die noch wie sonst ihr Gaugericht unter freyem Himmel mit den gewählten Schöppen in Gegenwart und unter Beystimmung aller freien Männer des Gaues hielten, wurden jetzt zum Unterschied Freygrafen, ihr Gericht Freygericht, die Schöppen Freyschöppen, die Gerichtsstätte der Freystuhl genannt. Anderwärts blieben nur noch Centgerichte übrig, die sich länger erhalten konnten, weil die Cent kleiner war, und nicht so leicht als eine Grafschaft unter die Lehnsherren zerfiel. Auch die alten Markverbindungen mit selbstgewählten Holzgrafen u. s. w. erhielten sich selbst in Lehnsdörfern.

Eine besondre Menschenklasse bildeten die Hintersassen, bloße Schützlinge, die für den Schutz zu nichts als zu einer Abgabe an den Schutzherrn verpflichtet waren. Sie lebten überall zerstreut auf den Bischofsitzen, Klöstern, in den Dörfern des Adels, in den Städten und selbst bey den freien Bauerngemeinden.

Die Aftervasallen der niedrigsten Gattung standen zum niedern Adel in demselben Verhältniß, wie dieser zu den Reichsfürsten, thaten ihre persönlichen Dienste, folgten seiner Fahne, ernährten ihn nach wie vor von der Lehnssteuer (laudemium) und halfen zum Theil seine eignen Felder bauen. Sie waren wie bisher entweder Freygelaßne, oder ursprünglich Freye, die sich durch Vertrag in den Lehndienst begeben hatten.

Alle Vasallen, die niedern wie die hohen, standen unter dem Gericht der Lehnsherren, und alle Lehne waren gesetzlich noch nicht erblich, sondern konnten vom Lehnsherrn eingezogen und anderwärts vergabt werden. Beydes war den Vasallen höchst drückend. Daher strebten sie alle, vom höchsten Range des Reichsvasallen oder Herzogs bis zum niedrigsten Aftervasallen, der auf dem Dorfe diente, theils nach einem festen Lehngesetz, das

den Willkührlichkeiten des Lehnsherrn steuern sollte, theils nach Erblichkeit der Lehne. Die Herzöge und Grafen hatten für sich dieses Bedürfniß schon größtentheils befriedigt und es machte sich auch bey den niedern Vasallen so laut, daß schon der nächstfolgende Kaiser für gut fand, das ganze Lehnsystem in diesem Sinne umzugestalten.

Hierbey muß bemerkt werden, daß in die neuen slavischen Marken, die bald ein wichtiger Bestandtheil des Reiches werden sollten, nichts von der alten Freiheit und vom alten Alodwesen hinüberkam, sondern lediglich das Lehnwesen. Die deutschen Markgrafen theilten diese Länder unter ihre Vasallen, die um ihre Burgen theils deutsche Kolonisten, zum Theil aus ihren alten Gütern, theils Slaven als Leibeigne in Dörfern versammelten. In diesem Verhältniß ist das Landvolk der ostdeutschen Länder zum Theil bis auf die neueste Zeit geblieben.

Die Leibeignen blieben in ihrer alten Lage, welche durch die steigenden Bedürfnisse des Adels eher verschlimmert wurde. Nur auf den geistlichen Gütern wurde sie ihnen in demselben Maaß erleichtert, als die Kirchen ohnehin reicher wurden und durch die milde Behandlung aller ihr Zugehörigen immer größeres Vertrauen, immer ausgedehnteren Zuwachs zu erhalten suchten.

Durch Lehnwesen und Leibeigenschaft auf der einen, durch die Wichtigkeit der Burgen als Schutzwehren im Kriege auf der andern Seite, wurden die Dörfer um die Burgen und Kirchen immer allgemeiner, während sich die alten vereinzelten Wohnungen nur noch bey den freyen Gemeinden in Friesland, Westphalen und in den süddeutschen Gebirgsgegenden zum Theil bis auf unsre Tage erhalten haben. Die Dörfer (villae) wurden durch einen Schultheiß, Schulzen oder Vogt, dem der alte Dekanus entsprach, in Aufsicht gehalten.

Kapitel CXCVII.

Zustand der Kirche.

Noch immer war der Papst ein Spiel der italienischen und deutschen Parthey, und nur scheinbar das Haupt der Kirche. Die Untüchtigkeit und das üppige Leben vieler Päpste trug noch mehr zur Entwürdigung derselben bey. Nur der Kaiser, dem der römische Stuhl nur insofern widerstehn konnte, als ihm Italien widerstand, handhabte kraftvoll die kirchliche Gewalt und rettete sie mehr als einmal vor völliger Ausartung.

Aber die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte benutzten die Ohnmacht des Papstes nicht anders, als früher die Herzöge und Grafen den Verfall der Kaisermacht benutzt. In Italien wie in Deutschland, handelten sie, soweit die weltliche Macht sie nicht zügelte, ziemlich unabhängig. Ihr Streben ging auf besondre Privilegien ihrer Kirchen, auf Ausdehnung ihrer Sprengel und Lehngüter aus und vermischte sich sehr häufig mit dem Familieninteresse. Die Kaiser selbst sorgten dafür, daß die wichtigsten Erzbisthümer mit ihren Verwandten besetzt würden. Jeder Herzog und Graf suchte das nehmliche für sein Geschlecht und wie schon früher in der Babenberger Fehde, so in den meisten spätern zwischen Laien und Geistlichen, hatte jeder Bischof seinen weltlichen Geschlechtsanhang und jede Laienparthey irgend einen Bischof auf ihrer Seite. Nicht minder zankten sich die Bischöfe unter einander selbst um Lehngebiete oder um das Recht des Zehnten, das ganz willkührlich verschenkt oder vertauscht wurde. Da oft ein weit entlegner Bischof oder Abt den Zehnten einer Landschaft besaß, so strebte der nähere Bischof ihn an sich zu ziehn. Die Aebte insbesondre suchten mit den Bischöfen gleiches Recht zu gewinnen. So gerieth z. B. der mächtige Abt von Fulda

in öftere, zuweilen blutige Fehde mit dem Erzbischof von Mainz. Mit der Vergabung der Bisthümer und Abteyen wurde daher ein freventliches Spiel getrieben. Gunst und Gewalt überwogen die Stimme des Volks. Selten kam ein frommer und geistvoller Mann, wenn er arm und ohne Familie war, in eine der höhern geistlichen Würden. Es kam so weit, daß man über Willigis, Erzbischof von Mainz spottete, weil er von niedriger Geburt war. Die Besetzung der geistlichen Aemter nach Gunst und Bestechung, die in einen förmlichen Handel ausartete, ward Simonie genannt, nach einer Vergleichung mit dem biblischen Simon. (Apostelg. Kap. 8. Vers 9.)

Die Frömmigkeit der Kaiser bereicherte die Bisthümer und Abteyen mit Schätzen, Gütern und Vorrechten. Die Kirchenvögte verloren alle Gewalt, indem sie von der Wahl der Kirche abhängig gemacht und nur noch in dringenden Fällen gebraucht wurden. Statt deren aber maßten sich die Pröbste der Gerichtsbarkeit an und Geistliche selbst hielten in den zur Kirche gehörigen Landschaften mit den darin lebenden Laien Gerichte, die, weil sie kirchlichen Ursprungs waren, Synoden oder Synodal-Synd- Sintgerichte genannt wurden. Auch die Gewalt der Geistlichkeit auf die Gemüther nahm überhand. Die Kaiser gingen mit ihrem Beyspiel der Unterwürfigkeit voran, die Kämpfe mit den Heiden befeuerten fortwährend den Glaubenseifer. Trotz der Ohnmacht des Papstes kam die katholische Lehre immer üppiger zur Blüthe. Die Ceremonien wurden vermehrt, die Kirchen verschönert, die Kirchenzucht geschärft. Die Fasten wurden strenger, die Lehre vom Fegfeuer und der Hölle schüchterte mehr als je die Sünder ein; die Ohrenbeichte gab unter den Ottonen dem Klerus einen überwiegenden Einfluß. Auch die Heiligen mehrten sich und die Lebenden selbst bereicherten ihre Zahl. Die Reliquien und Bilder

der Heiligen erhielten eine ausgedehntere Verehrung. Die Sagen von den Heiligen oder die Legenden lebten im Munde alles Volkes. Die Frömmigkeit trieb immer mehr stille Seelen in die Klostermauern und feurige Gemüther zur Wallfahrt nach Jerusalem. So lag im Sinne der Zeit eine Grundfeste der Religiosität, auf welche der erste kraftvolle Papst das Gebäude der Hierarchie aufrichten konnte. Die folgenden großen Begebenheiten werden dadurch erklärbar.

Von diesem Ueberwiegen des religiösen Sinnes und der darauf gegründeten Uebermacht der Geistlichkeit waren aber zwey Uebel unzertrennlich, die sich in der Folge nicht minder bedeutsam weiter entwickelten, der Aberglauben und die Ketzerey. Noch lagen die Naturwissenschaften gar sehr im Argen und in den Kräften und Erscheinungen der Natur, die man nicht zu erklären wußte, sah man nach heidnischer Art noch Götzen oder den von der Geistlichkeit zu oft an die Wand gemahlten christlichen Teufel. Der Aberglauben nahm in dieser Weise durch die Schuld des Klerus mehr überhand, als er früher bestanden hatte. Unter Otto I erschreckte eine Sonnenfinsterniß das deutsche Heer in Italien dergestalt, daß es sich in alle Winkel verkroch. Neben dem Aberglauben begann auch die Ketzerei im guten und bösen Sinn ihr Wesen, zunächst durch den Spott aufgeklärter Köpfe über die Unsittlichkeit und Habsucht der Geistlichen. Die Uebertreibung der geistlichen Gewalt, die Untüchtigkeit so vieler Päpste und Bischöfe, selbst die Eifersucht der weltlichen Herren gaben Anlaß dazu schon unter den Ottonen, während die große Masse innig an dem Klerus hing. Die kleine und zerstreute Parthey der Unzufriedenen oder Ketzer nahm aber in der folgenden Periode mit der großen Parthey der Hierarchie gleichen Schritt.

Kapitel CXCVIII.

Vorrechte der Städte.

Die Städte hatten sich nach dem Bedürfniß des Volkes ausnehmend vermehrt und vergrößert, besonders am Rhein und in Niedersachsen. Sie waren daher bald stark genug, um die Befreiung von der bischöflichen Gewalt anzusprechen und zu behaupten. Da alle Städte nur auf dem schon von andern besessenen Grund und Boden fußten und ihre neuen Ansprüche dem alten Bestand entgegensetzten, so konnten sie nur durch Vorrechte befriedigt werden, durch welche wieder die andern Stände litten. Indeß waren sie allen ein Bedürfniß und die Fehden gegen sie erhuben sich erst, als ihre Macht gefährlich wurde. Seit 993 ertheilten die Kaiser vielen Städten das Privilegium des Marktrechtes (jus mercatorium), das sie berechtigte, offnen Markt zu halten, eignen Zoll, eigne Münze anzulegen, und nur unmittelbar unter dem Gericht des Kaisers (unter dem Königsbann) zu stehn. Auch ward der Markt gefriedet, wie ehedem das Gericht, d. h. strenge Strafe sollte denjenigen treffen, der die zum Markt fahrenden beleidigte. Das Recht des Königsbannes, das anfangs nur für die Kaiserstädte unter den Reichsvögten gegolten, ward auch auf bischöfliche Städte ausgedehnt, z. B. unter Heinrich II auf Worms, Bremen u. s. w. Das Münz- und Zollrecht, das Regalien in sich begriff, war bisher nur Herzögen und Bischöfen geschenkt worden. Von jetzt an schlugen viele Städte ihre eigne Münze. Einige übergaben die Verwaltung der Münze gewissen edlen Bürgerfamilien, die daher Münzbürger, Münzjunker hießen. Alle so befreyten Städte unterschieden sich als Freystädte, später Reichsstädte, von den Landstädten, die noch unter den geistlichen oder weltlichen Herren standen.

Ihre Reichsverpflichtung bestand darin, daß sie unter dem Reichsvogt, später Bürgermeister, dem Kaiser die Heeresfolge leisteten. Dagegen hatten sie bey den Reichstagen noch keine Stimme.

Unter den nächstfolgenden Kaisern wurden schon viele Bürgerschaften der freyen Städte so mächtig und selbständig, daß sie des Burggrafen und Reichsvogts enthoben wurden und erst unter gewählten Rathmännern oder Schöppen in Mitten der freyen Stadtgemeinde (consules et reliqui cives oder scabini caeterique burgenses) noch später unter einem Bürgermeister (magister civium) und Rath (consilium), sich selbst regierten. Aber unter Heinrich II findet sich wenigstens schon ein eigner Gerichtsstand der Kaufleute, der mit dem Marktrecht zusammenhing. Das Städteleben brachte die Unterschiede der Gewerbe mit sich, die sich nach und nach im Innern der Bürgerschaften in Gilden oder Zünfte schieden. Die Kaufleute, die den Markt besorgten, erscheinen zuerst gildenmäßig anerkannt (major Gilda), dann die Schmiede, die mit den Münzjunkern zusammenhingen und schon kostbare, getriebene und Gußarbeit für die Kirchen verfertigten. Von den Maurern, Steinmetzen und Baumeistern ist es offenbar, daß sie, was ihre Kunst und die Wichtigkeit derselben für die Kirchenbauten schon mit sich brachte, von jeher gildenmäßig sich gebildet, wiewohl ihre Zunft erst auf der Höhe des Mittelalters durch die erhabensten Werke der Baukunst sich unsterblich machte. Da diese Kunst auch später immer als eine geheime behandelt wurde, so kann ihre Zunft bey geheimer Genossenschaft desto älter seyn. Die übrigen Handwerke waren damals noch wenig in Flor, da der Landmann sich das meiste seines Bedarfes und die Weiber, auch am Hofe, noch alle Kleider selbst verfertigten. So waren

denn auch die Handwerker nur verachtete und zinspflichtige Hintersassen der edlen waffenfähigen Bürger.

Am meisten gewannen die Städte durch den Handel, so wie auch die Kaufleute die größten Vorrechte hatten. Von Cölln weiß man, daß es im 11ten Jahrhundert mehr als fünfhundert Kaufleute in seinen Mauern zählte. Schon Heinrich II unterschied daher Großkaufleute und Krämer. Hamburg, Cölln, Schleswig, Bremen hatten Stapelrecht. Ihre und der Friesen Schiffe durchfuhren den ganzen Norden, sobald die Seeräubereien der Normänner, nach ihrer Bekehrung zum Christenthum, etwas nachließen. Friesische Schiffe kamen bis nach Grönland. Die Städte handelten nach allen nordischen Reichen, vorzüglich nach England. Auch sorgten die Kaiser, besonders seit der griechischen Heyrath, vom Süden her einen Handelsweg nach Deutschland zu eröffnen. Otto III gab 996 den Juden, Lombarden und Franzosen das Recht, mit ihren Waaren Deutschland zu durchreisen. Dabey zeichneten sich besonders die Krämer von Cahors in Gujenne aus, die Caorsini, oder auch verstümmelt die Kauderwelschen genannt, welcher Name noch jetzt nicht erloschen ist.

Gleichzeitig mit den Deutschen erhoben sich die italienischen Städte über die Gewalt ihrer Fürsten und Bischöfe, und auch sie wurden vorzüglich durch den Handel begünstigt. Damals gerieth der Handel der Griechen und der Slaven in Verfall. Das griechische Reich versank immer mehr in sich selbst durch innre Verderbniß und ward von außen durch die Araber hart gedrängt. Die Slaven waren gleichfalls durch Ungarn und Araber von der Verbindung mit dem Süden abgeschnitten und ihre schönsten Handelsstädte von den Deutschen seit geraumer Zeit zerstört. So kam der südliche Handel an die Italiener und vorzüglich an Venedig, dessen glück-

liche Lage dazu berechtigte. Diese Stadt, einst von armen Menschen, die vor dem furchtbaren Attila geflohn, in den Sümpfen am Meer gegründet, erhob damals zuerst ihr stolzes Haupt, um eine Zeitlang mit ihren Flotten das ganze Mittelmeer zu beherrschen.

Kapitel CXCIX.

Bildung der damaligen Zeit.

An Werken der Wissenschaft war das zehnte Jahrhundert zwar ärmer, als irgend ein andres, doch ward durch die Ausbildung des städtischen Lebens und durch die mit Griechenland und Italien eröffnete Verbindung eine desto festere Grundlage für die künftige Pflege der Wissenschaft gelegt.

Von deutschen Sprachwerken ist nur eine Uebertragung der Psalmen von Notker auf uns gekommen. Doch hat unstreitig im Volk die eigenthümliche Sagenpoesie ihren Fortgang genommen. Die Großen des Reichs, wie die Geistlichkeit, waren streng lateinisch gebildet, worauf die Neigung der Ottonen für Italien mehr als jemals hinwirkte. Durch die griechische Heyrath ward auch der griechischen Sprache und Literatur in Deutschland ein Weg eröffnet, der jedoch wenig betreten wurde. Gerbert oder Papst Sylvester II war der einzige Deutsche, der sich durch strenge Gelehrsamkeit auszeichnete. Außerdem aber besitzt das Zeitalter der sächsischen Kaiser drey vortreffliche Geschichtschreiber. Luitprand, Bischof von Cremona († 946) war bey der Gesandtschaft Otto's I in Constantinopel und beschrieb die Schicksale derselben und das griechische Hofleben, außerdem eine Chronik und ein Leben der Päpste. Wittekind von Corvey († 973) schrieb die Geschichte der Sachsen. Ditmar, Bischof von Merseburg, ein Sprößling des salischen Geschlechts,

(† 1015) beschrieb in einer trefflichen Chronik die Geschichte der sächsischen Kaiser mit vorzüglicher Rücksicht auf die Slaven. Ueberhaupt rühren die meisten Chroniken des Mittelalters von Männern her, die selbst an der Spitze der Geschäfte standen, zum Theil mit den regierenden Häusern verwandt waren und alle Verhältnisse ihrer Zeit übersehn konnten. Mit dieser glücklichen Stellung verbanden die meisten einen tiefen und klaren Geist, Kenntniß des Alterthums, Gelehrsamkeit, Wahrheitsliebe und Talent der Darstellung. Es ist mithin ein höchst grundloses Vorurtheil, unter den Chroniken nur finstres und unverständiges Mönchswerk zu verstehn. Die genannten drey Geschichtschreiber schrieben lateinisch. Diese Sprache war so vorherrschend, daß auch eine Dichterin, die Nonne Roswitha von Gandersheim, († 980) ihre schönen Gaben an die Nachahmung der Römer vergeudete. Sie schrieb lateinische Comödien, einige religiöse Gedichte und ein Loblied auf die Ottonen. Mehr hat das zehnte Jahrhundert nicht aufzuweisen.

Die Klosterschulen kamen indeß immer mehr zur Blüthe. In Paderborn wurden Naturwissenschaften und Mathematik gelehrt und man las die besten römischen Dichter. Die Benediktiner-Mönche sorgten vorzüglich für wissenschaftliche Bildung. Ihr größtes Kloster war Corvey an der Weser, aus dem der größte Theil der nordischen Bischöfe und Bekehrer hervorging. In diesem Kloster war eine große Bibliothek und 300 Mönche wechselten Tag und Nacht im Chorgesang ab, so daß der Gottesdienst niemals stille stand.

Für die Künste geschah so viel, daß dadurch eine folgende glänzende Zeit der Kunst vorbereitet wurde. Die Baukunst ward gefördert, theils durch die Frömmigkeit und Prachtliebe der Ottonen, theils durch den höhern Aufschwung, den die Innung der Maurer (Baumeister,

Steinmetzen) seit der Befreiung der Städte genommen. Die Ottonen stifteten eine Menge neuer Kirchen, die hauptsächlich noch im byzantinischen (Byzanz oder Constantinopel) Geschmack nach dem Muster der großen Sophienkirche in der griechischen Kaiserstadt gebaut wurden. Bis zum zwölften Jahrhundert aber bildete die deutsche Maurergesellschaft einen neuen Geist der Baukunst aus, der alles übertraf, was in dieser Kunst jemals geleistet worden, und der in jenen Riesenwerken unsterblich fortlebt, die wir noch heute wie ein Wunder anstaunen. Zu einem der herrlichsten Bauwerke jener goldnen Zeit, zum Straßburger Münster, ward der erste Grund schon 1015 durch den Bischof Werner gelegt, dessen Bruder Radbot an der schweizerischen Aare die Habsburg erbaute, von der sein Geschlecht sofort den weltberühmten Namen trug.

Die Malerei scheint keineswegs vernachläßigt gewesen zu seyn, wiewohl sich von den Bildern jener Zeit nichts erhalten hat. Luitprand berichtet, Heinrich I habe seinen Sieg bey Merseburg von kundigen Meistern so getreu abschildern lassen, daß man bey dem Anblick dieser Bilder geglaubt habe, in der lebendigen Mitte der Schlacht zu stehn.

Mit vorzüglichem Eifer ward die Musik ausgebildet, Notker und mehrere Geistliche schrieben über diese Kunst. Das meiste scheint damals noch für Schnitzwerk, Täfeley. Guß- und Schmiedewerk gethan worden zu seyn. Die Kirchen und Burgen waren damit reich ausgestattet. In goldnen und silbernen Gefäßen herrschte überaus viel Pracht und Geschmack. Thore, Säulen, Altäre, wurden mit schön getriebener Arbeit in den edelsten Metallen ausgeziert. Die Glocken kamen überall in Gebrauch. Auch soll man die Kunst verstanden haben, schöne

Bildsäulen von Gips zu formen und im Feuer zu härten.

In der Tracht geschah manche Aenderung und Abweichung von der alten Einfachheit. Ditmar von Merseburg beschwert sich schon über die neue Ueppigkeit besonders der Frauenzimmertracht, über die Modesucht, welche die griechische Prinzessin mitgebracht.

Elftes Buch.

Die salischen Kaiser.

Kapitel CC.

Die Wahl Conrads II.

Als Heinrich II, der letzte der Ottonen, gestorben war, versammelten sich alle Nationen des großen Reiches zu einer allgemeinen Nationalversammlung gleich jenen Merzfeldern der Merovingerzeit. Aus allen Enden strömten sie herbey und lagerten in unabsehbaren Heeresmassen auf dem großen Blachfeld zwischen Worms und Mainz auf beyden Seiten des Rheins. Alle Herzöge waren in Person erschienen und unter ihrem Banner die Markgrafen, Grafen und Herren und ein unzählbares Gefolge von Vasallen. In gleicher Weise waren die sämtlichen Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte des Reichs mit ihren stolzen Gefolgen herbeygekommen und das weite Gefilde faßte kaum die Zahl der edlen deutschen Männer, die ihren König sich wählen wollten. Auf dem rechten Ufer des Rheines lagerten die Sachsen unter ihrem Herzog Bernhard (Benno) dem Sohn des ältern Bernhard und dem Enkel Herrmann Billungs, die Schwaben unter dem Herzog Ernst (von Babenberg), die Baiern unter dem Herzog Heinrich (von Luxenburg) die Kärnthner unter dem Herzog Adalbert, die Böhmen unter dem Herzog Othelrich. Auf dem linken Ufer lagerten

die Franken unter Herzog Conrad, die Oberlothringer unter Herzog Friedrich, die Niederlothringer unter Herzog Gottfried (Gozilo).

Heinrich II hatte den ostfränkischen Grafen Conrad, jenen Gemahl der Gisela, zu seinem Nachfolger empfohlen. Die Tugenden und die Geburt dieses Mannes empfahlen ihn noch mehr. Das salische Geschlecht war nach dem Hintritt der Ottonen in Deutschland das mächtigste. Ein gleiches Recht aber verdiente Conrad, der Herzog der Rheinfranken. Beyde Conrade waren die Söhne zweyer Brüder, der Söhne Conrads, des Eidams Otto's I. Beyde waren tapfer und weise, der Krone würdig, aber der Ostfranke nur Graf, der Westfranke Herzog, dieser aber wieder jünger und jener älter. Beyde wußten, daß einen von ihnen die Wahl treffen würde. Darum ging der Graf zum Herzog und machte freundlich mit ihm aus, daß jeder dem andern, der da gewählt werden würde, zuerst huldigen und in Treue dienen wolle, damit dem Reich aus ihrem Zwiespalt kein Nachtheil erwachse. Als darauf Erzbischof Aribo von Mainz die Wahlversammlung eröffnete, rief er zuerst den Namen Conrads des ältern aus. Alle Bischöfe stimmten ihm nach. Dann erhob sich unter den weltlichen Fürsten zuerst Herzog Conrad der jüngere und gab auch seine Stimme dem Grafen. Alle Fürsten traten freudig bey. Da setzte der neue König seinen treuen Vetter sich zur Seite und ward unter dem Jauchzen der Menge zum König ausgerufen. Nur Friedrich von Lothringen und der Erzbischof von Cölln waren mit der Wahl unzufrieden und stahlen sich aus dem fröhlichen Kreise. Das bemerkte Herzog Conrad, eilte ihnen nach, und führte sie bald freundlich an der Hand zurück, denn sie vermochten den Bitten eines Mannes nicht zu widerstehn, der so eben so große Redlichkeit und Aufopferung für des Rei-

ches Wohl bewiesen. Der Erfolg dieser Wahl entsprach aber der Erwartung vollkommen, denn Conrad der Salier ward einer der tüchtigsten Kaiser des deutschen Reiches. Solches geschah 1024.

Kapitel CCI.

Conrads erster Römerzug.

Die erste Sorge des neuen Königs war, durch sein ganzes Reich zu reisen, es kennen zu lernen, den Fehdegeist zu stillen und die Gemüther in Liebe an sich zu fesseln.

Von dieser schönen Pflicht rief ihn aber bald die burgundische Erbangelegenheit ab. König Rudolf weigerte sich, das Wort, das er dem Ottonen Heinrich gegeben, dem Salier Conrad zu erfüllen. Diesem mußte daran gelegen seyn, das abgefallene Burgund dem alten Reiche wieder zu verbinden, da es sonst an Frankreich gefallen wäre, und es gelang ihm, den alten Rudolf zur Erneurung des Vertrags zu bewegen. Die weise Gisela, Conrad's Weib und Rudolfs Enkeltochter, war die Vermittlerin.

Darauf begab sich Conrad auf die Römerfahrt. Nach Heinrichs II Tode waren in Italien, wie immer nach eines Kaisers Tode, neue Unruhen ausgebrochen. Die Italiener glaubten sich immer nur dem Kaiser verpflichtet, so lang er lebte und sie mit eisernem Arm bezwungen hielt, und niemals der kaiserlichen Würde überhaupt, nöthigten daher jeden neuen Kaiser zu einer blutigen Römerfahrt. Auch dießmal hatten sie sich wieder empört; die weltlichen Herren und die Städte waren übereingekommen, einen eignen König von Italien zu wählen, aber einen Franzosen, um diese in ihre Parthey zu ziehn, da alle Könige, die sie aus sich selbst gewählt hatten,

bisher ein unglückliches Ende genommen. Eine große Parthey der Geistlichen dagegen war für den deutschen Kaiser, wie bisher, und an ihrer Spitze stand Erzbischof Heribert von Mailand. Dieser rief Conrad um Beystand.

Wie gewöhnlich stellte der Kaiser schnell und gewaltig die Ordnung wieder her. Er hielt 1027 zu Mailand große Hofhaltung und ließ sich ebendaselbst zum Kaiser krönen, mit ihm Gisela. Zu diesem Feste fanden zwey fremde Könige sich ein, Rudolf von Burgund und Kanut der Große, der gewaltige Held des Nordens, der ganz Skandinavien und England unter seinem Scepter vereinigt. Auch dieser kam, die Herrlichkeit des deutschen Kaisers zu sehn und sich zum Beyspiel zu nehmen. Der Norman hatte seine Tochter Kunihild mit nach dem schönen Italien gebracht und vermählte sie mit Heinrich, Conrads Sohn. Dafür trat ihm Conrad die Mark Schleswig ab, deren Behauptung, wie lange Erfahrung bewiesen, des Aufwandes nicht lohnte, und der Eiderfluß ward wieder, wie zu Karls des Großen Zeit, des Reiches Grenze.

Von Mailand that Conrad einen Zug nach Unteritalien, stellte auch dort die Ruhe wieder her und erweiterte den Normännern ihr neues Lehngebiet als Hüter der Mark gegen die Griechen. Dann aber rief ihn eine traurige Begebenheit über die Alpen zurück.

Kapitel CCII.

Die Welfen.

In Schwaben hatte sich Tumult erhoben. Herzog Ernst war als älterer Sohn der Gisela aus erster Ehe zum Erbe von Burgund näher berechtigt, als Conrad, sein späterer Stiefvater. Die Erblichkeit behauptete bereits ein so großes Uebergewicht, daß Ernst die An-

sprüche derselben durchaus geltend machen wollte, wiewohl Rudolf sein Burgund nicht der salischen Familie, sondern dem Kaiser und Reich vermacht hatte. Mit dem unzufriednen Ernst verbanden sich aber zwey mächtige altschwäbische Grafen, Rudolf Welf, in einem alten Geschlechtshaß gegen die salischen Waiblinger, und Werner von Kyburg, Ernsts treuster Freund.

Da hier die große Bedeutung des Welfischen Geschlechts anhebt, so werfen wir einen Blick auf die Sagen seines Ursprungs. Schon unter Karl dem Großen erscheint ein Warin, Graf von Altorf. Dessen Sohn und Nachfolger Isenbrand, heißt es, sah einst ein armes Weib, die drey Kinder zugleich geboren, hielt dieß für unnatürlich und schalt das Weib eine Ehebrecherin. Da bat diese in gerechtem Zorn den Himmel, daß des Grafen Gemahlin Irmentraut so viel Kinder als Monathe im Jahr auf einmal zur Welt bringen möchte. Der Wunsch des Weibes ward erfüllt und Irmentraut gebar zwölf Knaben. Aber sie fürchtete den strengen Sinn des Gemahls und befahl einer Dienerin, elf von den Knaben ins Wasser zu werfen. Unterwegs stieß aber die Magd auf den Grafen, der sie fragte, was sie im Korbe trage. »Welfen,« (d. h. junge Hunde) erwiederte das erschrockne Mädchen. Isenbrand nahm aber das Tuch vom Korbe, und da er sah, daß alle Kinder so frisch und stark waren, hielt er sie für seine eignen, ließ sie leben und heimlich erziehn, und führte sie, als sie ausgewachsen waren, der Mutter wieder zu. Seitdem erhielt dieß Geschlecht den Namen der Welfen.

Unter den zwölfen ward Welf I Isenbrands Nachfolger. Dessen Tochter Jutta oder Judith heirathete Kaiser Ludwig der Fromme. Ihr Bruder Eticho ward Welfs Nachfolger. Dessen Sohn Heinrich ward von Jutta ermahnt, in des Kaisers Lehndienst zu treten;

Eticho widerrieth es dringend und beschwor ihn, sein altes Alod zu behaupten. Doch ließ Heinrich endlich sich verleiten, vom Kaiser so viel Lehngebiet zu heischen, als er mit einem goldnen Wagen um die Mittagszeit, wenn Ludwig schlief, würde umfahren können. Er hatte von Ort zu Ort starke Rosse aufgestellt, mit denen er wechselte, und so gewann er ein großes Gebiet. Der alte Eticho aber floh, als er vernahm, sein Sohn habe die uralte Freiheit gegen den Vasallendienst vertauscht, in die Wildnisse von Tyrol und ward ein Einsiedler. Heinrichs Sohn war Rudolf, Rudolfs Sohn Welf II, derselbe, der mit Herzog Ernst sich verbündet.

Kapitel CCIII.

Herzog Ernst von Schwaben.

Während Conrad noch in Italien war, fielen sein Stiefsohn, Welf und Werner über die Anhänger und Güter des salischen Hauses her, und sengten und brennten ungehindert. Da kam Conrad eilig zurück und hielt zu Ulm großen Reichstag, die Gemüther zu versöhnen, die Friedensstörer zu strafen. Herzog Ernst erschien wohlbewaffnet an der Spitze der Schwaben und trotzte dem Kaiser. Die fromme Gisela suchte vergeblich zum Frieden zu reden. Wie es aber zur Entscheidung kam, hatte sich Ernst an den Schwaben verrechnet. Dieser biedre Stamm, im Dienste des Kaisers, im Gehorsam des Reiches getreuer als jeder andre, verließ die Parthey seiner empörten Häupter und erklärte seinem Herzog offen und redlich, der Schwur, den je die Männer von Schwaben ihrem Herzog geleistet, entbinde sie mit nichten von dem Schwur, den sie dem Kaiser und dem Reich geschworen; wenn aber der Herzog mit dem Reich in Fehde lebe, so sey die Pflicht, die sie an dieses binde, stärker

als die Pflicht gegen jenen. So ward Ernst zu Ulm verlassen, entwaffnet, gefangen und auf der Feste Giebichenstein in Sachsen als Reichsverräther aufbewahrt. Welf ward des Landes verwiesen, Werner von Kyburg aber behauptete seine Burg mit großem Heldenmuth viele Monathe gegen des Kaisers Heer und entfloh glücklich, als er sich nicht länger halten konnte, 1027.

Nach drey Jahren, 1030, ließ Conrad seinen Stiefsohn frey und führte ihn in die Arme seiner edlen Mutter Gisela zurück. Dieses treffliche Weib war ein Muster deutscher Frauen. Sie vergaß weder die Pflicht, die sie dem Kaiser schuldig, noch die Liebe zu ihren ältern Kindern und in allen Leiden, welche der Zwiespalt der Familie über sie brachte, zeigte sie bey der sanftesten Liebe für alle einen festen Muth und durchdringenden Verstand, der dem Kaiser und Reich schon in mehreren Angelegenheiten sehr heilsam gewesen. Conrad versprach, ihrem Sohne das Herzogthum Schwaben zurückzugeben, wenn er ihm den geheimen Aufenthalt Werners verrathen wolle. Ernst aber rief in edlem Unwillen aus: wie sollte ich den verrathen, der mir einzig treu geblieben? und blieb standhaft bey seinem Wort. Da sprachen alle Fürsten über Ernst, als den Genossen des Reichsverräthers Werner, des Reiches Acht und Bann aus, und er ward ins Elend hinausgestoßen.

Ernst floh in die Arme seines Werner und führte seitdem ein Räuberleben im Schwarzwald, um nur das tägliche Brot zu gewinnen. Mit ihnen verband sich Adalbert von Falkenstein und gab ihnen seine Burg zum Zufluchtsort. Von hieraus streiften sie durch das Land und raubten, was sie bedurften. Die Schwaben brachten ein Heer auf, sie zu fangen, und bey einem Ausfall wurden sie umringt und nach langem löwenmüthigem Widerstand

niedergehauen, 1037. Doch erhielt Ernsts jüngerer Bruder Herrmann das Herzogthum von Schwaben wieder.

Auf das Volk machte das Unglück und der Heldenmuth des Herzogs Ernst einen tiefen Eindruck. Er ward in zahlreichen Liedern besungen, davon noch einige erhalten sind. Die Sagen von ihm wurden weiter ausgebildet. Je mehr er ein Held der Dichtkunst wurde, erhielten alle Begebenheiten seines Lebens eine sinnvolle Deutung und wurden mit allem Schmuck der in der nächstfolgenden Zeit durch die Kreuzzüge vorzüglich auf das Morgenland gerichteten Einbildungskraft bereichert. Daraus entstand eine sehr ausführliche Sage, die noch jetzt in dem bekannten Volksbuch von Herzog Ernst unter dem Landvolk fortlebt. Diese Sage führt den Helden ins Morgenland und läßt ihn furchtbare Abentheuer mit allen Schrecken der Natur und scheußlich verzerrten Thieren und Menschen bestehn, worin überall das Unglück, das er wirklich erlebte, anschaulich gemacht wird. Jene Ungeheuer sind seine Feinde und Verräther. Er kommt in einen finstern Berg, das ist sein Gefängniß. Ein Greif entführt ihn durch die Wolken; das ist sein Ehrgeiz. Sein Schiff strandete an dem Magnetberg; das ist der gewaltige Kaiser. Die Nägel fahren aus seinem Schiff und es geht in Trümmer; das sind seine Vasallen. Wer den Antheil des Volks am Schicksal seiner Häupter, wer den von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden poetischen Geist des Volkes und den Einfluß desselben auf das stille häusliche Leben begreifen will, darf solche Sagen nicht unbeachtet lassen. Bedeutsam ist, daß immer die unglücklichen Helden und Empörer mehr vom niedern Volk und in deutscher Sprache, die sieghaften Kaiser aber mehr von Geistlichen und Höflingen in lateinischen Versen besungen wurden.

Kapitel CCIV.

Wiedererwerbung von Burgund.

Während dieser Zeit ward der kraftvolle Kaiser Conrad vielfältig von andern Sorgen für das Reich bedrängt. In Polen war auf Boleslav sein Sohn Miseko gefolgt, der dem Reich den Lehnseid wieder verweigerte und sich zum König erhob. Conrad zog 1029 gegen ihn aus, ward aber durch die undurchdringlichen polnischen Wälder aufgehalten. Auch Othelrich von Böhmen und selbst Stephan von Ungarn fiel wegen Grenzstreitigkeiten in das Reich. Conrad bezwang sie alle mit erneuter Kraft 1031. Bald darauf ward der wilde Misako von den Polen selbst entsetzt und floh zu Othelrich. Dieser nahm ihn mit einer bey den Slaven nicht ungewöhnlichen Treulosigkeit gefangen und sandte ihn dem Kaiser. Conrad aber ließ ihn edelmüthig frey und die Polen nahmen ihn wieder zum König. Dadurch ward Misako beschämt und schloß einen dauerhaften Frieden. Othelrich empörte sich nochmals 1034, ward wieder bezwungen. Um diese Zeit ward Udo, Mistevoi's Sohn, Fürst der Obotriten, von den Sachsen meuchlings umgebracht. Sein Sohn Gottschalk, der in einem deutschen Kloster erzogen ward, entfloh und nahm blutige Rache. Conrad nahm ihn 1036 gefangen, entließ ihn aber nach Dänemark. Gottschalk that in des großen Kanuts Diensten rühmliche Thaten und ward sein Eidam, kehrte zu den Obotriten zurück und suchte sie zu dem Christenthum zu bekehren. Sie aber und die Lintizer, das Hauptvolk der Wilzen, bildeten eine entschiedne heidnische Parthey gegen ihn.

Auch um Burgund erhob sich Fehde. Rudolf starb 1032. Da machte Odo, der französische Graf von Champagne, Sohn einer ältern Tochter Rudolfs, als die, welche Gisela's Mutter gewesen, sein Erbrecht geltend. Con-

rad war allerdings in entfernterm Grade mit Rudolf verwandt, hielt aber Burgund nicht für ein Erbe seines Geschlechts, sondern des Reiches und setzte sich mit Gewalt 1033 zu Genf die Krone von Burgund aufs Haupt.

Odo's Empörung benutzten die Italiener, ihn auf ihre Seite zu ziehn. Das strenge Walten Kaiser Conrads misfiel allen, und selbst Erzbischof Heribert von Mailand erhob sich gegen ihn und trug Odo die lombardische Krone an. Conrad zog deshalb zum zweitenmal nach Italien 1036. Odo aber fiel indeß mit neuem Muth in Lothringen ein. Dieses Herzogthum war nach Friedrichs Tode wieder unter einem Haupt, dem Gottfried oder Gozilo, vereinigt und dieser tapfre Mann bezwang und tödtete Odo in der Schlacht. In Italien stellte Conrad die Ordnung her, doch kamen Krankheiten über sein Heer und mit vielen deutschen Edlen starb auch Herrmann von Schwaben und Kunihild, die nordische Gemahlin des jungen Heinrich. Conrad selbst kehrte krank über die Alpen zurück und starb im folgenden Jahr 1039. Er ward zu Speyer begraben, zu dessen prachtvollem Dom er 1030 den Grund hatte legen lassen.

Kapitel CCV.

Treuga dei und Lehngesetze.

Mehr noch als Deutschland war Frankreich und Burgund vom Fehdegeist und Faustrecht beherrscht. In Frankreich wurden die Vasallen übermüthig und trotzig durch den Verfall und Abgang der Karolinger, in Burgund durch das Aussterben der Rudolfe und durch die Abneigung des schon romanisirten Volkes gegen Deutschland. Waffengewalt konnte diesem Unwesen kein dauerndes Ziel setzen, auf keinen Fall die Gemüther befriedigen. Aber nicht umsonst war die Gewalt der Geistlichen

so hoch gestiegen. Sie allein konnten grade jetzt entscheidend ins Mittel treten und die Herzen zum Frieden zu lenken war ihrer Würde vollkommen gemäß. Ein Abt von Clugny behauptete, durch unmittelbar göttliche Eingebung sey ihm der Befehl vom Himmel gekommen, einen allgemeinen Gottesfrieden zu verkünden, durch den die Fehden gestillt werden sollten. Von Mittwoch Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang Montag, in jeder Woche, dann wieder vom Advent bis zum achten Tage nach Epiphania und von Septuagesima bis zum achten Tage nach Ostern solle bey Strafe der Excommunikation jede Fehde stille stehn. Diese Verheißung ward von den Fürsten und Geistlichen mit Freuden anerkannt, zuerst in Frankreich 1027, dann in Burgund 1032 und unter heftigem Widerspruch des kriegerischen Adels nochmals 1038 und 1041 erfüllt und der Gottesfrieden oder die Gottestreue (treuga dei) zum Gesetz erhoben. Bald nahm ganz Deutschland daran Antheil und sein Einfluß ward von großer Wichtigkeit. Unzählige Fehden wurden dadurch weniger unterbrochen, als völlig beygelegt, weil die Gemüther Zeit zur Versöhnung fanden und überhaupt die Fehden als etwas Gott ungefälliges verschmähen lernten. Der religiöse Sinn fand aber in der Beachtung dieses Gottesfriedens eine neue Beurkundung und die Macht der Geistlichkeit gewann dadurch ausnehmend. Wir haben keine Ursache zu zweifeln, daß zu jener in religiöser Begeisterung und gottseliger Gesinnung glühenden Zeit wirklich ein frommer Mönch den ersten Gedanken zum Treuga Dei gefaßt, aber er gewährte auch ganz die Vortheile, als wenn er klug berechneter Plan eines Kaisers gewesen wäre; denn nimmermehr hätte auch der kräftigste Fürst mit dem Schwert die Fehden auf eine Weise unterdrücken können, wie es dem bloßen Wort der Geistlichkeit gelang, der auch allein das Wächter- Richter- und

Strafamt darüber zustand. Waren übrigens die günstigen Folgen nicht von Dauer und kamen bald wieder alle Fehden auf, so lag das an dem spätern großen Kampfe zwischen Papst und Kaiser, da, während die Häupter sich schlugen, das niedre Volk ein gleiches that.

Wie mit der burgundischen Erwerbung der Gottesfrieden, so kamen mit dem letzten Römerzuge Conrads neue höchst wichtige Lehngesetze nach Deutschland. In Italien hatte die Zucht und Gunst der Kaiser weniger vorwalten können, als in Deutschland. Die Vasallen, sich selbst überlassen, strebten jeder regellos nach Privatvortheil. Die Erblichkeit war größtentheils faktisch eingetreten und beruhte so sehr auf dem Bedürfniß der Zeit, daß eine gesetzliche Bestätigung derselben höchst ersprießlich war. Ein gleiches Recht aber hatten auch die Aftervasallen anzusprechen, und wie ihre Lehnsherren durch den erblichen Lehnbesitz vom Kaiser unabhängig wurden und gleichsam in das Verhältniß von Allodialherren zurücktraten, so mußten auch die Aftervasallen in das gleiche Verhältniß zu ihren Lehnsherren treten. Auch die kleinen Aftervasallen suchten ihr Lehn sich und den Ihrigen erblich zu sichern und, um dieß zu können, eine Beschränkung ihres Lehnsherrn. Allen diesen neuen Bedürfnissen, die sich größtentheils schon selbst auf unrechtmäßigem Wege befriedigt hatten, entsprach der weise Kaiser Conrad durch ein neues Lehngesetz, das er zuerst in Italien 1037 verordnete, das aber bald auch ganz Deutschland genoß. Die wichtigsten Punkte derselben waren:

Jeder Vasall, ohne Unterschied, solle sein Lehn auf seinen Sohn forterben lassen.

Kein Lehnsherr solle ein Lehn veräußern ohne die Zustimmung aller seiner Aftervasallen.

Kein Lehnsherr solle fürohin seine Aftervasallen richten, sondern ein Gericht von Gleichen, je nach dem Range des Angeklagten.

Jeder Aftervasall solle das Recht haben, an den Kaiser zu appelliren, wenn ihm von seinem Lehnsherrn Unrecht geschehn.

Die drey letztern Gesetze sind vorzüglich wichtig. Sie sicherten das Wohl und die Ehre der niedern Vasallen, aus denen noch der größte Theil der Nation bestand. Sie knüpften wieder ein Band zwischen diesem und dem Kaiser, das bisher, da noch jeder Aftervasall nur mit seinem Lehnsherrn und gar nicht mit dem Kaiser zusammenhing, ganz abgerissen war. Der Kaiser selbst also gewann dadurch an Macht und an Vertrauen. Wie sehr diese Gesetze auf den Sinn des Volks berechnet waren, beweist das Betragen der schwäbischen Vasallen gegen Herzog Ernst.

Kapitel CCVI.

Heinrich III der Schwarze.

Von einem eben so weisen als kriegerischen und überall streng durchgreifenden Vater und von einer höchst edlen und in Leiden erstarkten Mutter erzogen, entwickelte Heinrich frühe die Gaben des gewaltigen Herrschers. Kein Kaiser vorher herrschte mit solcher Willkühr und eisernen Strenge, keiner aber hatte diesen gebieterischen Geist wie Heinrich und keinem hatten seine Vorgänger den Weg so gelichtet und gereinigt. Heinrich vermochte ganz selbständig zu herrschen, und er that es. Wie Karl der Große hielt er die Zügel des Reichs und der Kirche in einer starken Hand. Die Päpste selbst vergingen vor seinem Arm und die Herzöge wurden so ohnmächtig, daß sie gar nicht mehr vorhanden zu seyn schie-

nen. Zu ihrer gänzlichen Abschaffung war nur noch ein Schritt, den Heinrich vielleicht gethan hätte, wenn er länger am Leben geblieben. Das Bedürfniß nach Herzögen ward immer schwach, wenn ein riesenhafter Kaiser das große Reich allein zu bewältigen verstand, aber höchst dringend, wenn ein schwacher Kaiser die Zügel sinken ließ. Zufällig starben unter Heinrich mehrere Herzöge aus, und da dieselben nicht in dem Stamm, den sie beherrschten, eingeboren waren, so lag diesem wenig an der Wiederbesetzung. Das neue Lehngesetz selbst richtete die Blicke des Volks vom Herzog auf den Kaiser. So konnte Heinrich ungehindert die verfallenen Herzogthümer Schwaben, Baiern, Kärnthen, wie das Königthum Burgund für sich allein ohne die Vermittlung eines Herzogs regieren, mit den wenigen übrigen Herzögen aber desto strenger und willkührlicher verfahren.

Schwaben ließ Heinrich eine lange Zeit unbesetzt, dann gab er es einem ohnmächtigen Mann, Otto, dem ostfränkischen Markgrafen von Schweinfurth.

Kärnthen, dessen Herzog ebenfalls ohne Erben gestorben, gab er nach einigem Besinnen an Welf, dem Sohn des ältern Welf, und sühnte damit den alten Haß dieses Hauses gegen die salischen Waiblinger wieder aus. Der mächtige Anhang Welfs in Schwaben und ein großen Herrschern eignes Spiel, Feinde zu Dienern zu machen, scheint ihn dazu bewogen zu haben, 1047. Welf starb 1055 kinderlos und der Mannsstamm seines Hauses ging aus. Seine Schwester Kunigunda jedoch hatte von Azzo, einem italienischen Markgrafen, einen Sohn Welf, der das berühmte Geschlecht fortpflanzte.

Baiern, dessen Herzog auch gestorben, gab Heinrich wieder an einen jüngern Heinrich von Luxenburg, nach dessen Tode an Conrad von Franken. Diesen aber mochten die Baiern in ihrem alten Haß gegen die Franken

nicht leiden und Heinrich nahm ihm eben so willkührlich wieder sein Herzogthum und gab es seiner eignen Gemahlin Agnes, die es bis nach seinem Tode behauptete.

Damals zeichnete sich im Breisgau ein edler Graf Berthold aus, ein Neffe Radbots des Habsburgers. Heinrich, der mit allen Herzogthümern nach Gutdünken schaltete, versprach ihm nach Ottos Tode Schwaben zu geben. Doch ward Berthold später auf eine andre Weise in die Reihe der deutschen Fürsten erhoben, um der Stifter eines neuen ruhm- und thatenreichen noch jetzt auf einem deutschen Thron blühenden Geschlechtes zu werden.

Bernhard von Sachsen allein behauptete in der Mitte seines angestammten Volkes das alte Ansehn des Herzogs. Heinrich fand für gut, ihn zu schonen, doch gab er ihm nicht ohne kluge Berechnung ein Gegengewicht, theils an den Markgrafen und Grafen z. B. Ludwig dem Bärtigen, ersten Landgrafen zu Thüringen († 1055), theils an dem Erzbischof Adalbert von Bremen, den er ausnehmend bereicherte. Zwölf Bisthümer gehorchten ihm als Erzbischof, darunter zwey neue Bisthümer Ratzeburg (Lübeck) und Mecklenburg (Schwerin). Auch hielt sich Heinrich, wenn er in Deutschland war, immer in Goslar, mitten in Sachsen auf, um dieses Herzogthum stets in strenger Aufsicht zu halten. Auch den sonst so gefürchteten Erzbischof von Mainz demüthigte Heinrich, indem er dem Cöllner bey der Krönungsfeyerlichkeit seines jungen Sohnes den Vorrang gab.

Kapitel CCVII.

Heinrichs Strenge gegen die Päpste.

Den ersten Kampf bestand Heinrich wider die Böhmen. Othelrichs Sohn, Bretislav, suchte sich wieder

vom Reich unabhängig zu machen, und selbst der Bischof Severus von Prag strebte sich der kirchlichen Obergewalt zu entziehn. Nach zweyjährigem Kampf unterwarf sie Heinrich mit Gewalt der Waffen 1042.

In den folgenden Jahren empörten sich die unzufriednen Burgunder. Heinrich bezwang auch diese und heirathete zur Befestigung des Friedens Agnes von Poitou, die mit den mächtigsten burgundischen Grafengeschlechtern verwandt war, 1044.

Darauf entstanden Unruhen in Ungarn. Stephan der heilige starb ohne Kinder. Seine deutsche Gemahlin Gisela brachte seinen Neffen Peter auf den Thron. Die Laster desselben und das Uebergewicht der Deutschen am Hofe empörte das Volk. Peter ward entsetzt und Odo auf den Thron gehoben. Heinrich aber zog über Ungarn, setzte Peter mit Gewalt wieder ein und Odo ward ermordet. Dennoch ertrugen die Ungarn ihren König nicht, ließen ihn blenden und setzten den Andreas ein. Heinrich sah; daß er das Volk schonen müsse, ließ sich von Andreas huldigen und zwang ihn, als er sich dennoch empörte, noch einmal zum Gehorsam.

In Italien herrschte wieder die größte Verwirrung, dießmal durch eine Kirchentrennung unter mehrern Päpsten. (Eine solche Trennung hieß ein Schisma.) Die verschiednen italienischen Partheyen hatten zu gleicher Zeit drey Päpste aufgestellt, Benedikt IX, Sylvester III und Gregor VI. Da begab sich Heinrich 1046 auf den Römerzug und hielt zu Sutri eine große Kirchenversammlung, auf welcher er als Schiedsrichter über die Päpste auftrat. Zum Zeichen seiner Macht aber ließ er alle drey Päpste absetzen und führte dagegen einen Deutschen, Suidger von Bamberg, unter dem Namen Clemens II auf den päpstlichen Stuhl. Bey dieser Gelegenheit wurden alle Vorrechte des Kaisers bey der Papstwahl aufs

neue bekräftigt. Darauf ging Heinrich nach Apulien und vergrößerte das Lehn der Normannen unter den tapfern zwölf Söhnen Tancreds von Hauteville.

Die Römer konnten den deutschen Papst nicht vertragen und Clemens starb bald, wahrscheinlich an Gift. In eben so kurzer Zeit starb sein deutscher Nachfolger Damasius II. Doch setzte Heinrich einen dritten Deutschen, seinen eignen Verwandten, Leo IX auf den Thron. Dieser bekam mit den Normannen wegen der Erweiterung und Unabhängigkeit ihres Gebiethes Streit, zog wider sie zu Felde, ward aber gefangen und starb im Gefängniß. Am päpstlichen Hofe lebte damals der Mönch Hildebrand, der sich den größten Einfluß zu verschaffen wußte und mit großen Planen für die Kirche umging. Da es seine erste Sorge war, den heiligen Stuhl dem frechen Spiele der italienischen Partheyen zu entziehn, was nur der Kaiser vermochte, so bewog er die römische Geistlichkeit, Heinrich um einen neuen Papst zu bitten. Er selbst kam an der Spitze der Gesandtschaft nach Deutschland und der Kaiser sandte mit ihr abermals einen Deutschen, Victor II, als Papst zurück.

Mittlerweile erhob sich eine große Fehde in Lothringen. Der Kaiser hatte dieses Herzogthum nach Gottfrieds Tode wieder unter dessen Söhne Gozilo und Gottfried getheilt. Da aber der erste blödsinnig war, so bekam Friedrich von Luxenburg, der Bruder Heinrichs von Baiern, Oberlothringen. Darüber empörte sich Gottfried, der ganz Lothringen, wie sein Vater, besitzen wollte und den das Volk lebhaft unterstützte. Er ward aber bezwungen und auch Niederlothringen ihm entrissen, welches an Adalbert, einen Grafen im Elsaß fiel. Gottfried erhob von neuem Fehde, und überwand mit der Hülfe seiner treuen Lothringer den Adalbert, erschlug ihn selbst in der Schlacht. Der Kaiser verlieh indeß

Niederlothringen an Adalberts Neffen, Gerhard, und schlug den widerspenstigen Gottfried zum zweitenmale, verzieh ihm aber wegen seiner Tapferkeit und sandte ihn nach Italien, dort die Ruhe zu erhalten. Seine treuesten Anhänger, Balduin, Graf von Flandern und Dietrich, Graf von Holland, welche seine Fehde fortsetzten, wurden 1054 endlich bezwungen, der letztre getödtet.

Gottfried war kaum in Italien angelangt, als sein Unglück ihm gleich die italienische Gegenparthey des Kaisers geneigt machte. An der Spitze derselben stand Beatrix, die Wittwe und Erbin des mächtigen Markgrafen von Toscana, dessen Lehngebiet damals den größten Theil von Oberitalien umfaßte. Mit dieser Frau vermählte sich Gottfried und erklärte sich wieder gegen den Kaiser. Da zog Heinrich 1055 abermals über die Alpen, siegte und führte Beatrix gefangen nach Deutschland. Doch erhielt Gottfried und sein gleichnamiger Sohn nach des Kaisers Abzug seine Parthey in Italien.

Heinrich, der König von Frankreich, rief den Kaiser ab, indem er die Ansprüche Frankreichs auf Burgund und Lothringen erneuerte. Beyde Herren hielten zu Ivois eine Zusammenkunft 1056. Der Kaiser warf zum Zeichen der Fehde seinen Handschuh hin, den aber der König aufzuheben sich fürchtete. So ging er beschämt in sein Land zurück.

Ein andrer wilderer Feind bedrängte das Reich mit erneuertem Ungestüm. Die heidnischen Wenden behaupteten die Oberhand, so männlich auch Bernhard von Sachsen, Wilhelm von Brandenburg (des ältern Bernhard Sohn) und der christliche Fürst der Obotriten, Gottschalk, sie bekämpften, Wilhelm fiel in einer Schlacht, 1056.

In demselben Jahr entstanden Erdbeben, Pest und Hungersnoth in Deutschland, Vorboten noch schlimmerer

Unglücksfälle. Denn der Kaiser selbst ward krank und starb in der Blüthe seiner Kraft, nachdem er noch kurz zuvor in Goslar mehrere Ketzer, die Fleischessen für Sünde hielten, hatte henken lassen, 1056. Er hinterließ das Reich seiner Gemahlin Agnes und einem fünfjährigen Sohne Heinrich. Ein Weib und ein Kind sollten die Zügel der Herrschaft lenken in einer Zeit, wo nur die vollste Mannskraft ihrer mächtig war.

Kapitel CCVIII.

Kaiserin Agnes.

Der Hingang des kaiserlichen Helden eröffnete allen feindselig gährenden Trieben und Kräften der verhängnißvollen Zeit freyen Spielraum, und je gewaltiger Heinrich III sie niedergehalten, desto ungestümer brachen sie aus dem Zwange. In einem wirren, furchtbaren Kampfe, in den das Reich ein halbes Jahrhundert lang gestürzt ward, erblicken wir einen tiefen Abgrund von Unglück, Jammer, Verbrechen und Schande; doch sehn wir in diesem Kampfe wieder alle gesunden Kräfte des Volks schnell und voll sich entfalten und in reißender Bewegung das Mittelalter zu seiner erhabnen Höhe hinaufführen. Die funfzigjährige Regierung von Heinrichs unglücklichem Sohne war eine strenge Schule der Zucht und ein Reinigungsfeuer für den edlen Geist des Volkes, der die folgenden Jahrhunderte einer unsterblichen Herrlichkeit weihte.

Heinrich IV war fünf Jahr alt, und schon zum Nachfolger im Reich ernannt, als sein tapfrer Vater hinschied. Seine Mutter Agnes aber ward Verweserin des Reichs in des Kindes Namen. Sie war ein frommes Weib voll guten Willens und eines gereiften Verstandes. Aber die männliche Kraft gebrach ihr und die

Kunst, Helden im Kampfe zu stehn. Nur durch Milde, Liebe, sanfte Zurede, freundliche Vermittlung und uneigennützige Aufopferung des eignen Vortheils wollte und konnte sie regieren, aber nicht in einer Zeit, welcher Kampf nothwendig war, und nicht unter Männern, in deren eisernen Busen kein mildes Gefühl Platz gewann. So wurde sie, zur Heldin der Zeit berufen, das Opfer derselben, und mit ihr das kaiserliche Kind.

Wohl fühlend, daß sie die weiten Länder nicht gleich ihrem Gemahl ohne Herzöge würden regieren können, und um die feindliche Gesinnung derer, die bisher zurückgesetzt worden, in freundliche Anhänglichkeit zu verwandeln, besetzte sie bald nacheinander die erledigten Herzogthümer mit Feinden ihres Gatten.

Der trotzige Graf Rudolf von Rheinfelden entführte gewaltsam ihre Tochter Mathilde, und Agnes war gütig genug, ihm nicht nur zu verzeihen, sondern ihm auch Schwaben und Burgund zu Lehn zu geben, 1058. Das unruhige Schwaben bedurfte des Hauptes. Zwischen seinen Edlen war häufige Fehde. In einer derselben wird zum erstenmal in der Geschichte ein Graf von Hohenzollern erwähnt.

Um den gerechten Anspruch des Grafen Berthold zu befriedigen, verlieh ihm Agnes 1060 das Herzogthum Kärnthen und die Grafschaft Verona in Italien, wozu ihm auch der Breisgau zu eigen blieb. Von Kärnthen (Carinthia) aber bekam das alte Stammschloß der Grafen im Breisgau den Namen Zähringen, der auf das ganze Geschlecht überging.

Baiern verlieh Agnes an den tapfern sächsischen Otto von Nordheim, und Lothringen gab sie wieder dem Sohn ihres Erbfeindes Gottfrieds, Gottfried dem Buckligen, einem höchst biedern Manne, welcher auch beynah allein den Saliern getreu blieb. Zu Lothringen behaup-

tete dieser noch die ausgedehnte Markgrafschaft Toscana, indem er Mathilden, die Tochter der Beatrix, zur Gemahlin nahm.

Der Kaiserin vorzüglichste Rathgeber waren der fromme Bischof Heinrich von Augsburg und der kräftige Erzbischof Guibert von Ravenna. So bescheiden sie aber die Regentschaft führten, entgingen sie doch der Verläumdung nicht, womit die Feinde der kaiserlichen Gewalt den guten Ruf der Kaiserin und ihrer Räthe befleckten, um sie zu stürzen.

Kapitel CCIX.

Hildebrand.

Victor II starb schon 1057. Die Italiener erhoben Stephan IX, den Bruder Gottfried des Buckligen, zum Papst, der schon im folgenden Jahre ebenfalls starb. Wiederum wählten sie Benedikt X; den aber Hildebrand nicht litt. Noch immer fuhr dieser kraftvolle Geist fort, das päpstliche Ansehn durch das kaiserliche herzustellen, um sodann Höheres zu erreichen. Darum bat er abermals die Kaiserin um einen neuen Papst. Sie schickte Nicolaus II.

Dieser Papst ging vollkommen in den Plan Hildebrands ein und führte die Rathschläge desselben kräftig aus. Die Zeit war gekommen, da das Papstthum aus seiner Entehrung und Ohnmacht sich erheben und den ungeheuren Gedanken des Gottesstaates oder der Theokratie zur Ausführung bringen sollte. Getragen von dem glühenden Glaubenseifer der Zeit, bedurfte die Kirche nur eines kraftvollen Hauptes und das weltliche Reich eines ohnmächtigen, um alle Gewalt aus der weltlichen Hand in die geistliche zu spielen. Dieses Haupt fand die Kirche in dem Mönch Hildebrand zu einer Zeit, da das Reich von einem Kinde gelenkt wurde. Hildebrand

aber besaß alle Gaben, um der Held der Kirche und seines Jahrhunderts zu werden. Ein unsträfliches Leben und reine Sitte, Entsagung aller Weltlust, machten ihn ehrwürdig und heilig. In klösterlicher Einsamkeit gebildet, hatte sein Geist sich gesammelt und in die Tiefen religiöser Andacht, und einer über das Gemeine erhabnen Weltanschauung sich versenkt. Dann wieder durch die Ueberlegenheit seines Geistes den Mächtigen empfohlen, war er eingeweiht worden in die Händel der Welt, hatte zu den Unterhandlungen der Kirche thätig mitgewirkt, war selbst in Deutschland gewesen und sein Feuerblick hatte die ganze Lage des christlichen Welttheils schnell durchspäht. Weltverstand, Geschwindigkeit, selbst Verstellung, unheilige Dinge, die ein reiner Zweck ihm zu heiligen schien, besaß er schon als geborner Italiener in einem hohen Grade. An Beredsamkeit war ihm niemand überlegen. Mehr als dieß alles aber war ein felsenfester Charakter, ein unbeugsamer Muth, ein Herrschersinn und eine Herrschergabe, welcher der Sieg angeboren schien, und im Mittelpunkt aller dieser Kräfte ein einziger Gedanke, dem sie alle dienen mußten, das gewaltige Rüstzeug, womit dieser Held der ganzen Welt gegenüber in die Schranken trat. Hildebrands Gedanke, der in seinen Thaten lebendig und unsterblich wurde, war die Vollendung der Theokratie, die in der fortschreitenden Ausbildung der Kirche schon angedeutet lag, und in sofern nicht sein Gedanke, sondern Gedanke des ganzen Mittelalters war. Aber um so höher erscheint ein Mann, der sich des Geistes eines ganzen Zeitalters zu bemächtigen und ihn wie seinen eignen zu beherrschen weiß. Darin ist Hildebrand Karl dem Großen würdig zur Seite zu stellen. Man hat seine Größe von jeher ins Niedrige herabzuziehn getrachtet, schon zu seiner Zeit, da sein heiliger Eifer nicht minder

als die Härte, womit er, von den Umständen gedrängt, oft verfahren mußte, ihm zahlreiche Feinde geboren, und wieder später, da die Kirchenherrschaft, die er zuerst begründet, zum giftgeschwollnen Ungeheuer aufgesogen, Europa verzehren zu wollen schien, darum durch eine entgegengesetzte Kirche gewaltsam verdrängt wurde. Da wurde aller Frevel späterer Zeit auf ihn übergetragen, als habe er ihn nicht blos veranlaßt, sondern auch gewollt. Aber es ist nimmer zu verkennen, daß ihn reiner heiliger Eifer gegen die Entehrung des Heiligsten, gegen die Schmach des Oberhirten der Christenheit, gegen den weltlichen Sinn der Bischöfe, gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen zu einem würdigen Reformator der Kirche gestempelt, und daß sein Glück und Sieg, die Ausführung seines Willens den besten Beweis liefert, wie sehr er im Sinn seiner Zeit gehandelt.

Sein großes Werk begann er unter Nikolaus II, der nur den Namen dazu lieh. Dabey muß noch zweier Männer gedacht werden, die ihm rüstig zur Seite standen, Petrus Damiani, ihm gleich an religiösem Eifer und heiliger Strenge der Sitten, der Mönche und aller Frommen Abgott, und Lanfrank, ihm gleich an Gelehrsamkeit, der Theologen und Schriftgelehrten Ueberwinder. Sie waren gleichsam nur Theile von Hildebrands Wesen und die Apostel seiner Lehre.

Anfangs mußte Hildebrand die kaiserliche Würde schonen, um sie zu Gunsten der Kirche zu benutzen. Sein eigentlichstes Streben ging aber dahin, alle weltliche Macht vom päpstlichen Stuhl abhängig zu machen. Er bediente sich jenes Gleichnisses, daß der Papst die Sonne, der Kaiser nur der Mond sey. Die ganze Christenheit schien ihm zu einer großen einigen Gesellschaft berufen, darüber nur ein Herr, der Papst, als Stellvertreter Gottes, gebieten dürfe, wenn weltliche Gesinnung nicht

ewig neue Zwietracht, Sklaverei, Unterdrückung und Laster gebären sollte. Gott sey der Herr der Welt und der Papst sein einziger würdiger Stellvertreter. Darum sey die griechische Kirche der römischen von Rechtswegen unterthan, und der Kaiser, wie alle weltliche Könige sollten nur vom Papste ihre Krone zu Lehen empfangen. Dem Papst solle zustehen, sie ein- und abzusetzen, je nachdem sie sich würdig beweisen, die Christenheit zu leiten. Weltliche Herrscher sollten seyn, aber nicht, wie bisher, im feindlichen Gegensatz gegen die Kirche oder wohl gar Herren der Kirche und Tyrannen über den Papst, den Herrn aller Herren; sondern seine Vögte, gesetzt über die Heerden der Völker. Auch sollten sie nicht unter einander kriegen, andre Völker unterjochen, fremde beherrschen, sondern jede Völkerfamilie solle ihren eigenen Regenten haben und behalten, und alle wieder unter dem Papst zu einer großen christlichen Familie verbunden seyn. Diese Ansicht, im religiösen Geist der Zeit begründet, rein und erhaben, wenn die Gewalt, die sie dem Papst verlieh, nicht gemißbraucht ward, würde um so entschiedener den Sieg davon getragen haben, wenn sie nicht die alte Idee vom Kaiser gänzlich zu vernichten gestrebt hätte, der ein ehrwürdiges Alter, eine glanzvolle Geschichte, den Segen dreier Jahrhunderte und das neue Interesse der Städte und des Handels, deren Wesen der geistigen Beschaulichkeit und dem Priesterregiment am fremdesten war, einen nie ganz zu bewältigenden Anhang verschafft hatte.

Die Erhebung der Kirche begann unter Nikolaus durch zwey wichtige Handlungen eines Concils zu Rom 1059. Der erste machte die Papstwahl vom Kaiser unabhängig und völlig selbständig. Nach dem Muster der Domkapitel oder Canonikate bey den Bisthümern ward aus der höchsten Geistlichkeit eine Gesellschaft von s. gen. Cardinälen gebildet, durch deren Stimmenmehr künftig allein der Papst

gewählt werden sollte. Hildebrand ward selbst Cardinal und Archidiakonus oder Erzkanzler, d. h. erster Minister und Schreiber des Papstes. Die zweite Handlung verlieh dem Papste eine Oberlehnsherrlichkeit, wie sie bisher nur dem Kaiser zustand, indem die Normannen feyerlich zu Lehnsträgern des päpstlichen Stuhles und nicht mehr des Kaisers erklärt wurden. Robert Guiskard in Neapel und sein Bruder Roger in Sicilien verbanden sich in ihrem unabhängigen Sinne gern mit dem Papste, um der Reichspflicht entbunden zu seyn; dem Papst aber war ihre Freundschaft in Italien von großem Werthe und noch wichtiger die Ausführung des neuen Grundsatzes, daß der Papst Beherrscher unabhängiger Könige seyn solle. Zugleich unterwarf der Papst seine alten Widersacher, die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna.

Bemerkenswerth erscheint es, daß Hildebrand nicht viel von Verfolgung der Ketzer hielt und diesen Punkt geflissentlich unberührt ließ, um in wichtigern Unternehmungen gegen den Kirchenverfall im Großen nicht gehindert zu werden. Es zeugt von seinem umsichtigen Geiste. Berengar, ein Canonikus von Tours, mußte zwar seine ketzerische Lehre gegen die Transsubstantiation, d. h. gegen die Lehre, daß Wein und Brodt beym Abendmahl der wahre Leib und das Blut Christi sey, feierlich abschwören, doch hielt ihn Hildebrand seiner großen Talente wegen hoch.

Nicolaus II starb 1061. Die Kardinäle wählten Alexander II. Da erst erinnerte sich Agnes ihres kaiserlichen Ansehens, erklärte diese Wahl ohne ihre Zustimmung für ungültig und ließ zu Basel durch die deutschen Bischöfe einen andern Papst Honorius II wählen.

Kapitel CCX.

Der heilige Anno.

Unter den deutschen Männern, die zu Helden der neuen Zeit sich berufen fühlten, tritt uns zuerst Anno,

Erzbischof von Cölln, entgegen. Cölln war so wie Bremen von Heinrich III gegen das mächtige Mainz begünstigt worden, Anno aber fühlte sich zu noch höherem tüchtig und darum berufen. Wir lernen ihn als einen gewaltigen strengen Charakter kennen, der mit gleicher Kraft das Scepter, das Schwert wie den Krummstab zu handhaben verstand. Daß er nach Herrschaft gestrebt, ist unverkennbar, und zwar nach dem Reichsregiment; darum hat man ihm aber mit Unrecht den Vorwurf gemacht, er habe die deutsche Kirche von der römischen losreißen wollen. Sein Einverständniß mit Hildebrand spricht offenbar dagegen. Wahr ist, daß er wichtige Bisthümer mit seinem Anhang besetzte. Das Erzbisthum Magdeburg erhielt sein Bruder Wezilo (Werner), das Erzbisthum Trier sein Enkel Kuno (Conrad), das Bisthum Halberstadt sein Enkel Bucco (Burkhard); sie dienten aber nur seiner weltlichen Größe.

Dem schwachen Weibe das Steuer des Reiches zu entreißen war sein vornehmster Plan und seiner Kraft würdig, doch das Mittel dazu unedel und barbarisch, wie seine starke Seele selbst. Schon einmal war ein Anschlag auf das Leben des jungen Heinrich gemacht worden. Otto, der Bruder Wilhelms von Brandenburg, war in der Nachfolge übergangen und an seiner Statt Udo, Graf von Stade, zum Markgrafen gesetzt worden. Darüber mißvergnügt und von hohem Ehrgeiz beseelt erhub er Aufruhr. Viele Sachsen, welche schon Heinrich III gehaßt hatten, schlugen sich zu ihm und gedachten sogar, ihn zum König zu machen und den jungen Heinrich zu ermorden, doch kam es zwischen ihm und Ekbert, Graf von Braunschweig, einem eifrigen Anhänger der Salier, zum Zweikamf, in welchem beyde fielen, 1057. Sichrer verfuhr Anno. Er haßte Agnes und den Bischof von Augsburg und hielt ihr Regiment für schimpflich. Er

selbst wollte herrschen in des jungen Königs Namen. Gleichen Ehrgeiz zeigten Otto von Nordheim, der größte Feldherr, und Ekbert, Markgraf von Meißen, der tapferste Ritter seiner Zeit, die überdem als Sachsen den Saliern Feind waren. Diese drey Männer verbanden sich, den Prinzen zu entführen. Sie luden die Kaiserin mit ihrem Sohne zum Osterfest nach Kaiserswerth 1062, gaben nach der Mahlzeit vor, dem Kinde ein schönes Schiff zeigen zu wollen, führten es an den Rhein, ins Schiff und ruderten eilig davon. Der herzhafte Knabe sprang, sobald er merkte, daß man ihn seiner Mutter entführen wolle, kühn in die Wellen, doch Ekbert ihm augenblicklich nach, und beyde wurden wieder ins Schiff gebracht. Vergebens flehte Agnes die treulosen Vasallen um ihr Kind, vergebens verfolgte das Landvolk die Entführer an beyden Ufern eine weite Strecke. Anno brachte den König nach Cölln. Agnes entsagte weinend der Vormundschaft und ging nach Italien in ein Kloster.

Sein Unternehmen zu beschönigen veranlaßte Anno einen Fürstenbeschluß, nach welchem jeder Bischof, in dessen Sprengel der junge König während seiner Minderjährigkeit sich aufhalten würde, das Reich regieren solle. Das that er selbst, indem er Heinrich in Cölln behielt. Er erzog ihn streng, barbarisch, ließ ihn gleich einem Chorknaben Latein lernen und dabey streng züchtigen. Grade diese Zucht aber würde, hätte sie länger gedauert, den König zu männlicher Kraft gereift haben.

Als Reichsverweser führte Anno schon 1063 den König in einen Feldzug gegen die Ungarn. Dort hatte Bela gegen Andreas sich empört, ihn umgebracht und den Sohn desselben, Salomo, dem des Kaisers Schwester Jutta zur Ehe versprochen war, von der Thronfolge verstoßen. Anno stellte Salomo her und gab ihm Heinrichs Schwester. Salomo empfing sein Königreich dafür

vom deutschen König zu Lehn, worüber Hildebrand ihn derb ausschalt und ihm gebot, es nur vom Papst zu Lehn zu nehmen.

Der Streit zwischen Honorius II und Alexander II rief Anno als Reichsverweser nach Italien. Streng trat er Hildebrand entgegen; aber wie starke Seelen sich erkennen und achten, ward er bald mit ihm einig. Auch Anno verwarf den Papst der Kaiserin, entschied sich für die Cardinäle und Alexander blieb Papst.

Bey Anno's Rückkehr war aber Heinrich in andre Hände gerathen, und der Erzbischof kam später nur noch zweimal auf kurze Zeit an die Spitze der Reichsgeschäfte. Indeß gab ihm die Stadt Cölln genug zu thun. 1063 oder nach andern Nachrichten später, entspann sich eine heftige Fehde zwischen ihm und den Kaufleuten, die uns ein Beispiel abgibt von dem Kampf entgegengesetzter Interessen, der sich bald in vielen andern Bischofsstädten erhob. Die Diener Anno's bemächtigten sich mit frechem Bedientenübermuth eines schönen Kaufmannsschiffs, das eben mit Waaren beladen am Ufer lag, leerten es aus und nahmen es für eine Lustfahrt des Erzbischofs in Beschlag. Der Sohn des Kaufmanns, dem das Schiff gehörte, kam mit vielem Anhang herzugelaufen und vertrieb die Leute des Bischofs mit Gewalt. Anno befahl Frieden und behielt sich mit strenger Herrschermiene sein Urtheil vor. Die Kaufleute vermutheten nichts Gutes, denn sie kannten seine Gewaltthätigkeit. Darum entschlossen auch sie sich zur Gewalt, rotteten die ganze Bürgerschaft zusammen, stürmten und zerstörten das Schloß des Erzbischofs und belagerten ihn selbst in der Peterkirche. Er entkam glücklich bey Nacht, brachte schnell ein großes Heer zusammen und zog an die Thore von Cölln. Die Bürger, durch das Neue ihres Wagstücks selbst betroffen und der Macht des alten Herrschers nicht gewachsen,

baten um Gnade. Anno erklärte sich für nichts und behielt mit gewohnter Kälte sich vor, Gericht zu halten, und ward in die Stadt gelassen. Doch fürchteten die Kaufleute seinen Zorn und ihrer sechshundert zogen bey Nacht mit Hab und Gut davon. Den jungen Kaufmannssohn bekam aber der Bischof in seine Gewalt und ließ ihm nebst vielen seines Anhangs die Augen ausstechen.

Anno that übrigens viel zur Verschönerung seiner Stadt und bereicherte sie mit Kirchen. Sein Glaubenseifer und selbst seine herrische Strenge verschafften ihm bey der Mit- und Nachwelt eine unbegrenzte Ehrfurcht. Er ward zum Heiligen erhoben und wir besitzen noch jetzt ein Lied, das auf seinen Tod gedichtet worden, den Lobgesang des heiligen Anno, der zu den trefflichsten Dichtungen des Mittelalters gehört und durch seine unübertreffliche Zartheit und Milde mit dem Charakter des Bischofs selbst in einem grellen Widerspruche steht. Völlig treu hat sich dagegen der Geist dieses Mannes dem finstern und strengen Geiste Cöllns aufgeprägt, der durch alles das Größte und Herrlichste, was diese Stadt zur Verklärung der Kirche geleistet, noch in später Zeit hindurchgeblickt hat.

Kapitel CCXI.

Adalbert von Bremen.

Während Anno in Italien war, kam Heinrich in die Hände Adalberts, der Anno's Nebenbuhler um die Regentschaft wurde. Heinrichs III Gunst gab ihm ein Recht dazu, so wie Anno's eigne Verordnung. Außerdem aber hielt Adalbert nur sich selbst, als den Gebildetsten seiner Zeit, für würdig, das Reich zu verwalten und den König zu erziehen. Als ein Pfalzgraf von Sachsen von hohem Adel geboren, gewählt erzogen, liebenswürdig und schön von Körper, wie wenige seiner Zeit, gelehrt

und geistreich, wie kein andrer Deutscher, sittenrein aus Achtung für sich selbst und aus Schönheitssinn, stand er in gewissem Sinn wirklich einzig über seinem Jahrhundert und hielt sich für den ersten desselben, so wenig seine feine Bildung dahinein paßte. Der finstre Anno, die rohen Herzöge kamen ihm sehr gemein und niedrig vor; er verachtete sie wie ein Prinz und wie ein schöner Geist, und verstand es auch den jungen König von dem Glück zu überzeugen, ihn den rauhen Händen jener Barbaren entrissen zu haben. Da jede schöne Natur für sich Recht behält, so wollen wir Adalbert nicht mit Vorwürfen überladen; Heinrich aber verdient alles Mitleid, daß er durch diesen geistreichen Mann völlig verdorben wurde. Schon der plötzliche Wechsel von der äußersten Strenge und Geringschätzung, die ihm Anno angedeihen lassen, mit der Achtung, Höflichkeit, glänzenden Umgebung und prinzlichen Freyheit, die er bey Adalbert genoß, konnte nur schädlich auf ihn wirken. Adalbert war nichts weniger, als ein Erzieher, und überließ den Knaben seinen Neigungen, gab ihm grade in dem gefährlichen Alter des reifenden Jünglings volle Freiheit zu jeder Lüderlichkeit und freute sich der leidenschaftlichen Munterkeit, die derselbe dabey blicken ließ und ihm einen geistvollen Regenten zu versprechen schien. An diesem lustigen Hofe herrschte der Witz und Genuß statt des Ernstes und der Arbeit. Die Reichsgeschäfte wurden spielend getrieben. Der Erzbischof trieb die greulichste Simonie, um mit seinem Anhang die geistlichen Aemter anzufüllen, und mit einem Spielzeug, mit Liebkosungen schöner Dirnen oder mit einer neuen Lust, die sein Günstling der schöne Graf Werner ausgedacht, wurden dem König alle Briefe, Urkunden und Bestätigungen abgelockt, deren man bedurfte. Am schlimmsten aber wirkte die Verachtung, die Adalbert seinem Zögling gegen die Herzöge und überhaupt gegen das dumme

deutsche Volk, über das Adalbert sich so erhaben fühlte, einzuflößen bemüht war, und der Haß gegen die Sachsen, den Heinrich bald mit dem Erzbischof theilte. Diesem waren sie seit Heinrich III Feinde, und es lag ihm daran, den König auf seiner Seite zu behalten. Der arme Heinrich aber kam ganz unschuldig zu einem Haß, der ihm als Kaiser eben so unanständig als gefährlich war.

Im Jahr 1065 ward Heinrich zu Worms feierlich wehrhaft gemacht. Kaum war ihm das Schwert umgegürtet, so zog er es zum Scherz gegen Anno, der zugegen war, und in diesem kindischen Zuge spiegelte sich sein Haß und sein Leichtsinn.

Kapitel CCXII.

Heinrichs IV schlechte Hofhaltung.

Heinrich IV hielt mit Adalbert und Werner zu Goslar und auf der Harzburg, seiner Pfalz bey dieser Stadt, königlichen Hof in der gewohnten Ueppigkeit und den Sachsen zum Trotz. Das umliegende Landvolk zwang er zu Steuern und Arbeiten und bewies dabey einen entschiedenen Haß gegen die Sachsen, der ihnen eben so unerträglich war, als der Anblick seiner Lüderlichkeit. Bald wurde dies Verfahren dem ganzen Reiche mit Recht ein Aergerniß.

Da nahm Anno sich wieder des Reiches an, berief eine allgemeine Versammlung eigenmächtig nach Tribur und zog Heinrich vor das Reichsgericht. Alle Fürsten wurden einig, daß Adalbert vertrieben werden müsse. Sie umzingelten Heinrichs Pallast und nahmen ihn gefangen, Adalbert rettete kaum das Leben und hielt sich drey Jahre lang in tiefer Verborgenheit, während die Sachsen seine Güter verwüsteten. Werner kam ums Leben. Alles Hofgesindel ward ausgetrieben. Heinrich mußte

gelobet, ein anderer Mensch zu werden und deshalb auch eine Gemahlin nehmen. Das war Bertha, des italienischen Markgrafen von Susa Tochter, die ihm schon früher verlobet worden, ein reines edles Weib, der es nur an Schönheit gebrach, um die Buhlerinnen bey dem jungen König auszustechen. Höchst mißvergnügt ging er mit ihr nach Goslar zurück, 1066.

Anno herrschte wieder. Um diese Zeit ereigneten sich einige andre bedeutsame Vorfälle. Die Pilgerfahrten nach Jerusalem wurden allgemeiner. Es verbanden sich sogar 1064 Siegfried, Erzbischof von Mainz und die Bischöfe von Bamberg, Utrecht und Regensburg mit 7000 Mann zu einer großen Wallfahrt, von denen indeß nach mancherley Ungemach nur 2000 zurückkehrten. Im wendischen Norden entflammte der Krieg lebhafter als je. Die Heiden unter Cruco, dem Fürsten von Rügen, trugen überall den Sieg davon und rotteten mit wüthender Leidenschaft das Christenthum aus. Bernhards Sohn Ordulf und nach dessen Tode sein Sohn Magnus kämpften vergeblich, wodurch die Noth der Sachsen und ihr Haß gegen Heinrichs Unthätigkeit und müßige Laster nur noch vergrößert wurde. Hamburg und Mecklenburg wurden von den Heiden zerstört, der Bischof von Mecklenburg den Götzen geopfert. Auch der edle Gottschalk ward am Altar ermordet, 1066. Cruco beherrschte alle Wenden, und die Sachsen waren nicht im Stande, ihn zu bändigen, da ihre ganze Kraft leider gegen den Kaiser selbst gerichtet ward.

Es dauerte nicht lange, so begann Heinrich sein altes lüderliches Leben wieder. Er konnte nicht davon ablassen. Hier Anno und Bertha, dort Adalbert und seine Lust, hier die Hölle, dort der Himmel; diese Gegensätze wirkten allzu stark auf den Jüngling, der Haß und Liebe seiner Knabenjahre noch keineswegs überwunden. Im ersten freyen Augenblick begann die schlechte Wirthschaft wieder

und sogar Adalbert ward 1069 an den Hof zurückgerufen. Den Sachsen ward im Gefühl der Rache noch höhnischer begegnet, und mit jeder Art von Wollust der Thron geschändet. Die arme Bertha litt unsäglich. Sie ward die Zielscheibe des bübischen Uebermuths, denn Heinrich haßte sie auf eine widernatürliche Weise, und suchte, je treuer und duldsamer sie sich an ihn anschloß, desto dringender sie los zu werden. Ein Frevel gebar den andern, eine Schwachheit die andre. Wie die schlechte Erziehung Adalberts jene Lüste und diese den Haß gegen die edle Bertha genährt, so führte dieser wieder zu neuer Schuld, die das ganze Reich in Verwirrung und Unglück stürzte. Um jeden Preis wollte Heinrich von Bertha geschieden seyn, und da sich Siegfried von Mainz dabey zur Hülfleistung erbot, wenn er ihm den Zehnten von Thüringen verschaffen würde, so war Heinrich sogleich bereit, dem Volke diese neue Last aufzuzwingen. Dennoch wurde sein Plan vereitelt, denn der Papst sandte den frommen und kraftvollen Damiani nach Deutschland, dessen ernste und gewaltige Rede den frechen Jüngling einschüchterte und das ganze Ansehn der Kirche gegen diese frevelhafte Scheidung setzte, denn Bertha war das treueste Weib unter der Sonne. Da begann Heinrich auf eine höchst nichtswürdige Weise seine Gemahlin zum Ehebruch zu reizen. Er selbst ließ gewaltsam die schönsten Mädchen und Weiber entführen und auf sein Schloß schleppen. Bertha aber umgab er mit eben so schönen als lüderlichen Genossen seiner Schandthaten und versprach dem Schönsten sogar große Summen, wenn er Bertha untreu machen könnte, um dadurch einen Grund zur Scheidung zu erhalten. Bertha blieb treu und standhaft, und eine Chronik erzählt, wie sie einst mit ihren Mädchen den frechen Buhler und den König, der zu lauschen gekommen war, im Finstern derb mit Ruthen und Stöcken gezüchtigt habe.

Dieser Vorfall soll ihr dann plötzlich Heinrichs Gunst wieder erworben haben, welches nicht unwahrscheinlich ist, da Heinrichs Herz bey aller Verderbniß zu weich war, um von einer so unbegrenzten Geduld und Treue nicht lebhaft gerührt zu werden. Bertha blieb auch hinfort bis an ihren Tod seine treueste Gefährtin in jedem Leid.

Kapitel CCXIII.

Heinrichs unüberlegte Strenge.

Heinrich gehörte von Natur zu jenen blutreichen, lebhaften und gutmüthigen Menschen, welche die liebenswürdigsten sind, wenn ihr leidenschaftliches Feuer nicht mißleitet wird, aber die untüchtigsten und unglücklichsten, wenn sie sich selbst und andre leiten sollen. Der Augenblick beherrscht sie und das Gefühl und treibt sie rasch vom Guten zum Bösen und umgekehrt. Ueberlegung und Kälte ist ihnen fremd, ja feindselig, und selbst was ihr lebhafter Verstand ergriffen, ihr Gewissen gut geheißen, vermag die stürmische Natur nicht durchzusetzen. Selten wird diese Natur begriffen, immer erscheint sie als Charakterlosigkeit. Man verdammt sie in ihren Schwächen und deren Mißbrauch zu Verbrechen und man muß sie plötzlich wieder bewundern in Zügen eines seltnen Edelmuthes, ja wohl der Heldengröße. Für den Thron aber sind diese Naturen nicht geboren, da wo das ruhigste Gleichmaaß der Gesinnung und Handlung verlangt wird, ja sie sind bey ihrem schnellen Wechsel von Würdigkeit und Unwürdigkeit noch gefährlicher, als die ganz Unwürdigen, die sich gleich bleiben. So finden wir bey Heinrich IV Wollust, Frechheit, Leichtsinn, Jähzorn, tückische Rachlust, Verrath und Feigheit bis zur Niederträchtigkeit mit wahrer Frömmigkeit, Großmuth, aufopfernder Liebe, edlem Mitleid, kühner Entschließung und heldenmüthiger Tapferkeit auf das seltsamste wechseln, je nachdem der

Uebermuth im Glück, die Verlassenheit im Unglück, die Schlechtigkeit oder Ueberlegenheit seiner Feinde ihn auf den Irrweg, oder das reuige Gefühl der eignen Schande, das Bewußtseyn der bessern Kraft, das mitleidswürdige Unglück seiner Feinde, oder deren, die er mißhandelt, und die schöne Treue seiner Freunde ihn auf den würdigen Weg hinlenkten. Wie seine Natur es mit sich brachte, finden wir ihn im Allgemeinen immer feig oder dummdreist gegen überlegne kalte Naturen, wie Anno und Hildebrand; wo er aber von dieser unsichtbaren Ueberlegenheit nicht gedrückt sich fühlte, gegen das ganze Heer seiner übrigen Feinde war er der eigenen Kraft sich froh bewußt und zeigte sich keck gegen sie als Tyrann oder als Held.

Mehr als die Reizungen Adalberts und seines eigenen Vaters Beyspiel scheint ihn der jugendliche Trieb, seine Herrschgewalt zu äußern, zu einer höchst unüberlegten und gefährlichen Strenge gegen seine Herzöge verleitet zu haben. Vieles trug auch die Rachlust dazu bey, die er noch von seiner Entführung in Kaiserswerth und von seiner Gefangennehmung in Tribur gegen sie hegte, die er aber als König und im Gefühl seiner Schuld hätte vergessen müssen. Gegen die Sachsen besonders erwies er sich höchst feindselig und gehässig, behandelte den Herzog Magnus und die Markgrafen, so wie Anno's Anhang unter den Bischöfen mit Verachtung, mißhandelte das Volk mit Auflagen und gewaltthätigen Entführungen, ließ die Wenden gewähren, als thäten sie ihm Dienste gegen die Sachsen, verbündete sich heimlich mit den Dänen gegen einen möglichen Angriff der Sachsen und drohte Thüringen fortwährend mit dem Zehnten an Mainz. So sahen sich die Sachsen wie ein feindliches, unterworfenes Volk behandelt. Sie hofften auf Otto von Nordheim in Baiern, der auch ihr Haupt und ihre Seele war. Plötzlich aber trat ein gewisser Egino auf und klagte, Otto habe ihn

zur Ermordung Heinrichs gedungen. Der König war's damals noch bübisch genug, daß man den Verdacht auf ihn werfen kann, er habe diesen Kläger selbst aufgestiftet, um Otto zu stürzen. Zur Entscheidung dieses Falles ward ein Zweykampf anberaumt, bey welchem aber Otto nicht erschien, weil er mit Recht Verrath besorgte. Da erklärte Heinrich ihn für schuldig, that ihn in die Acht und nahm ihm das Herzogthum Baiern 1071, welches er darauf dem italienischen Welf verlieh. Dieser Welf, in italienischer Tücke aufgezogen, war unter allen damaligen Fürsten von Charakter der gemeinste, unedelste und machte Heinrichs Wahl eben so viel Schande, als er sie mit Undank belohnte. Immer feig an die stärkere Parthey sich anschließend, war er niederträchtig genug, die Tochter Otto's, die er eben zur Gemahlin genommen, dem geächteten Vater höhnisch zurückzuschicken.

Otto ging nach Sachsen, verband sich mit Magnus und stiftete Aufruhr. Beyde wurden aber gefangen 1072, und Magnus blieb in engem Kerker. Otto ward vom König freygelassen, vielleicht im Gefühl, ihm Unrecht gethan zu haben, vielleicht aus Anerkennung seines Heldenmuths.

In demselben Jahre starb Adalbert zum Glück des Reiches, und auf eine kurze Zeit besorgte wieder Anno die Geschäfte. Heinrich aber wollte, eimal vom Glück begünstigt, auch die übrigen Herzöge demüthigen. Rudolf und Berthold zeigten sich allerdings trotzig gegen den übermüthigen Herrscher, doch Heinrichs Klage, daß sie heimlich Aufruhr stifteten, war wohl nur ein Vorwand, sie zu demüthigen. Feig fiel der König zuerst über den schwächern und bessern, über Berthold her, entriß ihm das Herzogthum Kärnthen und gab es an Ludolf, einen Sohn des frühern Herzogs. Rudolf war durch seine größere Macht geschützt, und da er schon durch

Mathilden und nach deren Tode durch seine Vermählung mit Bertha's Schwester dem König nahe verwandt war, so gelang es der edlen Agnes, die deshalb aus Italien kam, eine Versöhnung zu vermitteln.

Kapitel CCXIV.

Die Sachsenkriege.

Heinrich IV wandte nun seinen ganzen Uebermuth gegen die Sachsen. Er selbst tyrannisirte das Volk von der Harzburg aus ärger als je zuvor, 1073. Dazu ließ er im ganzen Lande eine zahlreiche Menge fester Schlösser anlegen und mit Franken besetzen. Diesen ward jeder Frevel gestattet. Sie raubten ihren Unterhalt von den benachbarten Dörfern und schleppten Frauen und Jungfrauen gewaltsam auf die Burgen. Besonders der sächsische Adel ward beschimpft und fürchtete mit Recht, durch den fränkischen gänzlich verdrängt zu werden. Nicht minder wurden die Bischöfe erbittert. Der König hielt zu Erfurt eine Synode und setzte mit Gewalt die Bewilligung des thüringischen Zehntens an den Erzbischof von Mainz durch, da derselbe doch rechtmäßig den sächsischen Bischöfen zustand. Das Volk aber war noch weit mehr darüber in Wuth, weil es bisher, durch den Reichthum der Kirchen begünstigt, vom Zehnten überhaupt befreyt geblieben war. Dazu drohte Heinrich mit den Dänen und behielt den Herzog Magnus fortwährend in schwerer Haft.

Da erhuben auf einem Reichstag zu Goslar die Sachsen zuerst bittend und bescheiden ihre Klagen, und der edle Otto erbot sich freywillig für Magnus ins Gefängniß zu gehn, um nur dem Volk seinen Herzog wiederzugeben. Der König aber ließ die sächsischen Fürsten einen ganzen Tag lang im Vorsaal warten und ihnen zuletzt eine verächtliche Antwort geben.

Im tiefsten Herzen ergrimmt und zur Gewalt vom König selbst gezwungen, rotteten sich nun die Sachsen mit ihren Fürsten zusammen, 60,000 an der Zahl. Otto von Nordheim trat an ihre Spitze und erklärte: wer sich nicht als König betrüge, der sey auch kein König und dürfe nicht länger als solcher betrachtet werden. Darauf gaben sich alle die Hand zur Empörung. Die mächtigsten Herren dieses sächsischen Bundes unter Otto waren Graf Herrmann, des gefangenen Magnus Bruder, Udo von Stade, Markgraf von Brandenburg, Ekbert, Markgraf von Meißen und Dedo, Markgraf von der Lausitz, beydes Söhne des ältern Ekbert, der den König entführt hatte, Ludwig, Landgraf von Thüringen, Sohn Ludwigs des Bärtigen, der sächsische Pfalzgraf Friedrich, die Grafen von Holstein, Waldek, Suplinburg und viele andre. (Damals waren auch schon die edlen Grafen von Mansfeld und Stolberg in Sachsen ausgezeichnet.) Unter den geistlichen Herren waren bey dem Bunde Wezilo von Magdeburg, Bucco von Halberstadt, der mehr ein Kriegsheld als ein Bischof und Heinrichs wüthendster Gegner war, ferner alle andern sächsischen Bischöfe, mit Ausnahme derer von Bremen, Zeiz und Osnabrück, die es mit dem König hielten und deshalb aus dem Lande gejagt wurden.

Der Bund sandte seine billigen Beschwerden nach Goslar und bat noch einmal bescheiden um Abstellung derselben; Heinrich solle die Burgen brechen, Magnus befreyen, sein Hoflager von Goslar entfernen, das Hofgesindel und die schlechten Rathgeber verjagen, Bertha liebreich behandeln, ein sittliches und kaiserliches Leben führen, der Sachsen alte Freyheiten schirmen. Aber sie erhielten wiederum eine höhnende Antwort. Da brachen sie mit Heeresgewalt auf und belagerten den König in der Harzburg. Nun trat bey diesem Angst an die Stelle des Hochmuths, doch ward er durch den redlichen Berthold

von Zähringen gerettet, der sich zufällig bey ihm befand und ihm auf heimlichen Wegen zur Flucht verhalf. Die Sachsen eroberten die Harzburg, wagten aber nicht, sie zu schleifen. Auch viele andre Burgen fielen in ihre Hände, in andern wehrten sich des Königs Besatzungen tapfer. Magnus aber ward glücklich befreit, indem sein Bruder Herrmann siebzig Schwaben in einer Burg gefangen nahm, gegen welche Magnus ausgeliefert ward. Da brachten die Sachsen ein Sprichwort auf, ein Sachse sey so viel werth, als siebzig Schwaben.

Heinrich kam auf seiner Flucht nach Hersfeld, wo er die Fahnen der Oberländer fand, die er kurz vorher zu einem Zug nach Polen aufgeboten und die er jetzt gegen die Sachsen führen wollte. Als er deßhalb eine Versammlung nach Gerstungen berief, zeigte sich, daß die oberdeutschen Fürsten keine Lust hatten, seinen Frevel gegen die Sachsen zu theilen; leider ward ihm aber dasselbe unedle Spiel gespielt, dadurch er früher den Otto hatte verderben wollen. Reginger trat auf und klagte, Heinrich habe ihn gedungen, Rudolf von Schwaben umzubringen. Der edle Ulrich von Cosheim, Heinrichs treuer Freund, erbot sich zum Zweikampf, wozu es aber nicht kam, weil sein Gegner vorher wahnsinnig wurde. Die Fürsten sagten sich indeß vom König los, der von aller Welt verlassen nach Worms floh. Dort hatten die tapfern Bürger so eben ihren Bischof vertrieben aus gleichen Ursachen wie ehemals die Köllner, weil ihre junge Freiheit gefährdet ward. Sie empfingen den König mit Jubel, denn alle Städte so wie die freien Bauern hielten es mit ihm gegen die Anmaßungen der Fürsten und des Adels. Hätte Heinrich diese Kräfte, die sich ihm freiwillig wider sein Verdienst anboten, zu benutzen verstanden, so würde der Sieg ihn schwerlich verlassen haben. Er kannte jedoch diese neuen Kräfte noch nicht und die Furcht vor den

Fürsten und ihrer Vasallenmacht lag ihm allzutief im Herzen. Seine nichtswürdige Feigheit kühlte den Eifer der Bürger. Er scheute sich nicht, als die Fürsten zu Oppenheim sich versammelten, zu ihnen zu gehn und sie fußfällig um Verzeihung und Gnade zu bitten. Mehr als sein Unglück demüthigte ihn das Bewußtseyn seiner Schuld.

Die Fürsten wurden gerührt und versprachen ihm Vermittelung. Es ward auf jeden Fall im folgenden Jahr 1074 ein Heer aufgebracht, um die Sachsen zur Ruhe zu nöthigen. Da sich dieses Heer aber an der Werra zu streiten weigerte, so sah sich der König in einem Frieden zu Goslar gezwungen, den Sachsen alle ihre Forderungen zu bewilligen. Der Zehnten ward abgeschafft und alle Burgen wurden gebrochen, auch die schöne Harzburg, die Heinrich umsonst zu verschonen flehte. Wiederum zeigte sich aber das Volk der Sachsen in seinem Siege so übermüthig, daß es sein gutes Recht verscherzte und gleicher Schuld wie Heinrich, darum bald auch gleicher Bestrafung anheimfiel. Sie zerstörten die verhaßte Harzburg, waren aber so roh und unmenschlich, auch die Gebeine eines Bruders und eines Sohnes des Königs, die dort begraben lagen, aus der Erde zu reißen und in viehischer Frechheit zu beschimpfen.

Dieser Frevel empörte in jener frommen Zeit alle Gemüther wider die Sachsen und Heinrich benutzte die günstige Stimme des Mitleids. Er bot im nächsten Jahre 1075 das ganze Reich auf und alle rheinischen und oberländischen Fürsten, selbst die Böhmen leisteten ihm eine zahlreiche Heeresfolge. Der Hohn der tapfern Sachsen gegen die übrigen Stämme und der kleine Haß, der immer zwischen den Nieder- und Oberdeutschen bestand, trug viel dazu bey, eine Demüthigung der erstern den andern erwünscht zu machen. Die Sachsen sahen die Ge-

fahr und erboten sich zu allem Billigen, wollten sogar die Harzburg wieder herstellen. Heinrich aber hatte von Rachlust glühend ihr Verderben beschlossen und überfiel sie unversehends bey Langensalza an der Unstrut. Nach einem mörderischen Kampf siegte besonders die Tapferkeit der Schwaben und Rudolfs. Die sächsischen Herren flohen auf ihren Rossen davon, das Fußvolk, das nicht zu fliehen vermochte, ward schaarenweise niedergemetzelt. Nur Bauern fielen auf Seite der Sachsen, auf des Königs Parthey aber ein zahlreicher Adel. Auch Ernst von Babenberg, Markgraf von Oesterreich, fand den Tod. Noch auf dem Schlachtfelde ward den Schwaben ihr altes Vorrecht, im Reichsheer die ersten zu seyn, erneuert.

Zwar zogen sich bald darauf Rudolf, Welf und Berthold zurück, um den König nicht allzu mächtig werden zu lassen; die Sachsen selbst aber waren in Uneinigkeit, da die Bauern die Flucht des Adels nicht vergessen konnten. Zugleich droheten die Dänen und Wenden und Heinrich war auch mit seinem geschmolzenen Heer im Stande, die Sachsen zur völligen Unterwerfung zu zwingen. Zu Spira in Thüringen 1076 streckten sie die Waffen; alle ihre Fürsten ergaben sich und wurden ins Gefängniß geworfen. Nur Otto von Nordheim ward wieder vom König frey gelassen und ihm sogar die Verwaltung von ganz Sachsen übertragen. Heinrich trug ein wunderbares Vertrauen zu diesem Helden, dem er als seinem bittersten Feinde doch niemals gram werden konnte.

Kapitel CCXV.

Gregor VII.

Alexander II starb 1073 und Hildebrand, an Alter schon vorgerückt, fand zur Ausführung seiner Entwürfe für nöthig, sich selbst die dreifache Krone aufs Haupt

zu setzen. Er ward Papst unter dem Namen Gregor VII. Der sächsische Krieg begünstigte seine Wahl. Anfangs war er bemüht, Heinrich IV sich zu befreunden und Agnes gab sich zur Vermittlerin her. Bald aber sah er ein, daß mit diesem wetterwendischen König nichts anzufangen sey und beschloß, unbekümmert um ihn für sich allein zu handeln.

Dieser Papst entwickelte sogleich eine außerordentliche Thätigkeit über die ganze Christenheit und über alle kirchlichen Gegenstände. In Spanien, Frankreich, Ungarn gab er dem heiligen Stuhl nie erhörte Gewalt, während Deutschland ihm noch fern stand. Dann ging er an die Umgestaltung und Reinigung der Kirche, an die Zerstörung der Simonie, an die Befestigung der Sittlichkeit, an die Befreiung der Kirche von weltlicher Macht, an die Unterordnung derselben über jene. Er gab zu diesem Behuf zwey ewig denkwürdige Concilienbeschlüsse, auf denen zum Theil das Schicksal der folgenden Jahrhunderte beruhte und deren Wirkungen sich selbst bis auf unsre Zeit erstrecken.

Zunächst gebot er 1074 das Cölibat oder die Ehelosigkeit aller Geistlichen. Bis dahin hatten nur die Mönche ehelos gelebt, Bischöfe und Priester aber mit Weibern und Kindern. Doch war schon längst die Frömmigkeit und Weltentsagung so hoch gestiegen, daß die meisten Weltgeistlichen es für unheilig hielten, durch die Ehe von einer immerwährenden Andacht und Beschaulichkeit sich abziehen zu lassen. Die Entsagung dagegen schien jedem ein Triumph und je mehrere sich freiwillig dazu verstanden, desto mehr andre folgten diesem Beispiel aus Ehrgeiz. Außerdem waren sehr viele Bischöfe früher schon Mönche gewesen. So war es schon zur Sitte geworden, was Gregor nur zum Gesetz erhob. Mit diesem Gesetz aber ward dem Geist der Zeit auf eine glänzende

Weise gehuldigt. Gregor selbst erschien dadurch um so heiliger, die ganze Priesterschaft ward mit dieser Entsa-gung in eine höhere Welt der Reinheit und Vollkommen-heit entrückt und in den Augen des Volks zu einer Ge-sellschaft überirdischer Wesen erhoben. So dachte man, so wollte man den Priester. Die glühende Andacht des Volks sah in den Geistlichen nur Heilige und Engel, und alles was Gregor that, sie diesem Ideale näher zu brin-gen, war im Sinne der Zeit gehandelt. Ein andres be-dachte der Papst noch, indem das Cölibat das sicherste Mittel gegen die Unabhängigkeit und Empörung der Bi-schöfe, also für die Einigkeit der Kirche war. So lange die Bischöfe heiratheten, nisteten sie sich gleich dem Adel Geschlechterweise in den Bisthümern als erblichen Lehnen ein und suchten sich darin vom Papst wie vom Kaiser unabhängig zu erhalten. Dieses Familienwesen in der Kirche widersprach ihrer Würde und war ihrer Kraft und Einheit höchst nachtheilig. Das Cölibat hob dieses Streben auf und fesselte den einzelnen Priester statt an sein Land und seine Familie lediglich an Himmel, Papst und Kirche. Soweit war das Gesetz Gregors ganz an seinem Platze; aber über jene furchtbare Unnatur, zu der es die Geistlichen verdammte, können wir uns nicht täuschen. Sie wird nur erklärt und gerechtfertigt durch den Geist jener Zeit. Zwar regte sich die Natur in vie-len Bischöfen und Priestern; viele, besonders in Deutsch-land gaben ihr geistliches Amt auf und behielten ihre Weiber; andre wehrten sich, schalten den Papst wider-natürlich und verlangten, er solle nicht Menschen, sondern Engel vom Himmel in ihr Amt setzen. Besonders trat der Bischof Otto von Constanz offen gegen das Cölibat auf und bewies dessen Verwerflichkeit aus der Bibel. Aber der gewaltige, glühende Strom religiöser Begeiste-rung erstickte die einzelnen Stimmen und das Cölibat

ward ohne weiteres Aufsehn freudig und trunken wie ein neuer Himmelssegen von der ganzen Geistlichkeit angenommen.

Während dies Gesetz durch seine Dauer wichtiger für unsre Zeit ist als für die damalige, da es sich gleichsam von selbst verstand, so übte dagegen ein zweites, das Gregor 1075 erließ, zu jener Zeit desto tiefgreifendern Einfluß. Der Papst verbot die Investitur durch Laien. Zunächst ward hiedurch die Simonie verhindert, indem die Besetzung geistlicher Aemter nicht mehr von der Willkühr des Königs und seiner Diener abhing. Eine weit höhere Bedeutung gewann aber dies Gesetz, indem es die Kirche für unabhängig vom Staate erklärte und die ungeheuern Güter der Kirche, die bisher durch die Investitur Lehen des Kaisers gewesen, zum Eigenthum der Kirche machte. Nur die Geistlichkeit sollte ferner den Bischof wählen, nur der Papst ihn bestätigen; der weltlichen Macht weder über die Wahl, noch über die Lehngüter, noch über das Betragen desselben eine Stimme bleiben. So von außen durch das Verbot der weltlichen Investitur unabhängig gemacht und im Innern durch das Cölibat zu einer freien Gemeinde verbunden, sollte die Geistlichkeit ihre Weltherrschaft begründen.

Damit aber diese Gemeinde ein einiges Haupt habe, verlieh Gregor dem Papst auch die höchste Macht über die Concilien und erklärte jede Kirchenversammlung für ungültig, die nicht vom Papst allein ausgeschrieben seyn würde. Und wie Karl der Große, nachdem er auf gleiche Weise seine weltliche Herrschaft gegründet, durch seine weiten Lande die Sendgrafen ausgehn ließ, so Gregor die s. g. Legaten oder Abgesandten der Kirche, die in seinem Namen allwärts zum Rechten sehn und die päpstliche Macht handhaben sollten.

Kapitel CCXVI.

Heinrich im Bann.

Die Sachsen hatten nicht verfehlt, den König beim Papst anzuklagen, und auch Heinrich war so unvorsichtig gewesen, wiederum die Sachsen anzuklagen und damit dem Papst selbst Anlaß zu geben, sich gleichsam zum obersten Schiedsrichter aufzuwerfen. Gregor sah, daß Heinrich ein Kind sey, und sprach als Mann, denn Spielerey lag aus dem Wege seines ernsten Kampfes. Der so eben angenommenen Größe des päpstlichen Stuhles gemäß erhub er sich zum Richter über alle weltliche Gewalt, klagte Heinrich an, beschied ihn stolz nach Rom vor seinen richterlichen Thron und that alle die Bischöfe in den Kirchenbann, die Heinrich mittelst Simonie in ihre Aemter gebracht. Heinrich nahm diese Sache auf die leichte Achsel, weil er Gregor noch nicht kannte, hielt 1076 zu Worms ein Concilium von deutschen Bischöfen und setzte Gregor ab. Da wagte dieser kühn und sicher den entscheidenden Schritt und that den Monarchen der Christenheit selbst in den Bann, sprach alle seine Völker kraft kirchlicher Gewalt von ihrer Eidespflicht gegen ihn los und entsetzte ihn förmlich seiner kaiserlichen und königlichen Würde.

Anfangs lachte Heinrich über den stolzen Mönch, bald aber ward er mit Entsetzen gewahr, wie sicher Gregor seinen Bannspruch berechnet. Mit Ausnahme der Städter, deren Gewerbe, und der freien Bauern, deren altgermanische Verfassung dem Papstthum immer widerstrebte, fiel alles Volk von Heinrich IV ab und floh ihn, den der Kirchenbann belastete, gleich einem Verpesteten. Gregor kannte diese Deutschen, deren Frömmigkeit eben so leicht in starres Schrecken und furchtsames Schweigen als in unauslöschliche Flammen der Heldenbegeisterung

zu versetzen war. Auf die Ehrfurcht vor dem Glauben und seinen Dienern, auf den unbedingten Gehorsam gegen den Stellvertreter St. Peters, der durch seine unerhörte Kühnheit und Sicherheit eine göttliche Sendung beurkundete, waren die Wirkungen jenes Bannstrahls berechnet. Nicht minder aber war von den deutschen Fürsten zu erwarten, daß sie die Gelegenheit benutzen würden, den Kaiser zu demüthigen.

Da erhob sich Aufruhr in ganz Deutschland. Die Sachsen erwachten aus ihrer Betäubung, Otto trat wieder an ihre Spitze gegen den König. Die fränkischen Besatzungen wurden aus Sachsen herausgeschlagen. Ein Theil der gefangenen Fürsten machte sich frey. Ludwig von Thüringen sprang aus seinem Kerker im Schloß Giebichenstein, wie die Sage geht, in einem gewaltigen Riesensprunge, in die Saale, und erhielt davon den Namen des Springers. Die andern Gefangenen ließ Heinrich selber frey, nachdem er eine rührende Rede an sie gehalten und sie um Frieden und Beistand gebeten. Aber seine böse Stunde war gekommen. Alle seine Feinde, auch Welf, der ihm so viel verdankte, fanden für ihre Rachlust oder Habsucht in dem Bannstrahl einen willkommenen Vorwand des Verraths. Rudolf hatte noch größere Plane. Ein Fürstentag zu Oppenheim ward angesetzt und Heinrich, von allen verlassen, trotz der rührendsten Bitten, seines Amtes entsetzt, bis er vom Banne sich befreit haben würde. Den Papst dagegen baten sie, im nächsten Jahre nach Augsburg zu kommen und Deutschlands Angelegenheiten zu regeln. Man gieng damit um, Rudolf an Heinrichs Stelle zum König zu wählen, und damit der letztere sich nicht vom Banne befreien könne, ward ihm ein enger Aufenthalt zu Speyer angewiesen und der Weg nach Italien versperrt.

Heinrich verzweifelte, sah aber kein anderes Mittel seiner Erhaltung, als wenn er den Fürsten zuvorkäme, sich nach Italien durchschliche und den Papst, es koste was es wolle, um Lossprechung vom Bann beschwöre. In der Angst seiner Seele brach er auch sogleich heimlich auf, von Bertha, seinem kleinen Sohne und einem einzigen Ritter begleitet. Der Winter dieses Jahres 1076 war kälter, als einer seit Menschengedenken gewesen, so daß von Martini bis in den April 1077 der Rhein mit Eis bedeckt blieb. Und in dieser grimmigen Kälte um die Weihnachtszeit mußten sich die kaiserlichen Pilger durch die Späher Rudolfs hindurch schleichen, um die damals noch ganz unwegsamen Alpen zu übersteigen. Glücklich kamen sie bis nach Vivis am Genfersee. Da hielt sie Bertha's Mutter und ihr Bruder Amadeus Graf von Savoyen mit Gewalt auf und sie mußten den Schmerz erleben, von ihren eignen Verwandten den Durchzug nur gegen Abtretung von fünf burgundischen Bisthümern frei zu bekommen. Dann erstiegen sie die Hochgebirge, den beschneiten Paß des St. Bernhard. Die treue Bertha, die ihren unglücklichen Gatten nirgends verließ, mußte auf einer Ochsenhaut über das Eis geschleift werden. Der Kaiser der Christenheit klomm gleich einem Gemsjäger mühsam auf allen Vieren die Tod drohenden Pfade. Doch kamen sie glücklich in die Lombardey.

Kapitel CCXVII.

Heinrich in Canossa.

Das war Heinrichs traurige Römerfahrt. Wie sehr aber ward er erstaunt, als ihm bey seiner Ankunft in der Lombardey sogleich eine Menge italienischer Fürsten und Bischöfe entgegen kamen und ihn mit Ehrfurcht als Kaiser begrüßten. Alle Italiener, die der Papst ebenfalls

in Bann gethan, besonders die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, fanden bey Heinrich sich ein und ermunterten ihn, an ihre Spitze zu treten, den Papst abzusetzen. Heinrich aber mißkannte auch hier die Hülfe, die ihm freiwillig sich darbot, und war zu voll von Furcht vor den deutschen Fürsten. Darum blieb er seinem ersten Vorsatz treu, Gregor um Gnade zu bitten.

Der Papst war eben auf dem Wege nach Augsburg und erschrack nicht wenig, als er vernahm, daß der König in Italien sey. Um auf jeden Fall seine Person zu sichern, warf er sich in das feste Schloß Canossa, das seine Freundin Mathilde ihm eröffnete. Mathilde war vor Kurzem Wittwe geworden. Gottfried der Bucklige, Heinrichs standhafter Freund ward in einem heimlichen Gemach erstochen und Gregors Feinde warfen auf diesen die Schuld des Verbrechens, weil Mathilde des Papstes innigste Freundin ward und ihr reiches Erbe der Kirche vermachte. Auch ward ihm und Mathilden ein unziemliches Verhältniß vorgeworfen, ohne Zweifel grundlos; denn Gregor war weder ein liebenswürdiger Weiberknecht, noch konnte er auch nur im entferntesten seinen heiligen Ruf zu beflecken Anlaß geben. Frömmigkeit bis zum Aberglauben band Mathilden an ihn, und ihre Macht und Anhänglichkeit war wiederum ihm von großem Werthe.

Heinrich wandte sich sogleich an Mathilden um Fürbitte bey Gregor und dieser ward durch Heinrichs Bußfertigkeit an der Spitze eines gewaffneten Anhangs allerdings überrascht, fand sich aber bald in die Umstände und nahm die strengste und unerschrockenste Miene an. Er befahl dem König, allein und als ein Büßender nach Canossa zu kommen, und sein Urtheil zu gewärtigen. Heinrich folgte, und ward in das Schloß gelassen. Hinter ihm schlossen sich die Thore wieder. Da stund er mit bloßem Haupt und Füßen in einem wollenen Buß-

hemd drey Tage und drey Nächte ohne Speise und Trank in der härtesten Winterkälte zwischen der doppelten Burgmauer und Niemand nahm sich weiter seiner an. Erst auf inständiges Bitten aller im Schloß Anwesenden und besonders Mathildens ließ ihn der Papst vor sich kommen und sprach ihn vom Banne los, doch nur unter der strengen Bedingung, daß er zu einer fernern endlichen Entscheidung des Papstes in den Reichssachen sich stellen wolle, wann und wo es der Papst verlangen würde, und daß er bis dahin noch seines Amtes entsetzt seyn und der königlichen Ehre sich nicht anmaßen solle. Darauf hielt Gregor feierlich Messe und nahm eine Hostie, brach sie entzwey und sprach: wenn die Beschuldigungen, die du zu Worms gegen mich ausgestoßen, wahr sind, so soll die Hostie, die ich esse, mir jähen Tod bringen. Als er sie aber verzehrt, sprach er wieder: nun verzehre du die zweite Hälfte und gelobe ein gleiches, wenn meine Klagen gegen dich gegründet sind. Heinrich schauderte, bat demüthig ab und nahm die Hostie nicht. Nach diesem Triumph entließ der Papst den gedemüthigten Fürsten.

Wie sehr aber wunderte sich Heinrich abermals, als jetzt alle Italiener sich von ihm abwandten, ihn ausschalten und verspotteten und einem so feigen Kaiser nicht mehr gehorchen wollten. Da erst ging er in sich, bereute seine Demuth und entschloß sich zur Gewalt und zum Bruch des eben geleisteten Eides. Der Schmerz über seine Demüthigung selbst scheint seinen Stolz aufs neue geweckt, das Beispiel der Italiener ihm einen ganz neuen kräftigen Geist eingehaucht zu haben. Denn auf wunderbare Weise sehn wir ihn von nun an entschlossen, rasch und heldenmäßig die verlorne Achtung und Macht sich wieder erobern. Er versprach den Italienern strenge Maßregeln und schloß Gregor in Canossa dergestalt ein, daß er weder nach Augsburg noch nach Rom konnte.

Zugleich sammelten sich nach und nach alle von Gregor gebannten Bischöfe und seine Freunde unter den Laien, vor allen der edle schwäbische Graf Eberhard von Nellenburg aus Deutschland unter seine Fahne.

Kapitel CCXVIII.

Rudolf, der Pfaffenkönig.

Mitlerweile harrten die deutschen Fürsten vergeblich auf den Papst und erfuhren, wie Heinrichs Macht wieder gewachsen sey. Da war für Rudolf keine Zeit zu verlieren. Sein Ehrgeiz siegte über die Treue, die er seinem Kaiser und Verwandten schuldig war. Er ließ sich zum König wählen und in Mainz vom Erzbischof einweihen. Die Bürger von Mainz waren aber Freunde Heinrichs und es entspann sich noch während des Festes ein Kampf zwischen ihnen und den schwäbischen Vasallen bey Gelegenheit ihrer Ritterspiele. Nach einem mörderischen Blutbade von beiden Seiten mußte Rudolf aus der Stadt flüchten. Er wollte in Worms sich festsetzen; aber auch diese Bürger verschlossen ihm die Thore.

Kaum war der neue König erhoben, so begann ein blutiger Kampf seiner Anhänger mit denen Heinrichs durch ganz Deutschland. Er ward um so erbitterter, als eine Menge Bisthümer doppelt mit Bischöfen von Heinrichs Parthey, die Gregor gebannt hatte, und mit neuen gregorianischen besetzt waren. Heinrich selbst rückte mit überraschender Schnelligkeit über die Alpen seinem Gegner ins Herzogthum Schwaben entgegen und ward der Mittelpunkt seiner Parthey.

In Schwaben tummelten sich die Gegner mit wüthender Erbitterung. Das Volk schwankte zwischen dem Herzog und dem Kaiser. Der Adel und die Bischöfe waren getheilt, die Städte jedoch und die Centen der

freien Bauern waren alle für Heinrich. Würzburg leistete Rudolf verzweifelten Widerstand und 12000 Bauern aus den Centen stießen zu Heinrichs Heer. Unter greulichen Verwüstungen ward der Krieg nach Franken gespielt. Dort kam es 1078 bey Melrichstadt zu einer Hauptschlacht, doch ohne Entscheidung, denn auf dem einen Flügel siegte Heinrich mit seltner Tapferkeit, auf dem andern Otto von Nordheim mit den Sachsen für Rudolf. Siegfried von Mainz, der böse Bischof von Worms und der päpstliche Legat bey Rudolf fielen in Heinrichs Hände, Wezilo von Magdeburg fand den Tod in der Schlacht. Durch die Sachsen aber wurden hinwiederum der heldenmüthige Eberhard von Nellenburg und die wackern schwäbischen Bauern umgebracht. Mit unmenschlicher Härte wurden alle Bauern, die den Rittern lebendig in die Hände fielen, entmannt. Der Adel fühlte, wie gefährlich ihm diese freien Bauern werden könnten und scheuten keinen Frevel, sie abzuschrecken. Wo es anging ward seitdem die Freiheit der Bauern im Kleinen immer mehr beschränkt und die Kaiser thaten für diese braven Leute so viel als nichts.

Die Partheien ruhten eine Weile. Berthold von Zähringen starb in demselben Jahre 1078 aus Kummer über den Kampf, in den er wider Willen und Gewissen hineingerathen. Sein Sohn Berthold blieb bey Rudolfs Parthey und heirathete dessen Tochter Agnes. Das Herzogthum Schwaben aber gab Heinrich an des abtrünnigen Rudolfs Stelle dem tapfern Friedrich von Hohenstauffen, einem schwäbischen Edeln, der ihm vor allen treu gewesen; und um ihn noch höher zu stellen gab er ihm auch die Hand seiner Tochter Agnes. Dadurch ward das salisch-waiblingische Geschlecht dem Hohenstauffischen vermählt und mit ihm ein und dasselbe.

Gregor, stets von dem Gedanken beseelt, daß er Schiedrichter der Christenheit sey, stellte sich über beide Partheien und zauderte, auch Rudolf anzuerkennen. Die Sachsen, die von ihm das meiste hofften, machten ihm darüber bittre Vorwürfe und erließen drey kraftvolle Briefe an den Papst, die man das Hahnengeschrey nannte, weil sie gleich jenem Hahne des Apostels Petrus den Nachfolger desselben zur Reue bewegen sollten. Ein ganzes Jahr ging mit fruchtlosen Unterhandlungen hin. Noch im Winter 1080 aber brach Heinrich wieder gegen Rudolf auf und schlug eine zweite Hauptschlacht bey Fladenheim. So tapfer Heinrich focht, behielt doch Otto von Nordheim, dem Niemand im Felde widerstand, die Oberhand. Da endlich glaubte Gregor, das Glück sey mit Rudolf und er gab ihm seine Bestätigung, und da die echten Reichskleinode Karls und Otto's des Großen in den Händen Heinrichs sich befanden, so überschickte der Papst dem neuen König eigenmächtig eine Krone, die er von ihm zu Lehn empfangen sollte *). Auch that er Heinrich abermals feierlich in den Bann. Heinrich dagegen hielt ein deutsches Concilium zu Mainz, setzte Gregor zum zweitenmal ab und an seiner Statt den Erzbischof von Ravenna, Clemens III zum Papst ein, 1080.

Noch in demselben Jahre zog Heinrich mit Heeresmacht über Sachsen und lieferte seinem Gegner eine dritte Hauptschlacht bey Mölsen an der Elster, in jener großen Ebene zwischen Merseburg und Leipzig, da schon einmal Heinrich der Vogler die Ungarn überwunden, und die noch in der Folge durch zahlreiche welthistorische Schlachten der Deutschen berühmt wurde. Otto von Nordheim behauptete nochmals den Sieg, aber der König Rudolf

---

*) Daher sie die Inschrift führte:
Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.

ward tödlich verwundet und die rechte Hand ward ihm von Gottfried, einem Vetter Gottfrieds des Buckligen, der nach ihm Herzog von Niederlothringen geworden, aber unter dem Namen seines Stammsitzes Bouillon berühmt geworden ist, im Kampf abgehauen. Sterbend betrachtete er die Hand und rief schmerzlich aus: dies ist die Hand, mit der ich einst Heinrich Treue geschworen. Er ward zu Merseburg königlich bestattet. Als diese Stadt bald darauf in Heinrichs Gewalt fiel, rieth man ihm, das schöne Grab zu zerstören. Er aber sprach: wollte Gott, daß alle meine Feinde so herrlich begraben lägen.

Kapitel CCXIX.

Herrmann, der Knoblauchkönig.

Rudolfs Parthey war ohne Haupt und troß des Sieges bestürzt. Heinrichs Anhang vermehrte sich und er konnte Friedrich von Hohenstauffen den Kampf in Deutschland führen lassen und selbst nach Italien gehn, um seinen alten Feind Gregor zu demüthigen. Er zog über die Alpen, schlug Mathildens Parthey bey Parma, rückte vor Rom und belagerte diese Stadt unter heftigen Kämpfen drey Jahre lang. Endlich erstieg 1083 ein sächsischer Ritter, Wiprecht von Groitsch, ein Feind der sächsischen Markgrafen und darum Heinrichs Freund, die Mauern von Rom und nahm die Stadt im Sturm. Noch hielt sich Gregor in der Engelsburg, entfloh aber endlich auf heimlichen Wegen nach Salerno in die Arme der Normannen. Heinrich führte Clemens III auf den Stuhl St. Peters und ließ sich von ihm zum Kaiser krönen. Dann ging er nach Deutschland zurück. Gregor aber kam ungesäumt mit den Normannen wieder, eroberte Rom und konnte nicht hindern, daß die Normannen die

Stadt nicht grausam ausplünderten. Darüber rotteten sich die Römer zusammen und zwangen die rohen Gäste zur Rückkehr. Der Papst hatte nirgends mehr eine Zuflucht, als in Salerno. Seine Fehler gegen Heinrich wurden ihm heimgesucht. Er starb in der Verbannung 1085 und seine letzten Worte waren seines großen Lebens würdig. Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, rief er aus, und die Ungerechtigkeit mit Haß verfolgt, darum sterb ich in der Verbannung.

In Deutschland erhielt sich indeß Rudolfs und der Sachsen Parthey. Von ihr ward 1082 zu Eisleben Herrmann von Luxenburg zum König erhoben, den man spottweise von dem vielen Knoblauch in der Gegend um Eisleben den Knoblauchkönig nannte. Er war ein untüchtiger Mann und stand gänzlich unter dem Einfluß Welfs, Bertholds von Zähringen, des Sohnes Rudolfs und Leopolds von Oesterreich. Otto von Nordheim starb und mit ihm die Seele von Heinrichs Gegenparthey.

Friedrich von Schwaben und die zahlreichen Anhänger Heinrichs schlugen sich unausgesetzt mit seinen Feinden herum und Deutschland ward nicht wenig verwüstet. Auch zogen diesmal die freien friesischen Bauern mit dem Erzbischof von Bremen für Heinrich in den Kampf, wurden aber von dem sächsischen Grafen von Mannsfeld überwunden und niedergehauen. Der Haß der Ritter zeigte sich hier abermals, indem sie die Leichen der Bauern unbegraben liegen ließen.

Der Kaiser kam aus Italien zurück und fiel nach fruchtlosen Unterhandlungen 1085 in Sachsen ein, behielt die Oberhand und unterwarf alle seine Gegner, bis auf den König Herrmann, den neuen Erzbischof Hartwig von Magdeburg und seinen alten bittersten Feind Bucco. Diese flohen zu den Dänen und kehrten nach Heinrichs Abzug sogleich zurück, um neuen Aufruhr zu stiften. Herr-

mann zog im folgenden Jahre 1086 bis vor Würzburg, um sich mit Welfs Anhang im Oberlande zu verbinden, ward aber bey Pleichfeld vom Kaiser aufs Haupt geschlagen und dankte 1087 ab, weil er einsah, daß er vergeblich kämpfte und bey seinem eignen Anhang keine Achtung besäße. Bald darauf ward er durch ein Weib umgebracht.

Kapitel CCXX.

Ekbert und Conrad, Gegenkönige.

Noch immer ruhte der Kampf nicht. Nach Rudolfs, Otto's und Herrmanns Tode blieben Ekbert von Meißen und Bucco von Halberstadt die Häupter der Rebellen und der erstere ward von den Sachsen zum König gemacht. Welf aber warf sich nach Italien und vermählte seinen Sohn gleiches Namens mit der alten Mathilde, um ihr reiches Erbgut der Kirche abzugewinnen. Diese Parthey setzte nach Gregors Tode Victor III, dann Urban II ein, die Clemens III vertrieben, Gregors Werk weiter führten und den Kaiser fortwährend bannisirten. Doch entschied sich das Glück für Heinrich. Bucco ward 1088 ermordet und bald darauf auch Ekbert, durch die Diener der Aebtissin von Quedlinburg, Heinrichs Schwester, die ihn in einer Mühle überraschten. Auch Rudolfs Sohn Berthold starb und es kam 1093 endlich zum Frieden, da auch Welf plötzlich die Parthey Mathildens verließ, weil diese alle ihre Länder ohne Widerrede dem Papst schenkte. Diesen Mann trieb überall und immer der gemeinste Eigennutz. Deutschland ward beruhigt, der Kaiser blieb in seiner vollen Gewalt, Welf behielt Baiern und seine schwäbischen Güter, Berthold von Zähringen ward Reichsvogt über einen großen Theil der nördlichen Schweiz und gründete Freiburg, so wie sein Sohn gleiches Na-

mens Bern. Sein Neffe Herrmann ward der erste Markgraf von Baden und Hochberg. Friedrich von Hohenstauffen blieb Herzog von Schwaben, Magnus von Sachsen. Wiprecht von Groitsch ward zum Markgraf über Meißen und Lausitz gesetzt, den aber Ekberts und Dedo's Söhne bald wieder verdrängten. Udo blieb Markgraf in Brandenburg, Ludwig der Springer Landgraf in Thüringen, Leopold Markgraf in Oesterreich, Ludolf Herzog in Kärnthen, Gottfried von Bouillon Herzog in Lothringen. In Burgund und Franken herrschten nur mächtige Grafengeschlechter. Die Bisthümer wurden größtentheils neu besetzt. Der Papst aber verharrte bey seinem Bannspruch.

Während der deutschen Unruhen hatten die Slaven völlig freie Hand. Wratislav von Böhmen stand Heinrich bey und ward dafür schon 1086 ganz gegen die Grundsätze des Reichs, darum auch nur auf kurze Zeit mit dem königlichen Titel beehrt. Sein Bruder Conrad aber ward erster Markgraf in Mähren. Boleslav von Polen nahm ebenfalls 1076 den Namen eines Königs an. Auch mit den Russen kam damals das deutsche Reich zum erstenmal in Berührung, indem Heinrich nach Bertha's Tode eine russische Fürstin Agnes heirathete. Rußland gehörte damals schon längst zur griechischen Kirche. Die heidnischen Wenden setzten dagegen ihren grausamen Krieg mitten in Deutschland unablässig fort. Magnus und Udo hielten sie mit Noth von den christlichen Grenzen ab. Cruco herrschte noch immer. Da gelang es endlich Heinrich, dem Sohne Gottschalks, zu dem Cruco's Gemahlin, die schöne Slavina, geheime Liebe trug, den gewaltigen Rügenfürsten zu ermorden 1105 und in der Folge gegen dessen Sohn Ratzo mit Glück zu kämpfen.

Sobald Heinrich Deutschland beruhigt sah, ging er wieder über die Alpen gegen Mathilden und den Papst. Er schlug Mathildens Heer, führte Clemens III in Rom

wieder ein und ließ seinen Sohn Conrad zum Wächter in Italien zurück, indem er selbst wieder nach Deutschland ging. So viele seiner Feinde Heinrich aber überlebte, so wurden ihm doch stets neue geboren, und wie alle andern darniederlagen, aus seinem eignen Blute. Wie hätte dies auch nicht seyn sollen, da er sich selbst immer der gefährlichste Feind gewesen. Der alte feindselige Theil seines Ich trat ihm nun auch äußerlich in seinen eignen Söhnen entgegen. Urban, Mathilde und Roger von Sicilien reizten den jungen Conrad zur Empörung. Der letztere gab ihm seine schöne Tochter Jolanta. Diese Liebe, der eigne Ehrgeiz, die Furcht vor dem Bannstrahl und vor dem Verlust der Kaiserkrone, wenn er seinem Vater treu bliebe, die Verachtung seines Vaters, das schlechte Blut, das er aus dessen Jugendzeit geerbt, der Naturtrieb selbst, der dieses Blut zur innern Empörung reizte oder auch vielleicht umgekehrt der bessere kaiserliche Sinn für die Herstellung und Wohlfahrt des Reiches, die er als den bessern Theil von Heinrichs Wesen geerbt haben konnte, gab ihm den frevelhaften Gedanken des Aufruhrs ein. Er ließ sich zu Mailand krönen und hielt zum Dank und Zeichen der Unterwürfigkeit dem Papst Urban den Steigbügel, 1095. Sein Vater that ihm vergebens rührende Vorstellungen und schloß ihn sodann von der Nachfolge aus. Conrad sah sich auf Italien beschränkt. Dort aber war nicht der Ort für ihn. Sein Anhang handelte nur für sich, nicht für ihn. Das Gefühl der Ohnmacht und der Schande riß ihn daher früh ins Grab 1101.

Kapitel CCXXI.

Ursachen der Kreuzzüge.

Um diese Zeit begann eine ungeheure Bewegung der Geister durch ganz Europa, die eine zweite Völkerwan-

derung zur Folge hatte. Die überwallende Begeisterung für die Religion des Kreuzes, brach in unermeßlichen Heereszügen gegen die Ungläubigen aus, und durch einige Jahrhunderte wurden diese Kreuzzüge die Seele und der Höhenpunkt des Mittelalters. Erst in den Kreuzzügen brach der innere Geist der mittelalterlichen Völker aus den Zänkereien ihrer Häupter, wie aus den Dornen die volle Rose.

Während der erste Grund, auf dem diese Kreuzzüge beruhen, in der Begeisterung für den Glauben zu suchen ist, die das deutsche Volk seit seiner ersten Bekehrung vor allen andern auszeichnete und die von ihm erst auf die Engländer, Franzosen, Italiener und Spanier überging, so müssen wir dagegen die Spanier als die zweite Ursache der großen Bewegung erkennen. Sie, der Westgothen heldenmüthige Nachkommen, hatten seit dem Beginn des 8ten Jahrhunderts unabläßig mit den Arabern erst um Freiheit und Glauben, dann um Wiedereroberung ihres Spaniens gestritten. In diesen Kämpfen war ein höherer ritterlicher Geist bey ihnen heimisch geworden, zum Theil eine Nachahmung des schönen Ritterthums, das früher schon bey den Arabern blühete. Da ihr ganzer, einziger und unaufhörlicher Krieg aber gegen die Ungläubigen gerichtet war und nur der Glaube das ewige Hinderniß des Friedens, der ewige Sporn des Kampfes war, so mußte das spanische Ritterthum wesentlich ein christlich-religiöses seyn, jede Kraft und That dem heiligen Glaubenszweck unterordnen, und neben diesem höchsten und reinsten keinen niedrigen aufkommen lassen. Daraus entsprang eine doppelte wichtige Folge für Europa. Zunächst erinnerte der spanische Krieg das ganze abendländische Europa unaufhörlich an seine Pflicht, die Ungläubigen zu bekehren oder zu vertilgen. Sodann ging, sobald einmal das Ritterthum

auch in Frankreich und Deutschland aufkam, nothwendig der religiöse Geist der Spanier in dasselbe über, weil hierin allein das höchste Ziel des christlichen Ritterthums ausgesprochen war. Ein dritter Grund der Kreuzzüge ist bey den Normannen zu suchen. Auch diese waren auf Sicilien und im mittelländischen Meere in heißen Kampf mit den Arabern gerathen und wenn sie, die selbst noch Heiden oder erst Neubekehrte waren, weniger der Glaubenseifer trieb, so wohnte bey ihnen dagegen noch ganz der abentheuerliche Geist der alten Germanen, der auch bey den übrigen deutschen Völkern nur wieder aufgeweckt werden durfte, um im neuen Ritterthum verklärt ein wesentlicher Bestandtheil der großen Geisterbewegung zu werden. Die christlichen Ritter des Festlandes vereinigten sich nur mit den Normannen, um wie sie, ferne abentheuerliche Züge zu unternehmen, und die Normannen gesellten sich wieder zu jenen, um in gleicher Begeisterung für den Glauben zu streiten. Weit auseinanderliegende Zeiten und ihr Geist, die altgermanische Heldenzeit und das christliche Ritterthum wurden durch die normännischen Abentheurer und durch die spanischen Glaubensritter für die Zeit der Kreuzzüge wieder eng verbunden. Einen weitern Grund derselben haben wir schon in den häufigen Wallfahrten nach dem heiligen Lande angedeutet. Wenn es unsrer minder religiös gestimmten Zeit, was wir auch sonst Großes und Herrliches voraus haben, doch zur tiefen Schande gereicht, daß uns der heilige Boden, auf dem der göttliche Mittler in irdischer Erscheinung gewandelt und gewirkt, so ganz gleichgültig läßt, so erscheint das Gefühl unsrer frömmern Väter, das sich in einer kindlichen Ehrfurcht vor dem heiligen Lande, in einer innigen Sehnsucht, es selbst zu durchwandeln, in einer flammenden Begeisterung, es den Ungläubigen zu entreißen,

kund gab, nicht nur gerechtfertigt, sondern höchst bewunderswürdig. Ohne uns an die Erbärmlichkeit herzloser Spötter und eigennütziger Thoren zu kehren, die in jenen Wallfahrten und Kreuzzügen nur dummen Aberglauben oder Tollheit sehn oder gar den Schaden an den Fingern abnehmen, den sie durch ihren Aufwand an Geld und Menschen über die Staaten gebracht, wollen wir diese unsterblichen Fahrten und ihre Helden so schildern, wie sie zu ihrer Zeit sich selbst angesehen und geschildert, und ihrer reinen religiösen Begeisterung alle die Ehre widerfahren lassen, die ihr gebührt. Ueberhaupt aber sind gerade in der ganzen Weltgeschichte jene Thaten die schönsten und erhabensten, die unerwartet wie ein Wunder Gottes sich ereignen, die kein menschlicher Verstand berechnet, die ihm schädlich und widersinnig scheinen, die nur aus jener höchsten geheimnißvollen Gemüthskraft des schwärmenden Herzens hervorgehn, und aus einer Begeisterung für übersinnliche Ideen, die der kleinlichen Weltklugheit eben so unerklärbar bleiben, als sie über ihr erhaben sind. Schon unter den Ottonen waren mit der Steigerung des Glaubenseifers überhaupt auch die Wallfahrten zum heiligen Grabe Christi in Jerusalem, dem größten Heiligthum der Christenheit, häufiger geworden. Pilgrimme nannte man die Wallfahrer; ein schwarzes Kleid, ein langer Stab, ein großer Huth und Muscheln von der Küste des gelobten Landes, Rosenkränze von Jerusalem waren ihre einfache Auszeichnung. Die Araber, im Besitz der heiligen Stadt, achteten die Frömmigkeit der feindlichen Pilger, gestatteten ihnen Kirchen und ein Hospital zu Ehren Johannis des Täufers. Als aber 1078 die Türken, ein tartarisches Bergvolk vom Caucasus, der arabischen Herrschaft und auch Jerusalems sich bemeistert, begann eine harte Verfolgung der Pilgrimme. Die rohen unmenschlichen Tür-

ken entheiligten Christi Grab, schleppten die Christen in die Sklaverei und machten es den Pilgern unmöglich, ihre Reisen fortzusetzen. Dies gab den nächsten Anlaß zu zahlreichen bewaffneten Wallfahrten oder Kreuzzügen. In Folge dieses Anlasses ward der Papst ein fünfter Grund der Kreuzzüge. Seine Würde gebot ihm, die Schande der Christenheit abzuwenden und bey dem Streit, in welchem er sich eben mit der weltlichen Macht begriffen fand, waren ihm die Kreuzzüge auch vortheilhaft, indem sie der Religion und also auch der Kirche neuen Glanz verliehen und zugleich die weltlichen Kräfte, die gegen den heiligen Stuhl ankämpften, anderswo beschäftigten. Ein sechster Grund endlich wurden die Franzosen, deren feuriges Blut am schnellsten für den großen Gedanken erglühte, zumal da sie schon früher als die Deutschen eine Ritterschaft hatten, die wieder viel zahlreicher und weniger beschäftigt war, als die spanische. Aus welchen andern Gründen aber die Kreuzzüge, sobald sie erst begonnen, wie bey der ganzen Christenheit eine allgemeine, so bey allen einzelnen Völkern und Ständen eine besondre Theilnahme fanden, werden wir später sehen.

Kapitel CCXXII.

Aufruf zu den Kreuzzügen.

Schon Gregor VII hegte den Gedanken der Kreuzzüge und würde ihn wahrscheinlich ausgeführt haben, wenn ihn nicht noch näher liegende Sorgen ganz in Anspruch genommen hätten. Er verband damit noch einen andern Plan, nehmlich die griechische Kirche der katholischen einzuverleiben. Die Hülfe, die er aus solchen Gründen dem von den Türken hart bedrängten Alexius,

Kaiser in Constantinopel, versprach, konnten aber erst seine Nachfolger leisten.

Eine zweite Gesandtschaft des Alexius an Urban II und die Erscheinung eines merkwürdigen französischen Pilgers gaben den Ausschlag. Peter von Amiens, der Einsiedler genannt, kam aus Palästina zurück und brachte nebst einem flehenden Sendschreiben des verfolgten Patriarchen von Jerusalem, wie er behauptete, einen mündlichen Befehl von Christo, das heilige Grab zu retten. In seiner Pilgertracht, verwildert von Reisen und Gefahren, auf einem Esel reitend, in der einen Hand den Brief, in der andern ein Crucifix, durchzog er Frankreich und Italien und rief mit flammender Beredsamkeit alles Volk zum Kampf gegen die Ungläubigen auf. Alle Gemüther wurden ergriffen. Urban II stellte sich als Papst an die Spitze der Gläubigen und hielt, weil er nicht nach Deutschland durfte, erst zu Piacenza in Italien, dann zu Clermont in Frankreich 1095 eine große Kirchenversammlung für die neue Sache der Christenheit. Hier auf einem weiten, grünen Felde hielt er eine lange begeisternde Rede an das Volk, schilderte lebendig die Bedrängniß der morgenländischen Kirche, die Entweihung des allerheiligsten Bodens, wie die Türken die Tempel zu Ställen umgewandelt, das heilige Grab des Erlösers durch Hunde verunreinigen lassen, die Christen geschändet, gemartert, geschlachtet. Dann that er den Befehl vom Himmel kund, die furchtbaren Greuel zu rächen, das Heilige zu retten. Und mit einer Stimme rief die unübersehliche Menge der Franzosen: Gott will es, Gott will es! und zum Zeichen, daß er zum Streiter Christi sich weihe, heftete jeder ein rothes Kreuz auf die Schulter.

Die größte Bewegung entstand zuerst unter den niedern Vasallen und Leibeignen. Wer hätte gewagt, ihnen

das Kreuz und die Waffen im Dienst des Höchsten abzuschlagen! Sie aber sahen im Aufruf zum Kreuzzug wie billig auch eine Befreiung vom Druck des Adels, und eine Ehre, die ihnen mit den Waffen bisher versagt gewesen. Schaarenweise sammelten sie sich um Peter den Einsiedler und einen Abentheurer, Walther, den die Ritter und Edlen spöttisch Habenichts nannten. Ihre Bewegung aber weckte die Eifersucht des stolzen Adels und dieser sonderte sich von den Gemeinen und beschloß, den rohen in Waffen ungeübten Haufen untergehn zu lassen, um dann für sich desto sichrer den Kranz des Sieges zu gewinnen.

Jene wilden Schaaren zogen mit ihren beyden Führern schon 1096 über den Rhein durch Deutschland. Die Deutschen, im Streit mit dem Papste, die Franzosen von längst hassend, über den bunten zum Theil lächerlichen Pöbelhaufen erstaunt und ihrer Natur nach überhaupt einen großen Gedanken um so langsamer begreifend, je tiefer er sich nachher bey ihnen einwurzelte, nahmen damals noch keinen Theil an der Begeisterung der Franzosen und spotteten über sie. Nur der Bischof von Straßburg, Herzog Friedrichs Bruder, und der Abt von Schaffhausen folgten dem Zuge, der nur bis nach Ungarn kam, aus Mangel an Lebensmitteln plünderte, sich zerstreute und schon in Ungarn große Noth litt. Ein Theil dieses Zuges kam glücklich nach Kleinasien, schlug sich tapfer mit den Türken herum, ward aber größtentheils aufgerieben und nur wenige erhielten sich bis zur Ankunft der spätern Kreuzfahrer.

Kaum war diese sonderbare Erscheinung an den Deutschen vorübergegangen, so besannen sie sich und die Begeisterung schlug auch bey ihnen in lichten Flammen auf. Man sah Zeichen am Himmel, Propheten und Prediger zogen durch das Land, die Gemüther wurden

zum Ungeheuren gestimmt; es hieß, Karl der Große sey in Aachen aus seinem Grabe gestiegen und werde das ganze deutsche Volk zum Kreuzzug führen. Noch im Jahr 1096 sammelten sich drey große Heere, aus gleichen Gründen meist Bauern und Leibeigne, in Sachsen unter dem Priester Volkmar, am Main unter dem Priester Gottschalk, am Rhein unter dem Grafen Emicho von Leiningen. In blindem rasenden Eifer gegen die Ungläubigen fielen sie zuerst in den Städten über die Juden her, wobey der kaufmännische Haß der Bürger sich einmischte. Es wurden 12000 Juden grausam umgebracht. In Worms mordeten sie sich selbst, um der Mißhandlung zu entgehn. In Speyer setzten sie sich tapfer zur Wehr. In Mainz schützte sie der Erzbischof. Heinrich IV, der eben aus Italien zurückkam, rettete die übrigen. Jene drey regellosen Schaaren zogen der ersten französischen nach, wurden aber schon in Ungarn aufgerieben.

Kapitel CCXXIII.

Der erste Kreuzzug.

Nach diesen mißlungnen Versuchen des gemeinen Volkes rüsteten sich die Ritter zu einer desto glänzendern Heerfahrt. Die Lothringer erhoben sich zuerst unter Gottfried von Bouillon und dessen Bruder Balduin und vielen Grafen und Herren. Sie brachten 80000 wohlgerüstete Streiter auf und diese Stärke, so wie die Mannszucht und Würde, die sie auf dem Heerszuge beobachteten, öffnete ihnen überall den Weg, so daß sie friedlich Ungarn durchzogen und schon am Ende des Jahres 1096 vor Constantinopel anlangten. Hier fanden sie den Grafen Hugo von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, Philipp I, mit einer starken französischen

Macht. Dieser folgte ein drittes Heer von Normannen unter Bohemund, dem Sohn Robert Guiskards, Fürsten von Tarent, und dessen Vetter Tancred, dem tapfersten Ritter seiner Zeit, dann noch ein viertes Heer von Franzosen unter Raimund, Graf von Toulouse, bey welchem sich Bischof Ademar von Puy als päpstlicher Legat befand, endlich ein fünftes Heer französischer Normannen unter Robert, Herzog von der Normandie. Die gesammte Zahl der Kreuzfahrer wuchs auf 600,000 an. Franken nannten sie die Morgenländer, weil der größte Theil aus Franken bestand. Gerade dieser edelste der germanischen Stämme sollte hier wieder allen andern voranlaufen. Von jener Zeit an aber heißen bis auf diesen Tag alle Europäer im Orient Franken. Zum gemeinsamen Feldherrn wählten die Kreuzfahrer alle den deutschen Herzog Gottfried von Bouillon, den der Ruhm der höchsten Tapferkeit, der strengsten Gerechtigkeit und einer an Heiligkeit gränzenden Frömmigkeit über alle Nebenbuhler erhob. Der griechische Kaiser Alexius fürchtete nicht ohne Grund für sein Reich, da Bohemund wirklich Lust bezeigte, sich Constantinopels als Eigenthums zu bemächtigen, und legte den Kreuzfahrern jedes Hinderniß in den Weg. Doch Gottfried hielt den Normann streng zurück und zwang den Kaiser zur Nachgiebigkeit. Darauf setzten sie alle nach Klein-Asien über, wo Peter der Einsiedler mit den Resten seiner Schaar zu ihnen stieß. Nicäa, wo dereinst die große Kirchenversammlung gehalten worden, damals aber der Sitz eines türkischen Sultans, leistete den ersten Widerstand, ward aber nach langem Kampf erstürmt. Dann bewegte sich das Heer seitwärts, da wo Asien sich um das Ende des Mittelmeers nach dem gelobten Lande gegen Süden senkt. Hier stieß noch eine Flotte von Friesen zu ihnen, die durch das Mittelmeer gefahren. Doch litten die

Kreuzfahrer viel von der ungewohnten Sonnenhitze des Südlandes, von dem Mangel an Lebensmitteln und von Krankheiten, endlich von der Tapferkeit der Türken, über welche sie erstaunen mußten. Die Franken gaben den Türken das Zeugniß, daß sie nächst ihnen auf Erden die Tapfersten seyen. Die Stadt Edessa ward von Bohemund erobert. Dieser Normann wollte durchaus ein Reich haben, und Edessa und ihr Gebiet ward ihm als ein Fürstenthum überlassen. Einen weit furchtbareren Widerstand leistete indeß Antiochia, eine der größten Städte Asiens, ehemals der Sitz eines der vier ersten Patriarchen der Christenheit. Die Stadt war aufs beste befestigt und von enthusiastischen Muhamedanern vertheidigt. Den Kreuzfahrern gebrach es an Belagerungswerkzeugen und Lebensmitteln. Krankheiten rafften einen großen Theil des Heeres hin, Gottfried selbst und die meisten Führer siechten. Zwischen einigen herrschte verderbliche Eifersucht. Ein neuer Zug dänischer Kreuzfahrer unter Sueno dem Königssohne und seiner Braut Florine ward von den Türken unterwegs vernichtet. Eine Flotte der Stadt Genua brachte indeß tapfre Bürger und Lebensmittel zum Beystand. Endlich im Jahr 1098 ward Antiochia durch Verrath eines Renegaten (zum Islam übergetretenen Christen) bey Nacht erstiegen und im Sturm genommen. Aber schon wenig Tage darauf kam ein ungeheures türkisches Heer vor die Stadt, in der Absicht sie zu entsetzen, und da dies zu spät war, sie den Kreuzfahrern wieder zu entreißen. Da sahen sich diese plötzlich in der verödeten und ausgehungerten Stadt eingeschlossen. Ihre Noth erreichte den höchsten Gipfel. Sie waren verloren, wenn ein Wunder sie nicht rettete. Mann und Roß verschmachteten vor Hunger und auch die ekelhafte Speise, die man in der Verzweiflung gebrauchte, ging zu Ende. Da trat ein hochbegei-

sterter Priester auf, Peter Barthelemi, und verkündete ein Traumgesicht, darin ihm verheißen ward, die wahre heilige Lanze, die in einer alten Kirche der Stadt verborgen läge, würde sie zum Siege führen. Man grub emsig und fand eine alte Lanzenspitze. Sie ward zum Banner des Heeres gemacht und der Legat Ademar trug sie vor auf. Dem Wunder vertrauend, in übernatürlicher Kraft auflebend, zum Ungeheuren begeistert zog die abgemattete Schaar, Schatten der Todten gleich, aus den Thoren und stürzte sich mit rasender Wuth auf die Ungläubigen. Man glaubte den Engel Michael zu sehn, der mit einer Legion Engel in den Streit sich mischte. Zu solcher fieberischen Höhe stieg die Begeisterung. Die weit überlegnen Türken wurden gänzlich geschlagen, ihr unermeßlich reiches Lager erbeutet und das Kreuzheer völlig gerettet. Der herrschsüchtige Bohemund blieb zurück, um Antiochia und Edessa als ein Fürstenthum zu behaupten und den Rückweg des Kreuzheers zu decken. Die übrigen zogen weiter nach Süden dem gelobten Lande zu. Nach wiederholten Kämpfen betraten sie den heiligen Boden und sahen von einem Berge zum erstenmal das ferne Jerusalem. Alle sanken auf die Knie, küßten die Erde und weinten. Aber noch stand ihnen der furchtbarste Kampf bevor. Sie zählten nur noch 1500 Reiter und 20000 Fußgänger; so sehr waren sie zusammengeschmolzen durch Schlachten und Seuchen, und diese kleine Schaar sollte die gewaltige Stadt Jerusalem erobern, darin 40000 Araber hinter den festesten Wällen und Burgen sich verschanzt hatten, und die von allen Seiten her neue Unterstützung finden konnte. Je näher die Kreuzfahrer aber ihrem Ziele waren, desto höher wuchs ihr Muth. Der heilige Boden selbst begeisterte sie zum Aeußersten. Hier sahen sie vom Himmel her ihre kleine Zahl durch Engel Gottes ergänzt und der Glaube

errang in übernatürlicher Kraft, was menschlichem Verstand unmöglich scheint. Auf dem Oelberge, wo der Herr gepredigt und gelitten, hielt Peter der Einsiedler, immer noch wie von Anfang die große Seele der Unternehmung, eine begeisterte Rede an die Kreuzfahrer und alsbald schritt man zum Sturm. Zwey Tage lang ward unablässig gestürmt. Die Belagerten gaben an Heldenmuth den Christen nichts nach; doch endlich siegte der Glaube. Vom Oehlberg herab sah man einen hohen Ritter in weißer Rüstung mit glänzendem Schilde leuchten, und mit dem Freudengeschrei: Gott hilft uns, Gott will es! wurden die Thore gesprengt, die Zinnen erstiegen. Immer noch währte der furchtbare Todeskampf in den Straßen der Stadt, bis sie ein großes Grab aller Ungläubigen wurde. Da zogen die heldenmüthigen Pilger über rauchende Trümmer und durch Ströme von Blut mit bloßem Haupt und Füßen zur Kirche des heiligen Grabes und dankten der Allmacht für ihren Sieg und reinigten sich durch die Berührung der heiligen Steine von ihren Sünden, 1099.

So ward das heilige Grab befreit und das große Ziel der Abendländer ruhmvoll errungen, ja noch höher gestellt durch den Preis unglaublicher Heldenkraft, der es erkauft hatte. Um aber den theuer erworbenen Besitz zu behaupten, schufen die Pilger das heilige Land in ein christliches Königreich um und erhoben Gottfried von Bouillon zum ersten König von Jerusalem. Doch trug er keine Krone an der Stätte, da Christus die Dornenkrone getragen. Der arabische Calif über Aegypten brach mit einem unermeßlichen Heer gegen Jerusalem auf; aber König Gottfried zog ihm mit seiner geringen aber in der alten Begeisterung fortglühenden Mannschaft entgegen und schlug ihn bey Askalon gänzlich aufs Haupt, 1099. So ward der Besitz Jerusalems und des heiligen Landes

gesichert. Neue Zuzüge von kriegerischen Pilgern setzten es vollends in sichern Vertheidigungsstand. Der heilige Gottfried aber starb schon 1100 in Folge seiner unerhörten Anstrengungen. An seiner Statt ward sein Bruder Balduin zum König gewählt.

Kapitel CCXXIV.

Christliche Staaten im Morgenlande.

Unter den Pilgern, die im heiligen Lande geblieben, erhob sich nach Gottfrieds Tode Eifersucht. Der Zusammenfluß so vieler verschiedenartiger Nationen unter gleich tapfern Häuptern machte die Entscheidung schwer, wem die Oberhand gebühre. So trat namentlich Tancred in Antiochia dem König Balduin feindlich entgegen.

Ein neuer Kreuzzug, den 1102 Herzog Welf von Baiern, und Ida, die fromme und kriegerische Mutter Leopolds von Oestreich unternahm, scheiterte in Kleinasien. Ida ward von den Türken gefangen, Welf starb auf der Insel Cypern.

Der Zank der Ritter und Fürsten im gelobten Lande würde den Türken und Arabern den Sieg verschafft haben, wenn nicht die italienischen Städte Venedig, Genua und Pisa mit ihren Flotten unabläßig neue Unterstützungen zugeführt hätten. Sie trieb ihr Handelsvortheil, denn sie wollten den Handel Asiens an sich bringen und so ward ein weltliches Unternehmen Mittel für heilige Zwecke. Doch geriethen sie dabey mit den eifersüchtigen Griechen in offenen Seekrieg und das Morgenland selbst sah Christen und Christen sich morden. Bohemund indeß und als dieser nach Europa zurückkehrte, Tancred, schlossen mit den Griechen Frieden und behaupteten Antiochia und Edessa. Sie von der einen, Balduin von der andern Seite eroberten nach und nach die ganze Küste

des Mittelmeers und erhielten eine lebhafte Verbindung mit dem Abendlande. Die Italiener setzten sich in Küstenstädten fest.

Nachdrücklicher noch als die Bürgerschaften und ihre Flotten arbeiteten neu entstehende Ritterorden dem Fehdegeist der Fürsten entgegen. Das Hospital zu St. Johannes in Jerusalem ward erneuert und erweitert, und sein Vorsteher Raimund Dupuy gab ihm 1118 eine neue Verfassung, der zufolge eine Anzahl Ritter das klösterliche Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth ablegte und der Pflege kranker Pilger sich weihte. Man hieß sie die Hospitaliter oder Johanniter. Zu derselben Zeit 1119 stifteten Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer einen andern Ritterorden im Tempel Salomons. Sie thaten dasselbe klösterliche Gelübde, setzten sich aber statt der Krankenpflege zum Zweck, unabläßig gegen die Gläubigen zu kämpfen. Man hieß sie die Tempelherren und ihr Orden wurde bald noch mächtiger und berühmter, als jener erste.

Kapitel CCXXV.

Der Geist der Kreuzzüge.

Die Kreuzzüge ergossen einen neuen Geist über Deutschland. Während die Häupter des Landes in stets erneuerter Fehde ihre weltlichen Absichten nicht aufgeben mochten, beherrschte das Volk dagegen nur der eine große Gedanke der Kreuzzüge und zwang am Ende auch die Fürsten, daran Theil zu nehmen.

Der herrschende Geist war die Frömmigkeit, die Richtung der Gemüther nach dem Ewigen und Göttlichen. In diese eine Richtung wurde das Leben des ganzen Volks gebracht. Ihr ward der alte Heldengeist, die Sitte und Wissenschaft und Kunst dienstbar, ja die reli-

giöse Stimmung weckte erst alle Blüthen des mittelalterlichen Geistes, vor allem den Rittersinn, die Liebe und die Kunst. Die Frömmigkeit selbst erreichte zur Zeit der Kreuzzüge den höchsten Gipfel. Eine Gotttrunkenheit bemächtigte sich der Herzen und sie schlugen alle in eine einige große Flamme der Begeisterung auf. In diese Zeit fällt die unbegrenzte Herrschaft des Papstes und der Kirche, die Blüthe der Hierarchie, in diese Zeit die Blüthe des Mönchthums, der Aufopferung aller Freuden der Welt für den Glauben, der Heiligen, Reliquien und Wunder, in denen das große Wunder der Zeit, die Frömmigkeit selbst und der Glaube, der Berge versetzen kann, nur schwach sich spiegelte.

Wie aber dieser fromme Geist nicht in faulem Müssiggang verdumpfen konnte, sondern wie jede edle Kraft des Volks, so auch seinen uralten Heldengeist nothwendig wecken mußte, so kam durch ihn auch das neue Ritterthum zu seiner schönsten Blüthe. Seit Heinrich I waren die ritterlichen Spiele oder Turniere aufgekommen und hatten mit dem Wetteifer in der Waffenkunst den Reitern oder Rittern schon einen höhern Geist eingepflanzt. Das Ritterthum war aber ausschließlich Sache des Adels geworden, also Sache eines Standes, nicht des Volkes. Indem aber an den Kreuzzügen das ganze Volk mit gewaffneter Hand Theil nahm und auch Bürger und Bauern Helden wurden, anderseits der Adel mit seinen Waffen nicht mehr für sich und die Ehre seines Standes kämpfte, sondern für das höhere und allgemeine Ziel des Glaubens, so floß nothwendig aus den unadelichen Helden und aus den Adelichen, die nicht mehr ihrem Stand allein dienten, eine neue Ritterschaft zusammen, welche von nun an diesen Namen allein behauptete und zwischen dem Adel und den Bürgern in der Mitte stand. Diese neue Ritterschaft beruhte lediglich

auf dem ritterlichen Gelübde, ein Streiter Gottes seyn zu wollen und auf persönlicher Tapferkeit und Waffenkunst, die den Beruf dazu gaben. Selbst Kaiser und Könige, aller Adel, ja die tapfersten Bürger und nicht minder freie Bauern traten in diesen vom Grundbesitz oder Gewerbe völlig unabhängigen Stand. Er nahm die Verfassung der alten Heldengilden an, dergestalt, daß wieder Lehrlinge (der Edelknabe, Page, Guargune, Waffenträger) und Gesellen (Knappen, Reisige) bey dem Meister (dem Ritter) die Waffenkunst schulgerecht lernten, mit ihm in den Kampf zogen und seine unzertrennlichen Gefährten bildeten, bis sie der Ehre der Meisterschaft sich selber würdig gemacht. Dies geschah durch Bekleidung mit den ritterlichen Ehrenwaffen und durch die Berührung mit dem Schwert oder den Ritterschlag, der selbst für Könige die höchste Ehre wurde. Zum Zeichen aber, daß diese Ritterschaft dem Dienste Gottes sich gewidmet und zur gänzlichen Unterscheidung vom altheidnischen Heldenthum mußte der junge Ritter sich wie ein Priester durch Fasten und Kasteiung zur Ritterweihe vorbereiten und in weißem Gewande vor dem Altar das Gelübde thun, stets wahr zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion und ihre Diener, Wittwen und Waisen und die Unschuld zu beschirmen, und die Ungläubigen zu bekämpfen. Außer diesen allgemeinen Pflichten legte sich jeder Ritter die besondre auf, zu Ehre seiner Geliebten oder Dame zu streiten, und er trug ihre Lieblingsfarbe und ihr Zeichen und ihr Name war sein Feldgeschrei. Denn die Liebe und Frömmigkeit fließen immer vereinigt aus einer Quelle, und darum waren die Zeiten der Kreuzzüge auch die Zeiten der Liebe oder Minne. In der Heimath wurden die Turniere, im Morgenlande die Kreuzzüge Schulen und Kampfplätze der Ritterschaft. Dort herrschte die Liebe, die Ehre der Damen, hier die

Frömmigkeit und Ehre Gottes. In dem allgemeinen Ritterorden entstanden aber in allen Ländern viele besondre zu besondern Zwecken, nach dem Beispiel der Johanniter und Tempelherren.

Auf die Sitten des Volks übte der Geist der Kreuzzüge tiefen Einfluß. Er milderte sie nicht, aber er veredelte sie. Behaglicher Frieden und was sich daran anknüpft, Mäßigung der Leidenschaften, duldsame, höfliche und abgeschliffene Geselligkeit wurden dadurch freilich nicht erzeugt; vielmehr galt grade nur der lebendigste Kampf und die gewaltigsten Leidenschaften des Menschen wurden in ihrer ganzen Tiefe aufgeregt. Aber die Kraft, die sie weckte, zügelte sie auch. Die Religion kehrte das Innerste des Menschen um, aber sie reinigte und heiligte ihn in ihrem Dienst. Jene blindwüthende Berserkerkraft, die im deutschen Volk nie untergegangen und im Mittelalter noch die deutsche Wuth (furor teutonicus) genannt wurde, machte sie dem frömmsten Streben dienstbar. Jener ewigen Sehnsucht, die in der Trägheit andächtiger Einsamkeit verdumpft, gab sie einem lebendigen Gegenstand. Die kleinlichen Leidenschaften des gemeinen Lebens erstickte sie durch die größte für den heiligsten Gegenstand, und selbst den erwachenden Krämergeist veredelte sie in ihrem Dienste. Wie aber Religion und Liebe unzertrennlich sind, so mußte mit der erstern auch die letztre und in ihr der milde Geist, der ihr überall inwohnt, zur Herrschaft gelangen. Die uralte Ehre der Frauen in Deutschland ward abermals zur Andacht gesteigert und in der Minne ein zweiter wohlthätiger Gottesdienst gegründet. Wenn man die Minnelieder jener Zeit und wieder die Geschichte von der Ehe ritterlicher Männer und Frauen liest, so sieht man deutlich, daß in jener Zeit nicht mehr der Mensch liebte, sondern Gottes Liebe in ihm, so wie nicht mehr der Held den Sieg vollbracht,

sondern Gottes Kraft in ihm. Darum steht die Minne des Mittelalters um so vieles über der altgermanischen Frauenachtung, als das Christenthum über dem Heidenthum. Die Minne war von der Religion durchdrungen, wie das ganze Mittelalter. Unsre Zeit beherrscht allein der Verstand und wir vermögen kaum mehr den Geist der verschwundnen Zeit zu ahnen.

Gleich mächtig wirkten die Kreuzzüge auf die Bildung des Volks. Bisher war griechisches Wesen nur durch Vermählungen an die Fürstenhöfe gedrungen, jetzt sah es das Volk in Griechenland selbst. Nicht weniger drang die hohe Bildung der Araber ins Abendland. Besonders blühte durch sie die Naturkunde und Arzneiwissenschaft in Deutschland auf, woraus sich vorzüglich arabische Juden ein Geschäft machten, die daher häufig Leibärzte der Fürsten wurden. Für den Betrieb der neuen Wissenschaften überhaupt aber wurden zunächst in Italien hohe Schulen oder Universitäten angelegt. Am wichtigsten aber wurden die Kreuzzüge für die Kunst, da der Geist jener Zeit wesentlich ein hochpoetischer war, und wieder zunächst für die Dicht- und Baukunst, da die erstere in größter Allgemeinheit, im weitesten Umfang, die zweite in der größten Einfachheit und erhabensten Kürze den hohen Sinn jener Zeit auszudrücken im Stande war. In der Dichtkunst sehn wir den eigenthümlichen Sinn aller Völker, alle Eigenthümlichkeit des Morgen- und Abendlandes und des rauhen normännischen Nordens wie des glühenden Südens, hinwiederum alle alten Erinnerungen, Geschichten und Sagen der Deutschen, Römer, Griechen und Araber sich ebenmäßig so vermischen, wie die Völker selbst in den Kreuzzügen sich vermischten, und alle von dem einen und demselben Geist geweckt und durchdrungen, von dem Geiste der Frömmigkeit, des Heldenthums und der Minne, wie die Völker selbst eben

durch diesen Geist in jene wunderbare innige Richtung gedrängt wurden. So erwacht eine unendlich reiche Poesie plötzlich in allen Völkern, wie ein weites schlafendes Blumenfeld von dem Licht der Morgensonne. Dieselbe himmlische Kraft aber, die in der Dichtkunst sich nur in der größten Mannigfaltigkeit entfaltete, ersah sich die Baukunst zum reinen, klaren und vollen Ausdruck ihres eigensten Wesens und schuf die Tempel Gottes zu reinen Symbolen des göttlichen Geistes, der neu über die Welt sich ausgegossen. Da begann zuerst die fälschlich s. g. Gothische Baukunst, die nur im Mittelalter und nur in Deutschland zur Blüthe kam, daher die deutsche heißen muß, und deren Wesen darin besteht, daß sie die ganze Höhe und den ganzen Umfang des religiösen Geistes im Mittelalter, die innerste Seele einer ganzen Welt dem kalten Stein einhauchte und den großen einen Gedanken der Zeit gleichsam in riesiger Steinschrift für die Ewigkeit niederschrieb. Hiermit ist ausgesprochen, was der Keim der deutschen Kunst im Mittelalter gewesen, wie er durch die Kreuzzüge zuerst entwickelt ward. Von seiner vollen Blüthe geben wir ferner Kunde.

Kapitel CCXXVI.

Einfluß der Kreuzzüge auf die deutsche Verfassung.

Wie insbesondre das neue Institut der ritterlichen Orden aus den Kreuzzügen hervorging, so mußten auch alle bestehenden alten Institute ihren Einfluß leiden. Der religiöse Sinn der Zeit verschaffte der Kirche ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über den Staat, dem Papst über den Kaiser. Erst durch die Kreuzzüge ward die Schöpfung Gregors begründet und befestigt, dadurch aber die weltliche Macht, das alte Ansehn der Kaiser zur äußersten Nothwehr aufgereizt und der Bruderzwist der

höchsten christlichen Gewalten nur blutiger entflammt. Sofern aber der Kaiser und seine Macht durch den Papst und die Kirche eine geraume Zeit überwunden blieb, erlangten die Fürsten im Bunde mit dem Papst Selbständigkeit und darum waren die Kreuzzüge mittelbar ein großer Gewinn für sie. Der Adel verlor an Zahl durch die Kreuzzüge, gewann aber ausnehmend an Werth und Würde durch das Ritterthum. Endlich gewannen die Städte, die sich schnell zu einer überwiegenden Macht erhoben, während Bischöfe und Adel außer Landes waren. Auch ward ihr Ansehn und ihre Macht nothwendig gesteigert durch die Bildung und die Schätze, die ihnen aus dem Morgenlande zuflossen und für deren Betrieb sie allein die Werkstätten seyn konnten. Viele nützliche Künste und neue köstliche Waaren flossen den Städten aus Asien zu, vorzüglich durch Friesen und Bremenser, die zur See den lebhaftesten Theil an den Kreuzzügen nahmen. Der größte Theil des südlichen Handels kam indeß in die Hände der Venetianer und Genueser.

Verderben brachten die Kreuzzüge allein dem höchsten und dem niedrigsten Stande, dem Kaiser und den Bauern. Der Kaiser erlag dem doppelten Feinde, dem Papst und den Fürsten. Indem er sich genöthigt sah, dem päpstlichen Ansehn entgegen zu treten, trat er scheinbar Gott, wirklich aber dem Zeitgeist entgegen, und mußte nothwendig unterliegen. Die Bauern dagegen traten schon darum tiefer in den Schatten zurück, weil die Geistlichen, der Adel und die Bürger zum höchsten Glanze kamen. Die freien Bauern nahmen großen Antheil an den Kreuzzügen und rieben sich eben dadurch immer mehr an Zahl, darum an Macht auf, denn wenn sie aus dem Morgenlande heimkehrten, fanden sie nicht wie Bischöfe, Ritter und Bürger eine neue Macht und Ehre, sondern nur ihre alte verachtete Hütte wieder, wenn nicht in ihrer

Abwesenheit die Habsucht der höhern Stände sie an sich gerissen hatte. Der Gewinn für die Leibeignen und niedern Vasallen, daß sie durch den Kreuzzug frey und waffenfähig wurden, war nur ein augenblicklicher. Sie kamen im Orient um, und wenn sie heimkehrten, nahm sie ihr Herr nicht mehr auf, sie wären denn wieder sein eigen geworden. Sie zogen daher in einem kümmerlichen Daseyn umher, dienten um Sold an den Fürstenhöfen und bildeten in der folgenden Zeit die ersten kleinen Söldnerschaaren oder Soldaten; oder aber sie wurden Hintersassen in den Städten. Viele, deren Lehngut bereits erblich geworden, oder die nur Schützlinge des Adels gewesen waren, behaupteten mit der Freiheit ihr Gut und begaben sich in den Schutz der Städte. Man nannte sie Pfahlbürger, die außer den Pfählen der Stadt lebten. Dem Adel waren sie lästig oder er erneute seine Ansprüche auf sie. Es entspann sich um ihretwillen ein lebhafter Streit zwischen Adel und Städten und sie befanden sich als die Leidenden und Hülflosen zwischen Ambos und Hammer. Die Bauernaufstände, die sofort an vielen Orten ausbrachen und für einige Gaue die glücklichsten Folgen hatten, kleinern Gemeinden und Centen aber ein noch weit härteres Loos bereiteten, werden wir am gehörigen Ort erwähnen.

Kapitel CCXXVII.

Heinrichs IV Ausgang.

Mitlerweile dauerte der Zwiespalt Heinrichs IV mit dem Papste fort. Auch Urbans Nachfolger Paschalis II that den Kaiser in den Bann. Robert von Flandern ward als Anhänger des Papstes von Heinrich befehdet und bezwungen. Doch war die große Stimmung der Nation für die Kirche und der alte Kaiser entschloß sich,

die Versöhnung mit dem Papste durch einen persönlichen Kreuzzug zu erwerben. Es kam aber nicht dazu.

Heinrich gehörte der Zeit nicht mehr an, die in ihrem gewaltigen Umschwung stärkere Geister zur Herrschaft rief, und die Würde, der er nicht gewachsen war, häufte bis zum letzten Augenblick auf sein Haupt Unglück und Schande. Sein jüngster und geliebtester Sohn Heinrich folgte dem Beispiel Conrads und empörte sich gegen den Vater, 1104. Ein starker und männlicher Geist regierte diesen Jüngling gleich seinem Großvater Heinrich III, und seine spätern Thaten beweisen, daß er ein würdiges Ziel verfolgte, die Herstellung des kaiserlichen Ansehens und die Ehrenrettung des salischen Hauses. Daß er aber dafür ein schändliches Mittel wählte und das erste Hinderniß, das ihm im Wege lag, den grauen Vater herzlos unter die Erde trat, befleckt seinen sonst erhabenen Charakter mit ewiger Schmach. Er ward vom Papst lebhaft unterstützt und fast alle Fürsten fielen ihm zu, weil sie Heinrichs IV alte Feinde waren und durch den Wechsel zu gewinnen hofften. Herzog Friedrich, des Kaisers treuester Freund, starb 1105, als seine Hülfe am dringendsten entbehrt ward. Er hinterließ nur zwey unmündige Söhne, Friedrich und Conrad, und der junge Heinrich gewann Schwaben, indem er Friedrichs Wittwe, seine eigne Schwester, an den Markgrafen Leopold von Oesterreich vermählte. Der Kaiser schrieb die rührendsten Briefe an seinen Sohn, doch vergebens. Er brach mit einem Heere wider ihn auf und alle Städte blieben ihm treu und verschlossen vor dem Sohne die Thore. Als aber beide Heere unweit Regensburg sich gegenüberstanden, brach Verrath in des Kaisers Heer aus und er selbst entfloh, vielleicht zu voreilig im Gram seines Herzens. Ein Reichstag zu Mainz sollte den Streit entscheiden. Dem Prinzen kam alles darauf an, seinen Vater zur Entsagung zu zwingen,

deshalb gefangen zu nehmen. In dieser Absicht war er niederträchtig genug, ihm Reue zu heucheln, und sich in Coblenz mit ihm zu versöhnen. Darauf fuhren sie beide nach Mainz zum Reichstag. Als aber der Sohn seines Vaters Diener listig entfernt hatte, nahm er ihn in Bingen gefangen. Hier erschienen die Erzbischöfe von Mainz und Cölln und der Bischof von Worms, ihm die Kleinode des Reichs abzufordern. Seine rührenden und gerechten Bitten blieben ohne Frucht. Da zog er sich noch einmal den vollen kaiserlichen Schmuck Karls des Großen an und setzte sich in der glänzenden Pracht des Weltbeherrschers vor den Bischöfen hin, ob sie es wagen würden, ihn anzutasten. Wie aber ihr anfängliches Erstaunen sich gelegt, rissen sie dem unglücklichen Greise gewaltsam alle Zierden ab und schmückten damit zu Mainz seinen Sohn. Noch aber hatte Heinrich nicht entsagt. Dies verlangte der Reichstag. Der Kaiser wollte selbst nach Mainz, dessen Bürger ihn gerettet haben würden. Aus demselben Grunde aber ließ ihn sein Sohn nur nach Ingelheim bringen und begab sich selbst mit den Fürsten zu ihm. Unter fürchterlichen Drohungen, während er sich verzweifelnd vor dem Sohn auf die Knie warf, ward ihm die Entsagung abgezwungen und darauf Heinrich V zum König ausgerufen. Der Vater aber blieb im Bann der Kirche und sollte sein schmachvolles Leben zu Ingelheim beschließen, 1106.

Indeß empörten sich die oberrheinischen Städte in alter Treue für den Kaiser. Heinrich V zog aus, sie zu bezwingen, und erlitt vor Ruffach im Elsaß eine Niederlage. Dies benutzte der Vater, sich wenigstens ein ehrenvolles und gesichertes Ende zu bereiten. Er flehte den Bischof von Speier, dessen Dom er früher reich beschenkt, um eine Pfründe, darin er sterben könnte. Dieser aber wies ihn als einen mit dem Bann Behafteten schnöde zu-

rück. Da floh Heinrich nach Lothringen, wo alte Freunde ihm eine Zuflucht anboten, die Bürger von Cölln, der Bischof Otbert von Lüttich und Heinrich Graf von Luxenburg, der nach Gottfrieds von Bouillon Tode Herzog in Niederlothringen geworden war. Heinrich V kehrte sogleich vom Oberrhein zurück und überzog Lothringen mit Heeresmacht. Der Herzog schlug ihn aber an der Maaß aufs Haupt. Darauf belagerte der König mit erneuter Kraft die Stadt Cölln, ohne sie bezwingen zu können und während dieses Kampfes starb der alte Kaiser in Lüttich, nachdem er seinem Sohne feierlich verziehn und ihm sein Schwert und seinen Ring überschickt, 1106. Bischof Otbert ließ ihn in einer Insel begraben und ein alter Einsiedler aus Jerusalem übernahm viele Jahre lang die Wacht bey dem Todten. Erst 1111 ward er vom Bann befreit und zu Speier feierlich beigesetzt an die Seite seiner treuen Gemahlin Bertha.

Kapitel CCXXVIII.

Heinrich V.

Im gleichen Jahr mit Heinrich IV starb auch sein alter Feind Magnus ohne männliche Erben. Die Billunger waren aber mit dem gräflichen Hause Ballenstädt, das vor den Grafen von Stade die Mark Brandenburg verwaltet, doppelt verwandt. Die Verwandten dieses Hauses begannen von jetzt an in Sachsen vorzüglich mächtig zu werden. Einer davon, Lothar, Graf von Suplinburg, zugleich Verwandter Otto's von Nordheim, ward Herzog in Sachsen. Die Mark Brandenburg blieb aber noch beim Hause Stade. Niederlothringen erhielt nach Heinrichs Absetzung ein Graf von Limburg, Oberlothringen (seitdem Brabant genannt) ein Graf von Löwen, Stammvater des jetzigen hessischen Hauses. In

Baiern folgte auf den jüngern Welf sein Bruder Heinrich der Schwarze, in Schwaben Friedrichs gleichnamiger Sohn, der Einäugige zubenannt, der des schwarzen Heinrichs Tochter Judith heirathete und die Waiblinger und Welfen auf kurze Zeit versöhnte. Sein Bruder Conrad erhielt die fränkischen Grafschaften.

Heinrich V mußte nach der Unterwerfung Lothringens 1108, Kriege mit Ungarn und Böhmen führen, wegen Thronstreit und Verweigerung des Lehenseides. Aus gleichen Ursachen zog er 1109 wider die Polen, ward aber unweit Breslau vom polnischen Herzog Boleslav geschlagen, der die Leichen der Deutschen unbeerdigt den Hunden überließ. Davon hat das Städtchen Hundsfeld den Namen.

Eine wichtigere Angelegenheit rief den König 1110 nach Italien. Paschalis II trachtete eben so das Gebäude Gregors VII auszuführen, als Heinrich V, seinem Großvater gleich, das volle kaiserliche Ansehn herstellen wollte. Aus Freunden wurden sie daher bald Feinde. Der Papst erneuerte das Gebot Gregors, daß kein Laie, also auch der Kaiser nicht, die Investitur ertheilen solle. Da zog Heinrich mit großer Macht über die Alpen. Paschalis, von einer erhabenen Gesinnung beseelt, schlug ein Mittel der Ausgleichung vor, darin die reinste Ansicht von Kirche und Staat ausgesprochen lag und das ohnfehlbar beyde Reiche in die rechte sichre und freie Stellung neben einander gebracht haben würde. »Alles Unwesen in der Kirche, sprach er, und wieder aller Streit der Kirche mit der weltlichen Macht beruht auf dem weltlichen Besitz der Kirche, auf der Gerichtsbarkeit, den Regalien und den großen Lehnen. Diese sind weltlicher Art, vom Kaiser gekommen und gehören dem Kaiser. Den Priestern gebührt es mit nichten, derselben sich anzumaßen. Sie sind ihr Verderben. Den ersten Christen gleich, soll die Geist-

lichkeit arm und in Demuth leben. Der Kaiser soll alle jene weltlichen Güter von der Kirche zurückerhalten. Dann aber geziemt es sich auch nicht mehr, daß Kaiser und Fürsten sich in die innern Angelegenheiten der Kirche mischen. Die geschloßne Priesterschaft soll allem Weltlichen entfremdet für sich bestehn und eben so nur vom Papst abhangen, wie alle Laien nur vom Kaiser abhängig sind.« Diesen Vorschlag durchzusetzen wäre der Würde des Papstes und des Kaisers, als der großen Häupter der Christenheit, vollkommen würdig gewesen, da das wahre Wohl der Völker darauf beruhete. Auch hätte der Kaiser eine überwiegende Macht gewonnen, wenn alles Kirchengut ihm plötzlich zugefallen wäre. Aber der Bestand war schon verjährt und alle Bischöfe und Aebte und mit ihnen ihr Anhang von fürstlichen und adeligen Verwandten bezeugten keine Lust, ihren Besitz aufzugeben, selbst das niedre Volk befand sich unter dem Krummstab wohl. Es erhob sich also sogleich ein großes Geschrei gegen den Vorschlag des Papstes unter den Geistlichen selbst, und an die Ausführung war nicht zu denken. Es blieb beim Alten. So wollte der Papst wenigstens die Unabhängigkeit der geistlichen Wahlen retten, der Kaiser aber sein Investiturrecht nicht aufgeben. Nach langer standhafter Weigerung nahm endlich Heinrich V den Papst und seine Cardinäle gefangen und zwang sie durch Gewalt, der Investitur zu entsagen, und ihn als Kaiser zu krönen, 1111. Kaum war aber Heinrich über die Alpen zurückgekehrt, so zwangen die Römer den Papst, alles zu widerrufen und den Kaiser in den Bann zu thun.

Mittlerweile brach in Deutschland eine große Fehde aus. Die Grafen von Waimar waren ausgestorben und der Kaiser sprach ihre reichen Güter als verfallenes Lehen an. Die Erblichkeit der Familien war aber schon so tief eingewurzelt, daß der nächste Verwandte jener Grafen,

Siegfried, Pfalzgraf am Rhein, sich nicht scheute, gegen den Kaiser das Schwert zu ziehn. Ihm stand Adalbert, Erzbischof von Mainz, als Feind des salischen Hauses bey, und eben so alle Sachsen. Es glückte dem Kaiser den Pfalzgrafen, den Erzbischof, den ältern Wiprecht von Groitsch und Ludwig den Springer gefangen zu nehmen. Der jüngere Wiprecht aber und Lothar stellten sich an die Spitze der Sachsen und zogen mit großer Macht dem Kaiser entgegen. Siegfried, der wieder befreit worden, fiel durch Hoyer, Grafen von Mansfeld, Heinrichs tapfersten Ritter. Beim Welfesholze im Mansfeldischen kam es aber 1115 zu einer Hauptschlacht, die durch Hoyers ungestüme Hitze für Heinrich verloren ging. Hoyer selbst ward von Wiprecht erstochen. An demselben Tage schlug Otto Graf von Ballenstädt die Wenden und der Ruhm und Stolz der Sachsen erhob sich hoch über die Franken.

Heinrich überließ den Hohenstauffen die Fortsetzung der Fehde und ging selbst wieder nach Italien, um vom Banne sich zu befreien, den Papst Gelasius II, der nach Paschalis gewählt worden, zu züchtigen und das reiche Erbe der Mathilde, die 1115 gestorben war, und alle ihre Länder der Kirche vermacht hatte, (die s. g. Mathildische Schenkung) als verfallenes Lehen anzusprechen, 1116. Aber auch hier verfolgte ihn das Unglück. Er setzte zwar einen neuen Papst Gregor VIII ein; gegen diesen erhob sich aber Calixt II und that den Kaiser abermals in den Bann. Alle Gemüther waren zu Gunsten der Kirche gestimmt, die Welfen machten Anspruch auf die Mathildische Schenkung, die Sachsen trotzten mit den Waffen in der Hand. Zahllose Fehden verwirrten das Reich.

Da sah sich Heinrich zur Nachgiebigkeit gezwungen und seine Würde gebot ihm, durch einen allgemeinen Frieden das Reich zu beruhigen. Er kehrte nach Deutschland zurück, pflog zuerst Unterhandlungen mit den Fürsten und

brachte 1121 zu Würzburg einen allgemeinen Landfrieden zu Stande, der den Fehden ein Ende machte. Dann ward auch mit der Kirche Frieden geschlossen. Im Jahr 1122 schloß er das berühmte Concordat zu Worms, worin ausgemacht ward, daß der Kaiser auf die Investitur völlig Verzicht leiste, daß die Wahl der Bischöfe ferner nur von den Domcapiteln, ihre Bestätigung vom Papst abhängen solle, daß der Kaiser dagegen nach der Wahl die Bischöfe vermittelst der Berührung mit dem Scepter über ihre weltlichen Güter und Rechte zu belehnen habe, auch bey streitigen Wahlen zum Schiedsrichter gewählt werden dürfe. Zu diesem Schatten sank die alte Gewalt der Kaiser über die Bischöfe herab und die Kirche feierte den Triumph ihrer Selbständigkeit. Alle Oberlehnsherrlichkeit des Kaisers beschränkte sich jetzt nur noch auf die Scepterlehen der Bischöfe, bey deren Wahl er keine Stimme mehr hatte, und auf die Fahnenlehen der Fürsten, deren Amt und Besitz erblich geworden, also auch nicht mehr vom Kaiser abhing.

Die Zertrümmerung aller seiner Entwürfe für Herstellung der Kaisermacht scheint Heinrich V in ein frühes Grab gebracht zu haben. Er starb 1125 zu Utrecht und ward zu Speier in der Gruft seiner Väter beigesetzt. Mit ihm starb das salische Geschlecht aus, über dessen reiche Güter er vor seinem Ende feierlich die Hohenstauffen zu Erben einsetzte. Durch Vermählung des ältern Friedrich mit Heinrichs V Schwester ging das salisch-waiblingische Geschlecht in das hohenstauffisch-waiblingische über.

Zwölftes Buch.

Die schwäbischen Kaiser.

Kapitel CCXXIX.

Vier Churfürsten.

Mit dem letzten Salier war das dritte große Geschlecht der deutschen Kaiser schlafen gegangen. Da versammelten sich die Völker wieder zahllos an den Ufern des Rheines zwischen Mainz und Worms wie ehedem bey Conrads Wahl. Sie schieden sich aber nach den vier Hauptnationen, wie ein Kreuz nach den Himmelsgegenden gerichtet die natürliche Eintheilung bezeichnet, zur Rechten in Nordosten die Sachsen, zur Linken in Nordwesten die Franken, zur Rechten in Südosten die Baiern, zur Linken in Südwesten die Schwaben. Jeder dieser Stämme wählte zehn Fürsten, und diese zehn wählten wieder je einen, welche vier zuletzt allein den König wählen oder kühren sollten. Darum nannte man sie die Churfürsten. Das Volk war längst gewohnt, seine Fürsten für sich sprechen zu lassen. Die Wahl traf aber bey den Sachsen den Herzog Lothar von Suplinburg, bey den Franken den Grafen Karl von Flandern, bey den Baiern den Markgraf Leopold von Oesterreich und bey den Schwaben den Herzog Friedrich von Hohenstauffen. Den Vorsitz bey der Reichsversammlung führte nach alter Weise wieder der Erzbischof von Mainz, damals Adalbert, der Salier und darum der Hohenstauffen bitterster Feind.

Friedrich, des verstorbenen Kaisers nächster Verwandter und Erbe aller salischen Alode und Lehne, durch adeliches Geschlecht und eigne Thaten ausgezeichnet und Liebling der Schwaben und Franken, hielt es für unmöglich, daß man ihn nicht zum König wählen würde, und benahm sich als rauher und stolzer Mann sehr übermüthig gegen seine Mitwähler. Eben dadurch aber wurden die Fürsten auf das Recht der freien Wahl eifersüchtig und die alten Feinde der Hohenstauffen, Adalbert, die Welfen und Sachsen vermochten die Wahl von Friedrich ab und auf Lothar zu lenken. Die Siege der Sachsen hatten grade damals die übrigen deutschen Stämme in den Schatten gestellt. Der Tag am Welfesholz gewann den Sachsen wieder die Ehre, dem Reich einen Kaiser zu geben. Lothar empfing die Krone 1125.

Kapitel CCXXX.

Demüthigung der Hohenstauffen.

Lothar war kein Held, der auf sich selbst zu stehn vermochte; er brauchte und suchte Stützen. Darum gab er sogleich dem Papst in allen Stücken nach, ließ ihm seine Wahl melden und gleichsam um Bestätigung bitten, und begnügte sich, von den deutschen Bischöfen nur einen allgemeinen Eid der Treue zu verlangen. Dann gewann er die Welfen für sich, indem er Heinrich dem Stolzen, Herzog von Baiern, dem Sohn Heinrichs des Schwarzen, seine Tochter Gertrud zur Gemahlin gab. So unterstützt, und nachdem er auch die Böhmen, die wieder vom Reich abgefallen waren, beschwichtigt, begann er den Kampf mit seinem natürlichen Feinde Friedrich.

Er sprach die salischen Erbgüter nach alter Weise als Lehen des Reichs an und forderte sie von Friedrich

zurück, während er selber früher in dem Streit um die Waimarschen Güter das Erbrecht der Fürsten gegen das lehnsherrliche Recht des Kaisers mit den Waffen verfochten hatte. Friedrich weigerte sich, kam in die Acht und ward von Lothars und der Welfen ganzer Macht in der treuen Stadt Nürnberg lange belagert. Da kam sein Bruder Conrad von einem Kreuzzug zurück und entsetzte ihn. Mit männlichem Muth und von den Schwaben unverlassen stritten sie um ihr Erbe viele Jahre und das Oberland sah durch seiner Fürsten Fehde wieder alle Greuel der Verwüstung sich erneuen. Conrad, ein herrlicher Jüngling voll ritterlicher Kraft und königlichem Hochsinn, faßte den kühnen Plan, die salische Parthey in Italien in den Kampf zu ziehn. Er ging über die Alpen und empfing die lombardische Krone; aber der Papst, Honorius II, war für die Welfen und sein Ansehn so überwiegend, daß der tapfre Conrad Italien wieder verlassen mußte 1128. Die blutige Fehde dauerte indeß unabläßig fort. Friedrich mußte in die Städte fliehn und eine nach der andern fiel trotz der tapfersten Gegenwehr in die Gewalt seiner Gegner. In Speier ward seine zweite Gemahlin Agnes von Lothar lange belagert und vertheidigte sich mit solcher Ausdauer und Gewandtheit, daß ihr der Kaiser einen ehrenvollen Abzug gestattete. Endlich sahen die Hohenstauffen nur noch den Untergang vor sich. Ein würdiger Vermittler trat dazwischen. Der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, der frömmste und beredteste Geistliche seiner Zeit, dessen Bitten alle Könige und selbst die Päpste gehorchten, stiftete in Deutschland Frieden. Die Hohenstauffen unterwarfen sich freiwillig zu Bamberg und erhielten dagegen von Lothar alle ihre Güter bestätigt, 1135. So hatte diese fruchtlose Fehde nur dem leidenden Volke Verderben gebracht und wieder zum Verderben der Nach-

kommen den Haß der Welfen und Waiblinger aufs höchste gespannt.

Kapitel CCXXXI.

Lothar, ein schwacher Kaiser.

Lothar besaß persönliche Tapferkeit und Ehrgeiz, aber kein kaiserliches Herz, das von der alten Idee der Kaiser durchdrungen gewesen wäre. Er fügte sich dem Papst in allen Stücken, und handelte darin dem Zeitgeist gemäß, aber keineswegs wie ein Kaiser. Als er 1132 nach Italien zog, um den übermüthigen Roger, den der Papst eigenmächtig mit dem Königreich Neapel und Sicilien belehnt, zu bändigen, empfing er von Innocenz II die Kaiserkrone knieend wie zu Lehn und auch den Streit um die Mathildischen Güter entschied er zu des Papstes Gunsten dergestalt, daß er sie als dessen Eigenthum anerkannte, aber von ihm zu Lehn nahm. So ward der Kaiser des Papstes Vasall. Zum zweitenmal zog Lothar gegen Roger 1136, und damals führte der treue Conrad selbst das Reichsbanner und vollbrachte rühmliche Thaten. Der Kampf blieb aber, wie gewöhnlich in Unteritalien, unentschieden, und als Lothar heimkehrte, überraschte ihn der Tod unterwegs in einer geringen Bauernhütte auf den Alpen 1137. Er ward zu Königslutter im Braunschweigischen, das er gegründet, begraben. Von ihm ward auch Kaiserslautern am Rhein erbaut und bemannt.

Die Fehden standen unter Lothar in voller Blüthe. Bemerkenswerth ist darunter eine große Empörung der thüringischen Bauern gegen den Erzbischof von Mainz, der ihnen abermals den Zehnten abdringen wollte, 1128. Ein zehnjähriger Landfrieden, den der Kaiser 1135 ausschrieb, konnte wenig helfen.

Im Verhältniß zu den Fürsten zeigte sich Lothar eben so unkaiserlich wie gegen den Papst, obwohl nicht zu leugnen ist, daß er hierin ebenfalls dem herrschenden Zeitgeist gehuldigt, nur eben auf Kosten der kaiserlichen Würde selbst. So erhob er selbst zum Gesetz, daß verfallene Lehen künftig nicht mehr an Kaiser und Reich zurückfallen, sondern von den nächsten fürstlichen Verwandten geerbt werden sollten. Diesen Eingriff ins kaiserliche Recht that der Kaiser selbst, bloß um seinem Eidam, dem Herzog von Baiern, das Erbe des Herzogthums Sachsen zu sichern, während derselbe Kaiser früher, wo es galt, die Hohenstauffen zu plündern, das Gegentheil behauptet, und noch früher in der Waimarschen Fehde wieder von diesem das Gegentheil.

Der Gewinn war auf Seite der Fürsten. Im Süden glänzte nach der Demüthigung der Hohenstauffen das Haus Zähringen, von dem ein dritter Sproß Conrad die Verwaltung von Burgund erhielt. Ein Graf von Regensburg ward Herzog über Kärnthen. In Oesterreich blüheten noch die Babenberger. Am mächtigsten aber ward Heinrich der Stolze, der Welf, der zum Herzogthum Baiern von Lothar die Mathildischen Güter in Italien zu Lehn erhielt und nach des Kaisers Tode auch das Herzogthum Sachsen erbte.

Kapitel CCXXXII.

Erhebung der slavischen Marken.

Wichtiger noch war die Macht, zu der um diese Zeit die slavischen Marken gelangten. Sie vereinigten sich damals unter zwey fürstliche Häuser, Ballenstädt (das in den Fürsten von Anhalt) und Wettin (das in dem sächsischen Regentenstamm erhalten ist). Die Mark Brandenburg erhielt nach dem Aussterben der Grafen

von Stade, (dessen letzter Sproß Rudolf zwar noch im Besitz der Grafschaft Stade blieb, aber 1145 von den freien Bauern in Ditmarsen in einer Empörung erschlagen ward) Conrad Graf von Plötzke. Als aber dieser 1133 ohne Erben starb, gab Lothar die Mark an Albrecht, Graf von Ballenstädt, seinen Verwandten, einen ausgezeichneten Helden, welcher bald der Schöne, bald der Bär genannt wird, wegen seiner wilden Tapferkeit. Wie er die Wenden bändigte und seine Mark ausnehmend vergrößerte, sehn wir nachher. Meißen mit den lausitzischen Marken behauptete Conrad von Wettin nach langer Fehde gegen die Grafen von Groitsch 1136. So waren die weiten Ostlande unter zwey Häuptern vereinigt. Ihnen zur Seite erhob sich aber auch Thüringen zu einer bedeutenden Macht. Ludwig, der Sohn des Springers, Landgraf von Thüringen und Hessen, ward für unabhängig von Sachsen erklärt und empfing vom Kaiser ein eignes Fahnenlehn, 1130. So ward zum erstenmal Thüringen wieder selbständig, nachdem es geraume Zeit zu Sachsen gehört als Grafschaft.

Die Marken Brandenburg und Meißen genossen großer Vortheile selbst vor den alten deutschen Herzogthümern. Sie vergrößerten sich nach außen immer weiter durch Eroberung slavischer Länder, und im Innern waren ihre Fürsten mächtiger, da die überwundenen Slaven zur Knechtschaft geneigter waren, als die ursprünglich freien Deutschen. Hierin lagen die Keime, warum grade diese Marken, nebst Oesterreich, später so groß wurden, daß sie selbst die alten deutschen Lande unter ihre Herrschaft bringen konnten, grade so wie früher Franken und Gothen durch ihre Eroberungen im Westen und Süden zur Herrschaft über die alten Länder gelangt waren.

Die Wenden waren indeß damals noch keineswegs bezwungen. Das Geschlecht Gottschalks und Heinrichs starb 1125 in grader Linie aus. Lothar belehnte daher den Knut, einen dänischen Prinzen mit den wendischen Landen. Dieser aber ward vom Dänenkönig Nikolaus, der selbst auf diese Länder Anspruch machte, durch Mord auf die Seite geschafft. Lothar rächte den Tod seines Lehnsmanns und siegte über die Dänen, ließ sich aber doch bewegen, demselben Nikolaus das Wendenland zu Lehn zu geben. Da empörten sich die Wenden selbst. Ein Sohn Butues, (der Gottschalks Bruder und Heinrichs Ohm gewesen) Przibizlav, bemächtigte sich der Gegend um Lübek, ein andrer Wende, Niklot, Mecklenburgs, wo sein Geschlecht bis auf diesen Tag herrscht; Rügen blieb unter Ratzo, Pommern unter Ratibor. Diese vier wendischen Fürsten erhielten sich noch geraume Zeit gegen Albrecht den Bär und Heinrich den Stolzen, so wie deren Nachkommen, während der Krieg fast ohne Unterbrechung fortdauerte. Es ist diesen Wenden ein großer Heldenmuth von je her nicht abzusprechen gewesen. Während Sorben, Böhmen, Polen und Russen längst bekehrt und mehr oder weniger unterworfen waren, kämpften die Obotriten und Wilzen oder Mecklenburger und Pommern noch in alter Heldenkraft um ihre Freiheit und um ihr Heidenthum.

Kapitel CCXXXIII.

Demüthigung der Welfen.

Lothar starb ohne Kinder. Sein Erbe war sein Eidam Heinrich der Stolze, Herzog in Baiern und Sachsen, Markgraf in Toscana. Sein Zuname bezeichnet seinen Charakter. Noch sichrer wie einst Friedrich rechnete nun Heinrich auf die Krone, aber der Hochmuth

des Welfen ward zu Falle gebracht, wie vordem des Hohenstauffen.

Ganz Deutschland zerfiel gleich nach des Kaisers Tode in eine welfische und in eine waiblingische Parthey, die um die Krone buhlten. Der Wahltag ward angesetzt auf 1138 nach Mainz. Die Waiblinger kamen aber den Welfen zuvor, obwohl auf ungesetzliche Weise, und erhoben schon vorher Conrad von Hohenstauffen in Coblenz zum König. Conrad III war allerdings vor allen Fürsten der Krone würdig, ein schöner feuriger Heldenjüngling, der seinen Muth und seine Größe in mancher Noth erprobt. Seine Wahl begünstigte aber der Tod Adalberts von Mainz und die Furcht, die alle andern Fürsten vor der Macht der Welfen hegten.

Conrad III ging sogleich darauf aus, diese Macht, die dem Reich nach seiner Wahl doppelt gefährlich werden mußte, zu brechen. Sein Gegner war feig, schwankte und lieferte die Kleinode des Reichs aus. Die Sachsen und selbst Lothars Wittwe unterwarfen sich dem König, und dieser verlangte sofort gradezu, daß Heinrich Sachsen abgeben solle, weil die Vereinigung zweier Herzogthümer unter ein Haupt sich nicht gezieme. Da erst empörte sich der Herzog und ward in die Acht gethan. Baiern gab Conrad an den Markgraf Leopold von Oesterreich, Sachsen an Albrecht den Bären, 1139. Da erhob sich die alte Fehde von neuem. Die Welfen besaßen viel alte Allode und Lehen in Schwaben und Baiern. Diese wehrten sich wacker für ihre Herren, unterstützt von Welf, Heinrichs Bruder, während Heinrich selbst in Sachsen kämpfte. Zudem trat Conrad von Zähringen auf die Seite der Welfen. Gegen diesen sendete der König seinen Neffen Friedrichs des Einäugigen Sohn gleiches Namens, der der größte Ritter seiner Zeit war und in der Folge einer der größten deutschen Kaiser wurde.

Der König selbst aber zog aus, die welfischen Güter zu erobern. Da geschah es 1140, daß er den Welf in der schwäbischen Stadt Weinsberg belagerte. Hier änderten die Deutschen zum erstenmal ihr altes Feldgeschrei: Kyrie Eleyson, womit sie sich zu Streitern Gottes bezeichnet hatten, in den Ruf: hie Welf, hie Waiblingen! womit sie sich als Partheymänner kund gaben. Dieser Ruf ward nachher in allen Kriegen wiederholt. Nach langer blutiger Belagerung ward Weinsberg ausgeplündert und Welf mußte sich ergeben. Conrad gestattete aber den Weibern freien Abzug mit dem, was jede tragen könne. Da nahm die Herzogin ihren Gemahl Welf auf die Schultern und alle Weiber der Stadt ihre Männer und zogen aus den Thoren und der großmüthige Sieger erfreute sich im Herzen über diesen schönen Zug deutscher Treue und hieß die Männer frey mit den Weibern ziehn, und denen, die ihm das abriethen, rief er mit Stolz zu: ein Kaiser hält sein Wort! Die Fehde nahm endlich ein Ende, da Heinrich und Leopold starben. Der Sohn des erstern, in der Folge Heinrich der Löwe genannt, erhielt das Herzogthum Sachsen, das Albrecht wieder abtreten mußte. Dafür ward Brandenburg für unabhängig erklärt und ein eignes Fahnenlehn, da es früher, wie Thüringen, zum Herzogthum Sachsen gerechnet worden war. Leopolds Bruder aber, Heinrich ja so mir Gott, von seinem Wahlspruch zubenannt, heirathete Heinrichs des Stolzen Wittwe, des Löwen Mutter und ward Herzog in Baiern. Welf allein war mit diesem Ausgang unzufrieden, verband sich mit Bela, König in Ungarn, und mit Roger von Neapel und setzte die Fehde im kleinen fort.

Kapitel CCXXXIV.

Religiöse und politische Ketzer.

Was wir in der Natur bemerken, daß in der höchsten Lebensäußerung einer Gattung von Geschöpfen der Keim einer höhern Gattung entspringt, wie wir z. B. an der Pflanze, wenn sie in der höchsten Blüthe steht, eine augenblickliche selbständige Bewegung wahrnehmen, die der höhern Gattung des Thieres eigen ist, ganz dasselbe finden wir in der Geschichte. In der Blüthenzeit einer jeden welthistorischen Periode wird der Keim zur folgenden höhern erzeugt. So wurde in der Blüthe des Alterthums, grade da das römische Reich seinen höchsten Gipfel erreicht und auch das altheidnische Wesen der Deutschen sich am vollkommensten ausgebildet hatte, in einem unscheinbaren Thale Palästina's Christus geboren, durch dessen erhabne Stiftung die alte Welt gestürzt und das Mittelalter gegründet werden sollte. Die Herrschaft des Körpers und der Sinne war vollendet, als Gott selbst sich vom Himmel niederließ, um in der Erscheinung des Erlösers dem Herzen und dem heiligen Gefühle der Andacht und Liebe die Herrschaft zu bereiten, die es im Mittelalter zur Blüthe brachte. Aber als diese Zeit in den Kreuzzügen ihren Gipfel erreicht, da erzeugte sich auch wieder überraschend und einem Wunder gleich, der Keim einer neuen Zeit, die unsre heutige ist, und darin der Verstand eben so die Gefühle bemeistern sollte, wie diese früher die Herrschaft der Sinne verdrängt. Ganz eben so fremd und seltsam, wie die Erscheinung Christi in die Welt trat, so traten mitten in der höchsten Begeisterung der Kreuzzüge die Ketzer auf, um von einer unbekannten künftigen Zeit zu zeugen, sie vorzubereiten. Sie standen eben darum außer und über ihrer Zeit, wie Christus, handelten ihr entge-

gen und wurden verfolgt, wie dieser. Aber der Same, den sie ausgestreut, ging in folgenden Jahrhunderten auf, wie früher das Christenthum.

Während auf der einen Seite die Macht der Gefühle bis zum Wahnsinn ausartete und in der Kirche unnatürlich strenge Mönchsorden, unter den Laien mancherley Sektenunfug erzeugte, erhoben sich auf der andern Seite Männer von großem Verstande, über welche die Begeisterung der Zeit keine Macht übte, die theils nicht glauben konnten, was alle andern glaubten, theils die wirklichen Gebrechen in der Kirche wahrnahmen und es für Pflicht hielten, davor zu warnen. Die Engländer hauptsächlich, von Natur verständig und der päpstlichen Aufsicht am entferntesten, begannen freie Meinungen zu äußern. Auch in Frankreich und Italien standen Männer auf, die durch das Studium des Alterthums gebildet, Vergleichung zwischen dieser und jener Zeit anstellten und nach dem Vorgange der griechischen Philosophen überhaupt über das, was der Mensch ist und seyn soll, fleißig nachdachten und Meinungen aufstellten, die mit den Kirchensatzungen nicht übereinstimmten. Der merkwürdigste dieser Männer war Abälard, ein Franzose, dessen Lebensgeschichte Mitleiden und Bewunderung erweckt. Seine Ansichten, die der Hierarchie des Papstes, der Macht und dem Reichthum, dem Uebermuth und der durch Strenge erzeugten Lüderlichkeit der Geistlichen, den neuen Ueberladungen des Gottesdienstes und der Kirchengebräuche, durch die Lehren vom Fegfeuer und vom Ablaß, von der Ohrenbeichte, den vielen Opfern und Fasten und Excommunikationen widerstrebten, fanden bey den leichtmüthigen Südfranzosen und Italienern bald Eingang und erzeugten ketzerische Sekten, die wir bald kennen lernen werden. Die Bauern neigten sich vorzüglich zur Ketzerei, weil sie die Folgen der Hierar-

chle im Druck des Klerus und des Adels am drückendsten empfanden. Bey ihnen nahm daher die Ketzerei auch eine politische Gestalt an und behielt sie bis in späte Zeit. Dasselbe geschah in den Städten, die noch unter geistlicher Herrschaft standen, am meisten in Rom selbst.

Kapitel CCXXXV.

Arnold von Brescia und die Schweizer, Friesen und Dithmarsen.

Papst Innocentius II reizte die Römer, die seit geraumer Zeit gleich andern italienischen Städtebürgern frey zu werden strebten, 1139 zur Empörung, indem er sich mit der Stadt Tivoli, der alten Nachbarfeindin Roms, gegen die Römer verband. In das Feuer der Empörung goß aber ein Mönch und Schüler Abälards, Arnold von Brescia, das Oel seiner ketzerischen Lehren, und machte den Stuhl St. Peters erzittern. Dieser bewundernswürdige Mann predigte eine allgemeine Weltverbesserung, wollte den Zustand der ersten Christen wieder einführen, in die Kirche und in den Staat Freiheit und Gleichheit der alten griechischen und römischen Republiken, und das zu derselben Zeit, als der heilige Bernhard einen Kreuzzug zu Stande brachte, in dem die religiöse Begeisterung der Zeit in die höchsten Flammen aufschlug. So begegneten sich die Gegensätze vieler Jahrhunderte in zwey gleichzeitigen Männern. Arnold trotzte nur kurze Zeit der ganzen Christenheit, jagte den Papst aus Rom und schuf diese Stadt wie vor anderthalbtausend Jahren wieder in eine Republik unter den alten Formen um. Ein Römer, Namens Jordanus, ward Consul des Freystaats. Der Papst Eugen III rief vergebens Conrad III um Hülfe, da dieser in Italien hinlänglich bekannt war, um einzusehn, daß die Mühe eines

Römerzugs grade damals nicht lohnen würde. Eugen floh daher nach Frankreich zum heiligen Bernhard, um mit ihm die wichtigere Angelegenheit eines allgemeinen Kreuzzugs zu betreiben. Erst 1149 kam er zurück und war so glücklich, Arnold aus Rom zu vertreiben.

Die ketzerischen Lehren drangen auch in die Schweiz von Frankreich her, so wie später in die Niederlande zu den freien Bauern von Friesland und Dithmarsen. Hier fand die Lehre der Freiheit fruchtbaren Boden, und ward Ursache, daß die altgermanische Gaufreiheit erneuert wurde, wie wir sehen werden. In der Schweiz waren drey uralte Centen oder Cantone, Schwyz, Uri und Unterwalden, mit Bauerngemeinden, denen die Natur selbst in ihren Hochgebirgen der Freiheit ewige Feste gegründet. Sie standen unter dem Schutz des Klosters Einsiedeln, wie die Friesen unter den Bischöfen von Bremen und Utrecht. Der Abt von Einsiedeln verletzte der Bauern Recht auf der Alpenweide. Sie widerstanden mit Gewalt. Der Abt wirkte des Reiches Acht gegen sie und excommunicirte sie. Aber die alte Freiheit fand eine Stütze in den neuen Lehren, die jenseits der Berge vernommen wurden und die drey Cantone beschlossen, Acht und Bann nicht zu achten und unabhängig zu leben, jedem aber zu widerstehn, der sie in den Bergen angreifen würde, 1144. Also lebten sie eilf Jahre lang ohne Vogt und legten den ersten Grund zu den schweizerischen Freistaaten.

Schon seit älterer Zeit behaupteten die Friesen eine ausnehmende Freiheit, durch ihre Zahl und durch die enge Verbindung von sieben Gauen oder s. g. Seelanden. Doch waren auch sie nicht unmittelbar, sondern standen unter dem Schutz der Bischöfe von Bremen und Utrecht; Westfriesland aber war nach langem Kampfe von dem Grafen von Holland unterworfen worden. Die Ostfrie-

sen nahmen nur das geistliche Syndgericht der Bischöfe an und regierten in allen weltlichen Dingen sich selbst nach eignen, uralten Gesetzen. Um diese Zeit, da die ketzerischen Bewegungen sich allgemeiner verbreiteten, 1139, erhoben auch die Gröninger in Ostfriesland Fehde wider den Bischof von Utrecht, dessen Anmaßungen ihrer Freiheit gefährlich schien. Sie wurden überwunden, behaupteten aber dennoch ihre Freiheit selbst gegen Heinrich den Löwen, den sie 1155 schlugen. Später traten offenbare Ketzer unter den Friesen auf, gegen welche das Kreuz gepredigt werden mußte. Die Folge dieser Kämpfe war die nochmalige völlige Wiederherstellung des alten Bundesstaats am Upstalesbome und dessen Anerkennung vom Kaiser.

Die Dithmarsen gehörten zur Grafschaft Stade und waren unter die weltliche Fürstenherrschaft gekommen, wie die Westfriesen. Eben zu jener ketzerischen Zeit aber, 1143, erschlugen sie den letzten Grafen von Stade, Rudolf, wegen seiner Härte. Darauf lebten sie fünf Jahre unabhängig, wie die Schweizer; aber minder durch die Berge geschützt, wurden sie 1148 von einem mächtigen Reichsheer angegriffen und geschlagen. Darauf kamen sie abwechselnd unter den Bischof von Bremen, unter den Grafen von Holstein und unter den König von Dänemark, empörten sich aber wiederholt gegen alle und brachten ihren Feinden noch manche schwere Niederlage bey.

Kapitel CCXXXVI.

Bewegungen im Morgenlande.

Kleine Kreuzzüge einzelner Fürsten und Flotten der Städte unterhielten die Verbindung mit Palästina immerwährend, doch geriethen die Christen im Morgenlande

bald in neue Noth. Sie selbst verfielen immer mehr in Zwietracht. Der König von Jerusalem, die Fürsten von Tripoli und Antiochia zankten sich untereinander um Landbesitz und wieder alle Fürsten mit den beyden Ritterorden, deren Macht ihnen gefährlich wurde. Aber auch Johanniter und Tempelherren waren auf einander selbst eifersüchtig. Eben so haßten sich wechselsweise Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener, Normannen, Griechen, die hier alle zusammenlebten, und endlich suchten die Nachkommen der ersten Kreuzfahrer, die im Lande selbst von Araberinnen geboren worden, die s. g. Pullanen, über die neu Ankommenden den Vorrang zu gewinnen. Diese Pullanen waren auf griechische und orientalische Weise und schon durch die doppelte Abstammung verderbt und nährten den wechselseitigen Haß, während sie selbst der Begeisterung für die Kreuzzüge, die nur im Abendland geboren werden konnte, unfähig waren.

Auf der andern Seite hatten die Kreuzzüge eine große Bewegung unter den Anhängern des Islam erzeugt. Man sah die Siege der Christen für eine Folge der vernachläßigten Religion an und ein heiliger Eifer bemächtigte sich der Morgenländer wie der Abendländer. Propheten und Prediger standen auf, fanatische Sekten erzeugten sich im Schooße des Islam, jede wollte reiner und eifriger seyn, als die andere. Die berühmteste Sekte war die der Assassinen, die den muhamedanischen Himmel auf Erden einführen wollten und mit asiatischer Gluth und Leidenschaft den feurigsten Christen es zuvorthaten. Diese hielten den Papst doch nur für den Statthalter Gottes, die Assassinen verehrten aber einen alten Mann wirklich als Gott und nannten ihn den Alten vom Berge, weil er auf einem Berge in einer Nachahmung himmlischer Freuden, umringt von allen Schätzen

und Wollüsten des Südens wohnte. Weil er für Gott gehalten ward, so folgten die Assassinen seinem Willen blindlings, auch wenn er ihnen befahl, sich von einem Felsen zu stürzen. Sie waren der Christen gefährlichste Feinde, denn welchen Fürsten oder Ritter der Alte vom Berge sich zum Schlachtopfer ersah, den holten die Assassinen sich mit Verachtung des eignen Lebens heraus. Noch furchtbarer ward aber den Christen die Vereinigung der Asiaten unter Zenghi, dem Sultan von Bagdad. Dieser zog mit überlegner Macht heran und eroberte 1144 Edessa wieder. Zwar riß ihn selbst ein Meuchelmord ins Grab, doch war die Gefahr nicht minder groß.

Kapitel CCXXXVII.

Allgemeiner Kreuzzug.

Die Begeisterung im Morgenlande erzeugte die höchste des Abendlandes und derselbe Papst, den Arnold von Brescia vertrieben, fand einen ganzen Welttheil auf seinen Wink bereit. Eugen III befahl einen allgemeinen Kreuzzug aller Christen gegen alle Ungläubige, und der heilige Bernhard ward sein Prophet. In Speyer blitzte seine Rede dem fernen Asien Verderben zu. Conrad III nahm das Kreuz, mit ihm sein Neffe Friedrich, selbst der Aufrührer Welf, Ladislav von Böhmen und viele andre. Auch Otto, Bischof von Freisingen, ein Babenberger von Geschlecht, hat den Zug begleitet und beschrieben. Diese wandten sich nach Palästina, wohin auch König Ludwig VII von Frankreich aufbrach, 1147. In demselben Jahr ergossen sich aber auch nach allen andern Seiten die Kreuzfahrer gegen die Ungläubigen. In Spanien wurden die Araber bestritten. Dort hatte sich ein deutscher Held Heinrich von Burgund 1109 zum ersten Grafen von Portugal erhoben. Lissabon aber, die

Hauptstadt dieses Königsreichs war noch in den Händen der Araber. Da kam eine Flotte von Friesen über See und half den Spaniern die große Stadt Lissabon erobern, 1047. Zugleich zogen Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär und Conrad von Zähringen wider die heidnischen Wenden, richteten aber gegen Niklots löwenmüthige Tapferkeit nur wenig aus, 1048. Zu derselben Zeit fielen die Polen und Russen, ebenfalls mit dem Kreuz bezeichnet, über die heidnischen Litthauer und Preußen her, also daß der Krieg des Kreuzes über ganz Europa entbrannte.

Kapitel CCXXXVIII.

Kreuzzug Conrads III.

Conrad brach mit großer Macht 1047 gegen Asien auf. Aber schon in Griechenland kam ihm ein böses Zeichen. Das Heer lagerte in der lieblichsten Gegend, als plötzlich eine Ueberschwemmung ausbrach und es in große Gefahr brachte. In Constantinopel verband sich Conrad eng mit dem griechischen Kaiser Manuel und heirathete dessen Schwester. Dennoch benahm sich der Grieche treulos, weil er die Macht der Deutschen fürchtete. Griechische Wegweiser führten Conrads Heer in Kleinasien irre. In Wüsten, von brennender Sonnenhitze, Hunger und Durst aufgerieben, ging ein großer Theil des Heeres zu Grunde. Den matten Kriegern verschlossen die griechischen Städte die Thore oder reichten ihnen vergiftete Lebensmittel. Conrad trat bekümmert seinen Rückzug an, als eben Ludwig VII von Frankreich anlangte. Die Franzosen spotteten über die unglücklichen Deutschen und Conrad blieb von vielfachem Schmerz gefoltert krank in Constantinopel liegen. Den Franzosen ging es aber nicht besser. Sie wurden von

den begeisterten Türken geschlagen und Ludwig kehrte beschämt zu Conrad zurück.

Beyde Fürsten entschlossen sich, da sie zu Lande nicht durchzudringen vermocht, über Meer nach Palästina zu fahren. Sie segelten ab und landeten an der syrischen Küste. Durch Eroberung der festen Stadt Damascus wollten sie die verlorne Ehre wieder gewinnen, aber der Feuereifer der Muhamedaner machte jeden Versuch zu Schanden. Der Rest der Deutschen vollbrachte, von gekränktem Stolz angespornt, Wunder der Tapferkeit. König Conrad selbst hieb einen Araber mit einem Schwertstreich mitten von einander. Gleich tapfer stritt der junge Friedrich. Doch konnten sie die Stadt nicht gewinnen. Da ließen sie dieselbe und zogen nach Jerusalem, um mindestens an der heiligen Stätte zu beten. Noch einmal versuchten sie ihren Heldenmuth an der Belagerung von Ascalon, aber auch hier hielten die Ungläubigen Stand und die Fürsten sahen sich genöthigt, unverrichteter Sache heimzugehn.

Welf war vorausgeeilt und hatte mit Roger von Neapel sich aufs neue gegen Conrad verschworen. Auch Heinrich der Löwe, der nun herangereift war, suchte das Unglück des Königs zu benutzen und sprach Baiern als sein Herzogthum an. Conrad eilte nach Deutschland zurück, ward aber mitten unter seinen Rüstungen gegen die Welfen auf Veranstaltung Rogers durch Gift umgebracht. Er starb zu Bamberg 1052.

An jenen allgemeinen Kreuzzug knüpft sich die Entstehung des Doppeladlers, der hinfort des Reiches Wappen geworden. Die beyden großen christlichen Reiche, Deutschland und Griechenland, die zugleich die beyden großen Kirchen, die römische und die griechische, umfaßten, verbündeten sich zum allgemeinen Kampf gegen die Ungläubigen und befestigten diesen Bund durch Conrads

Heirath mit einer griechischen Prinzessin. Diese Eintracht des Doppelreichs ward in dem Doppeladler versinnbildet, der hinfort das Wappen beyder Reiche wurde. Vom deutschen Kaiser ist er übergegangen auf den österreichischen, der ihn noch heute führt; vom griechischen aber kam er an das russische, das ihn ebenfalls bis auf diesen Tag behauptet. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß in dieselbe Zeit die Entstehung der beyden Städte Wien und Berlin fällt, die später die Häupter Deutschlands werden sollten.

Kapitel CCXXXIX.

Friedrich Barbarossa.

Wie feindlich auch die Welfen sich gestellt, wagten sie dennoch nicht, dem letzten Hohenstauffen die Krone zu versagen, weil keiner im ganzen heiligen Reich derselben so vollkommen würdig war. Von Jugend auf ein gewaltiger Held, hatte Conrads Neffe, Friedrich, die Herzen seines tapfern Volkes gewonnen. Muster und Abgott der Ritterschaft, Liebling der Städte, vielen Fürsten befreundet, war er den Welfen weit überlegen, die nach kurzem Zaudern es für das Klügste hielten, ihm zu huldigen. Zu Frankfurth ward er gewählt 1052 und zu Aachen gekrönt in alter Pracht. Er schwur dem Volke, das Recht zu stärken, das Unrecht zu kränken, das Reich zu schirmen und zu mehren. Ein Geschichtschreiber, Günther Ligurinus, meldet, daß auch Abgeordnete deutscher Reichsstädte bey der Wahl gewesen. Die ganze Nation erfreute sich des neuen Hauptes, auf das es zuversichtlich seine Hoffnungen häufte, und auch das Ausland huldigte dem Manne, dessen ganzes Wesen eine seltne Größe verkündigte. Damals stritten drey Königssöhne, Knut, Waldemar und Sueno, um den dänischen

Thron. Sie kamen zu Friedrich, freiwillig den großen Kaiser zum Schiedsrichter zu wählen. Friedrich sagte Sueno die dänische Krone zu und dieser nahm sie von des Reiches Hulden zu Lehn gegen den Eid der Treue.

Friedrich ward von den Deutschen Rothbart oder von den Italienern Barbarossa genannt, weil ihn ein rother Bart und rothes Haar auszeichnete. An männlicher Schönheit übertraf ihn keiner. Sein Gang war majestätisch, sein Blick feurig, sein Antlitz gewöhnlich mild und gnädig. Sein starker Körper ließ doch eine zarte weiße Haut blicken, wie dies mit rothen Haaren vereint zu seyn pflegt. Die Zorneswuth aber, die man ebenfalls in solchen Naturen findet, war ihm gleichfalls vollkommen eigen. Wenn seine Gnade, sein ruhiges und besonnenes Betragen, sein natürlicher Edelmuth einmal in Zorn und Haß sich verwandelt, so war er unversöhnlich bis zur Grausamkeit. Alles war stark an diesem Helden, wie sein Arm, so sein Herz in Tugenden und Leidenschaften, im Glück und im Unglück. Im Gefühl seiner Kraft stand er hoch erhaben über dem blos ritterlichen Thatendurst oder über blos fürstlicher Habsucht, erhaben selbst über der alten Fehde seines Hauses mit den Welfen. Er wollte Kaiser seyn, im alten Sinne, Schirmherr der Christenheit, einiges Haupt der Laien. Vor diesem höchsten Ziele mußte jede niedre Rücksicht schweigen. So würdig er aber darum erscheint, so war sein Streben doch wesentlich ein vergeblicher Kampf gegen die Zeit, der die alte Idee des einigen Kaiserthums schon in Schatten getreten war vor dem Glanze der Hierarchie und vor der Blüthe der einzelnen Nationen und Stände. Friedrich mußte eben darum gewaltsam niedertreten, was seinem Plane im Wege stand, und er schlug damit der Zeit manche Wunde, ohne verhindern zu kön-

nen, daß nach ihm das kaiserliche Ansehn doch wieder zusammenfiel.

Kapitel CCXL.

Friedrichs erster Römerzug.

Von seiner großartigen Ansicht des Kaiserthums angespornt, eilte Barbarossa den Römerzug nachzuholen, den sein Oheim versäumt. Die Krönung zu Rom durch des Papstes Hand war unzertrennlich von einem wahren Kaiser des heiligen römischen Reiches, und eben darum auch der Besitz Italiens. Alles Große, Ahnungsvolle, Heilige, das von jeher der Krone Karls des Großen und der Idee seines Weltreiches inwohnte, war an Italien geknüpft und mit dieser Ansicht verband sich unauflöslich die geheimnißvolle Sehnsucht der deutschen Völker nach dem Süden. Darum zog Friedrich wieder, ein echter deutscher Kaiser nach alter Art, begleitet von dem Kern der deutschen Fürsten und zahllosen Ritter die alte glanzvolle Straße nach Rom. Während aber in Deutschland der alte Sinn dergestalt fortlebte, hatten sich in Italien alle Verhältnisse geändert. Ewige Verbindung mit Italien war der Deutschen Wahlspruch, ewige Trennung das Ziel aller Italiener. Schon mit der Scheidung des romanischen Wesens und seiner Sprache vom Deutschen war das Herz des Italieners auf natürliche Weise dem Deutschen entfremdet worden und ein Naturtrieb hatte diese Welschen angetrieben, den Römerzügen und der deutschen Herrschaft sich nach Kräften zu widersetzen. Dieser Trieb ward endlich je mehr und mehr Ueberzeugung, sobald die Italiener eine Möglichkeit sahen, sich wirklich selbständig gegen Deutschland zu behaupten. Was Fürsten nicht vermocht, erreichten die Städte: Die italienischen Seestädte, vorzüglich Venedig und Ge-

nua waren durch die Kreuzzüge zu großen Seemächten geworden und beherrschten das Mittelmeer. Die Städte des Binnenlandes hatten sich gleichfalls mächtig erhoben durch den Untergang der gräflichen Geschlechter, in der Lombardei vorzüglich durch den Tod Mathildens und den langen vergeblichen Zank um ihre Länder, während welcher die Städte freies Spiel bekamen, endlich durch die rasch aufblühende Bildung und die Universitäten. Rom selbst hatte sich dem neuen Geiste nicht entzogen und eine Republik gegründet. Ketzerische Ansichten befestigten den Freiheitsstolz der Städte und Arnold von Brescia war mittelbar auch hier die Seele folgenreicher Bewegungen. Da kam König Friedrich mit der Macht des Nordens herangezogen, die junge Freiheit im Keime zu zertreten, weil sie, das Kind einer andern Zeit, der alten Idee des römischen Kaisers nicht mehr dienen mochte.

Im Gefolge Barbarossa's zogen 1154 Heinrich der Löwe, Berthold von Zähringen, und ein gewaltiges Heer edler Ritter über die Alpen. Der treueste und heldenmüthigste dieser Ritter war aber Otto von Wittelsbach aus Baiern, ein felsenfester, vierschrötiger, biderber Trotzkopf, der für seinen Herrn und des Reiches Ehre in die Hölle gegangen wäre, der aber eben darum den fein gebildeten Italienern der ärgste Greuel war. Damals traten die drey Schweizerischen Waldstätte oder die Centen Schwyz, Uri und Unterwalden, auf Zureden des wackern Grafen von Lenzburg wieder zum Reich, folgten dem Heerszug und nahmen den Grafen zum Reichsvogt an. Die lombardischen Städte waren eben unter sich in Fehde begriffen, denn Mailand strebte die andern zu unterjochen. Friedrich, an Charakter zu durchgreifenden Maßregeln eben so geneigt, als sie ihm hier nothwendig schienen, machte kurzen Prozeß, überfiel die Städte, die im Bund mit Mailand ihm die Thore ver-

schlossen, mit zermalmender Furie, eroberte deren vier, Rosate, Cairo, Asti und Tortona, uach langem Widerstand, und ließ sie schonungslos zum abschreckenden Beyspiel niederbrennen und der Erde gleich machen. So rächte er die dem römischen Kaiser versagte Ehre und Treue. Darauf nahm er in Pavia die eiserne Lombardenkrone und unterhandelte mit Papst Hadrian IV um die Kaiserkrönung. Der Papst war nach Vertreibung Arnolds von Brescia wieder im Besitze Roms und der unglückliche Reformator befand sich bey einem italienischen Grafen als Flüchtling. So lange Friedrich entfernt war, wagte der Papst nicht, den Liebling der Römer zu verderben. Als aber der Kaiser streng auf dessen Auslieferung bestand, ward Arnold festgenommen und auf Friedrichs Befehl öffentlich als Ketzer verbrannt, denn wer dem Kaiserthum widersagte, sollte schonungslos niedergetreten werden.

Friedrich zog in Rom ein und ward vom Papst gekrönt. Bey dieser Gelegenheit hielt er dem Papst den Steigbügel, welches keineswegs, wie viele behaupten, eine Erniedrigung, sondern nur eine symbolische Handlung war, wodurch angedeutet wurde, daß wenn der Papst, vermöge geistlicher Gewalt sich nicht im Sattel, d. h. auf St. Peters Stuhl erhalten könne, der Kaiser vermöge weltlicher Macht ihm dazu helfen solle. Dergleichen symbolische Handlungen waren Sitte des ganzen Zeitalters. Friedrich aber huldigte dem Papst, wie es dem Kaiser der Christenheit geziemte, mit ihm vereint, nicht gegen ihn zu stehn. Die Römer waren indeß aufs bitterste über die Erscheinung Friedrichs ergrimmt, denn sie konnten ihre Republik und den unglücklichen Arnold nicht vergessen. Kaum war daher die Krönung vollzogen, als ein wüthender Aufstand der Bürger ausbrach. Friedrich kam in die äußerste Gefahr, sein Roß

stürzte, Heinrich der Löwe rettete ihn. Nach einem greulichen Blutbade behielten die Deutschen zwar den Sieg, verließen aber die unheilvolle Stadt. Alten Uebermuth der Normannen zu bestrafen zog Friedrich gegen König Wilhelm von Neapel. Es kamen aber Seuchen über sein Heer und er sah sich zum Rückzug gezwungen. Frohlockend verlegten ihm die lombardischen Städte den Weg. Die Veroneser zerstörten treulos die Etschbrücke, als die Deutschen drüberzogen, wurden aber mit wüthender Rache heimgesucht. Noch in den Klausen der Tridentiner Alpen verschloß eine italienische Burg die Straße, ward aber endlich mit stürmender Hand gewonnen. So zog der Kaiser, ohne viel ausgerichtet zu haben, zurück, verfolgt vom Fluch aller Italiener.

Kapitel CCXLI.

Friedrichs Sorge für das Reich.

Der Kaiser hielt 1156 einen großen Reichstag zu Regensburg, um die Ansprüche Heinrichs des Löwen auf Baiern zu erledigen. Er verlieh diesem das Herzogthum Baiern zu Sachsen, und entschädigte Heinrich ja so mir Gott dadurch, daß er ihn zum Herzog von Oestreich erhob. Welf erhielt Toscana bestätigt; Friedrich von Rotenburg ward Herzog in Schwaben, da es der Kaiser für unziemlich hielt, daß ein Kaiser zugleich Herzog seyn sollte; Berthold von Zähringen, Conrads Sohn, verlor Burgund gegen geringe Entschädigung, und der Kaiser heirathete die schöne Beatrix, Tochter Reinolds, des Grafen von Burgund (d. h. der engern Burgundischen Grafschaft franche comté) wodurch er diese schwierige Provinz enger an das Reich zu fesseln hoffte.

Die Fehden stillte Friedrich mit gewaltiger Strenge. Er zog 1157 durch das ganze Reich und schaffte überall

Ruhe. Um es an abschreckenden Beyspielen nicht fehlen zu lassen, ließ er den rheinischen Pfalzgrafen Herrmann, der den Erzbischof von Mainz befehdet, zur Strafe einen Hund tragen. Herrmann grämte sich darüber so, daß er ins Kloster ging und Friedrichs Bruder Conrad erhielt die Pfalz. Mit dem Ritterthum hatte die Kriegslust dergestalt überhand genommen, daß der niedre Adel auf seinen Burgen nicht auszuhalten wußte. Der Sinn für friedliche Beschäftigungen mangelte gänzlich. Auch aus den ackerbauenden Vasallen machte sie nicht selten blos Knappen und Kriegsknechte, und erhielten sich durch Raub und Fehde, oder wie man es nannte, aus dem Stegreif. Ihre Schlösser dienten als Raubnester. Von hieraus überfielen sie ihre Privatfeinde, oder reiche Reisende, vorzüglich hohe Geistliche und Kaufleute. Sie nahmen sie gefangen, was man niederwerfen nannte und ließen sie nur gegen ein bedeutendes Lösegeld los. Dergleichen Unfug nahm immer mehr überhand. Friedrich schuf auch hier Ordnung und zerstörte eine Menge Raubschlösser mit Mann und Maus. Um dieselbe Zeit hören wir von harten Bedrückungen, welche die hörigen Bauern, Vasallen und Eigne des ritterlichen Adels von ihren Herren zu dulden hatten. Die steigenden Bedürfnisse, welche den Bauern mehr Abgaben abnöthigten, die Eifersucht wegen der Pfahlbürger und die Empörungen vieler Bauerschaften, welche dem Adel böses Blut erregten, endlich der rohe Geist des Krieges und der Fehden waren natürliche Ursachen davon. Einzelne Fürsten halfen dem ab. Landgraf Ludwig von Thüringen erfuhr lange nichts von dem Unfug seines Adels, als er einst auf der Jagd verirrt bey einem Schmidt zu Apolda Nachtlager nahm, ohne sich zu erkennen zu geben. Der Schmidt schmiedete am Morgen sein Eisen und rief immer: werde hart, Luz! werde hart, Luz! Als ihn aber

der Landgraf fragte, was er damit wolle, sprach der Schmidt; er meine, der Landgraf solle gegen den Adel hart werden, wie das Eisen. Ludwig verstand den Wink, forschte nach, erfuhr die Grausamkeit des thüringischen Adels und erfüllte alsbald des Schmidts Spruch, denn er ließ zur Strafe die übermüthigsten des Adels vor einen Pflug spannen und ein Feld umackern, damit sie einmal Bauernarbeit schmeckten. Das Feld liegt bey Naumburg und heißt noch jetzt der Adelacker. Ludwig aber ward hinfort der Eiserne zubenannt.

Zu derselben Zeit bestanden die Deutschen wieder einen harten Kampf mit den Polen, die sich mit Gewalt unabhängig machen wollten. Heinrich der Löwe und Ladislav von Böhmen bändigten den polnischen Herzog Boleslav aber dergestalt, daß er 1157 in Posen kniend um Frieden bitten mußte. Damals ward er auch gezwungen den drey Söhnen seines vertriebenen Bruders Ladislav Schlesien abzutreten, welches hinfort getheilt den piastischen Herzögen verblieb. Böhmen aber ward zum Dank für seine Treue vom Kaiser auf immerwährende Zeiten zu einem Königreich erhoben.

Gegen die Wenden dauerte der Krieg immer fort. Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär vollbrachten große Thaten. Der letzte befreundete sich Pribizlav und erbte von ihm sein Land. Da er seine Mark beträchtlich erweitert und befestigt, that er 1158 einen Kreuzzug ins gelobte Land. Pommern und Rügen neigten sich zum Christenthum, da ihnen von der See her die Dänen gewaltig zusetzten. Nur Niklot blieb in Meklenburg unüberwunden.

Kapitel CCXLII.

Der Ronkalische Reichstag.

Die Griechen und Normannen suchten den Papst gegen den gewaltthätigen Kaiser aufzuhetzen. Die lombardischen Städte, besonders Mailand, betrugen sich ganz zügellos. Das bewog den Kaiser zum zweiten Römerzug 1158. Erst sollten die Feinde mit Gewalt niedergeworfen, dann dauerhafte Ordnung aufgerichtet werden. Otto von Wittelsbach zog vorauf und verbreitete Schrecken unter den Italienern. Um Mailand erhob sich der heftigste Kampf. Diese stolze Stadt war zu herrschen gewohnt worden und wehrte sich grimmig gegen das Joch des Gehorsams. Doch kam sie von der deutschen Tapferkeit zuletzt in solche Noth, daß sie ihre Consuln oder Bürgermeister und ihren Stadtadel im Gewande der Büßenden ins Lager des Kaisers senden und demüthig um Gnade flehen mußte. Da gab ihnen Friedrich die Gnade, nahm ihnen aber alle angemaßten Rechte, ließ sie aufs neue dem Reiche Gehorsam schwören, zwang sie, fernerhin ihre gewählten Consuln stets vom Kaiser prüfen und bestätigen zu lassen und nahm Geißeln für ihre Treue.

Durch den Fall Mailands ward ganz Italien erschreckt und beruhigt. Darauf schrieb Friedrich einen großen Reichstag aus auf den Ronkalischen Feldern, um das Verhältniß Italiens zum Reich gesetzlich zu ordnen. Stets von der Idee eines wahren christlichen Kaisers durchdrungen, war Gerechtigkeit sein höchstes Ziel und er selbst scheute sich, die Willkühr zu begehn, die er an den italienischen Städten gerochen. Darum schien es ihm billig, daß nicht er allein als Herr und Sieger Gesetze vorschreibe, sondern daß alle Stände Italiens zu den Gesetzen, die ihnen hinfort gelten sollten, selbst ihre

Stimme gäben. Er rief also Abgeordnete von allen Ständen und Landschaften Italiens zusammen und schloß die Städte nicht aus. Jegliche schickte zwey Consuln auf den Reichstag. Sie vertraten das Recht Italiens, der Kaiser selbst das seinige. Um aber jede Irrung gerecht und weise zu schlichten, berief er von den italienischen Universitäten vier hochberühmte Rechtsgelehrte, Martinus Gosia, Bulgarus, Jacob und Hugo de Porta Ravegnana, als unpartheiische Richter. Kurze Zeit vorher hatte das Studium der altrömischen Gesetze und Rechte in Italien seinen Anfang genommen. Der Geist der Kreuzzüge hatte die Bildung des Alterthums überhaupt geweckt, Italien fand in seiner feindlichen Stellung zu Deutschland besondre Ursache, sich mit Vorliebe dem Studium seiner römischen Vorzeit zu ergeben, und die Verwirrung der alten Rechte und neuen Vorrechte, die Kämpfe der Kaiser, Päpste, der Lehnsherren und Lehnsträger, endlich der Städte, die in Italien den größten Tummelplatz fanden, führten von selbst dahin, bey den überaus klaren, vollständigen und folgerechten römischen Gesetzen Rath zu holen. Die Universität Bologna aber machte sich ein vorzügliches Geschäft daraus, das römische Recht zu lehren, zu erklären und auf die neuen Verhältnisse anzuwenden. Friedrich ging, wie das ganze Mittelalter, von dem Gedanken aus, daß das deutsche Reich unmittelbar mit dem altrömischen zusammenhienge und fand also keinen Anstand, auch jenes alte Recht wieder aufleben zu lassen. Jenes Reich war aber eine unumschränkte Despotie und jenes Recht darauf berechnet; beyde standen mithin dem deutschen Riech und Recht schnurstracks entgegen. Sofern Friedrich den ersten Anstoß gab, daß das römische Recht allmählig Einfluß im Reich erlangte, hat er verderblich gewirkt; doch war er ganz unschuldig dabey. Er selbst bediente sich auf dem

Reichstage des römischen Rechts nur so weit, als es ihm das altherkömmliche Recht der deutschen Kaiser in Italien bestätigte und es gab ihm nur zu einer einzigen willkührlichen Neuerung Anlaß. Es ward ausgemacht, alle alten Regalien, deren sich die Herzöge, Markgrafen und Städte angemaßt, sollten an den Kaiser zurückfallen; alle Fürsten und Grafen, so wie die Consuln der Städte sollten ohne des Kaisers Belehnung und Bestätigung ungültig seyn. Dies war altes deutsches Recht. Ferner beschloß man, die großen Lehne sollten unveräußerlich und untheilbar seyn, um den verderblichen Fehden ein Ende zu machen, die aus den zahllosen Vergabungen und Theilungen entsprungen. Die Universitäten, als Sitze der freien Künste und Wissenschaften, wurden mit großen neuen Freiheiten ausgestattet, weil der Geist nicht gedeiht, wo Knechtschaft ist. Alles das war billige Neuerung, wie die Zeit sie verlangte, nicht zu des Kaisers, sondern zu des Landes Wohl. Willkührlich bediente sich dagegen Friedrich des römischen Rechts, um daraus ein neues Abgabensystem herzuleiten, das der alten Reichsordnung und Freiheit allerdings gefährlich war. Er schrieb eine allgemeine Steuer nach den Gütern und nach den Köpfen aus, wie es im alten Rom Sitte gewesen, in Deutschland aber nie. Freilich brauchte der Kaiser Geld, seit er so viele Einkünfte an die Fürsten, Geistlichen und Städte verloren, und die Römerzüge kosteten ihm viel. Eine Zwangssteuer aber war an der Stelle der alten freiwilligen Zufuhren und Geschenke unerhört und konnte in der Folge zu vielfältigem tyrannischem Mißbrauch führen.

Kapitel CCXLIII.

Der Lombardische Städtebund.

Als daher Otto von Wittelsbach in Mailand einen kaiserlichen Consul einsetzen und die Steuern erheben wollte, standen die Bürger zornig auf und schlugen den Grafen aus der Stadt. Zugleich erklärten sich die meisten Städte gegen ihre Abgeordneten auf dem Reichstag, die zum Theil nur darum dem Kaiser beygestimmt, um von ihm im Consulat bestätigt zu werden, ohne an die Bürger zu denken. Auch Papst Hadrian IV fürchtete seinen Einfluß über Italien zu verlieren und protestirte gegen den Reichstag. Ganz Italien zerfiel in zwey Partheien, in die kaiserliche, die man die waiblingische oder auf italienisch ghibellinische nannte, und in die italienische, die sich bald darauf den Namen der welfischen oder guelfischen beylegte, nicht als ob sie für die Welfen gehandelt hätte, sondern weil dieser Name schon hergebrachtermaßen alle Feinde der Hohenstauffen ohne Unterschied umfaßte. Als Hadrian 1159 starb, waren auch die Cardinäle getheilt. Die ghibellinischen wählten in Gegenwart Otto's von Wittelsbach Victor IV, die Gegenparthey Alexander III, obwohl ihm Otto im Zorn den päpstlichen Mantel von den Schultern riß.

Friedrich griff den gefährlichsten und nächsten Feind zuerst an: also die Städte. Nach einer furchtbaren Belagerung, dergleichen die Deutschen noch nie zu bestehen gehabt, nahm er Crema ein, das mit Mailand in engem Bündniß stand, 1160. Viermal sendeten die Mailänder Meuchelmörder gegen ihn aus, deren Dolche jedoch immer glücklich abgewendet wurden. Meuchelmord war den Italienern eigen geworden, da sie als die unterdrückten Schwächern zuletzt tückisch werden mußten. Im folgenden Jahr zog der Kaiser wider Mailand und schwur,

nicht eher die Krone wieder auf sein Haupt zu setzen, bis er Mailand der Erde gleich gemacht. Der Widerstand war großartig und des höchsten Ruhmes würdig. Erst als nach jahrelangem Kampfe keine Rettung übrig blieb, zogen die ausgehungerten Mailänder wieder bußfertig flehend in der Deutschen Lager und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Sie hofften wenigstens die reiche, prachtvolle Stadt durch Unterwerfung zu retten. Aber trotz alles Flehens und Zuredens selbst von den Deutschen, blieb der Kaiser unerbittlich, ließ das weite glänzende Mailand an allen Ecken anzünden, alle Mauern und Thürme, Kirchen und Gebäude brechen und jeden Stein vom andern lösen, den gewaltigen Trümmerhaufen ebnen und der Erde gleich machen, dann einen Pflug kreuzweis darüber führen und Salz in die Furchen streuen. Als dies vollendet war, nahm er feierlich wieder die Krone, 1162.

Je heiliger dem Kaiser seine Würde schien, desto kraftvoller beschloß er sie zu behaupten; je folgenreicher eine augenblickliche Vernachläßigung derselben werden konnte, desto gewaltiger mußte sie im Keim erstickt werden; je geneigter die Italiener zu Treulosigkeit, Willkühr und Gewaltthat sich zeigten, desto strenger mußte die Strafe seyn. Allerdings aber ist die Ausdauer, mit der Friedrich die unerhörteste Grausamkeit der Italiener jedesmal mit einer noch härtern überbot, an einem Deutschen bemerkenswerth und eine seltne Erscheinung in der ganzen Geschichte. Friedrich ließ von nun an ein eisernes Regiment über Italien walten. Den strengen Cöllner Erzbischof Reinold erhob er zum Erzkanzler des Reichs und zum Reichsverweser in Italien, und diesem gab er kaiserliche Untervögte zu, die im Geist Otto's von Wittelsbach mit rohem ritterlichem Uebermuth und deutscher Bärenhaftigkeit, die für den feinern italienischen

Geist keinen Sinn hatte, das arme Land drückten und kleinlich peinigten. Von den einzelnen Plackereien erfuhr der Kaiser so wenig, als er sie geboten hatte, da er nur strenges Recht und eiserne Zucht der Empörer verlangte. Die unglücklichen Folgen aber fielen auf sein Haupt.

Die unmenschliche Rohheit des Vogts von Padua trieb die Italiener aufs neue zur Empörung. Im ganzen Lande brach das Kriegsfeuer aus, und durch die Erfahrung klüger gemacht und mit ihrem lebhaften besonnenen Geist wählten die Italiener schnell das klügste, nehmlich eine gemeinsam geordnete Verbindung. Alle Vögte, aller Anhang des Kaisers ward plötzlich mit einem Schlage vertrieben und zu Verona traten 1164 die meisten und mächtigsten Städte der Lombardei in ein enges Bündniß zusammen. Grade damals riefen andre Fehden den Kaiser nach Deutschland zurück, und die Lombarden hatten freie Hand, sich zu rüsten. Als Friedrich aber 1166 den dritten Römerzug that, schien der Himmel selbst für der Städte Freiheit zu streiten, denn Seuchen befielen das Heer des Kaisers und rafften seine Blüthe dahin, während der Rest sich mit Noth der frohlockenden Lombarden, die alle Wege verlegten, erwehren konnte. Der Erzkanzler Reinold, Friedrich von Schwaben, Welfs gleichnamiger Sohn und eine Menge der edelsten Ritter fanden den Tod und Friedrich kehrte traurig über die Alpen zurück.

Kapitel CCXLIV.

Fehden in Deutschland.

Des Kaisers Entfernung hatte dem Fehdegeist von neuem Spielraum gegeben. Ganz Deutschland stand in den Waffen; Fürsten, Bischöfe, Ritter, Städte, alles war widereinander. Die wichtigsten dieser Fehden waren

folgende. Die Bürger von Mainz erschlugen ihren Erzbischof Arnold, weil er ihre Freiheit gefährdete. Eine gleiche Fehde erhoben die Gröninger in Friesland wider den Bischof von Utrecht. In Schwaben aber war der Tumult am ärgsten. Hier hatte Hugo, Graf von Tübingen, einen Raubritter, der Welfs Lehnmann war, hart bestraft. Welf und mit ihm die Häuser Zähringen und Habsburg zogen deshalb wider Tübingen, dem Friedrich von Schwaben und der Graf von Hohenzollern beystanden. Die letztern brachten den Welfen vor Tübingen eine harte Niederlage bey. Diese Unruhen nöthigten den Kaiser das erstemal aus Italien zurückzukehren. Er stellte die Ordnung kraftvoll her und strafte die Fehdestifter mit großer Strenge, so die Mainzer und den Grafen von Tübingen.

Als Friedrich das zweitemal aus Italien sieglos heimkehrte, fand er wiederum große Fehden zu schlichten. Diesmal war Heinrich der Löwe die Veranlassung. Dieser thatenreiche Mann, dessen Glanz nur durch den noch größern des Kaisers verdunkelt werden konnte, hatte sich seit dem ersten Römerzug, in Verbindung mit Albrecht dem Bär, ausschließlich mit den Wenden beschäftigt. Der tapfre Niklot war unbesiegt gestorben. Seine Söhne Wertizlav und Pribizlav hatten den Kampf fortgesetzt. Der erste war gefangen worden, der letztre hatte sich nach tapfrer Gegenwehr zu einem ehrenvollen Frieden verstanden und das Christenthum angenommen. Damit nahm der blutige Kampf ein Ende. Ein großer Theil des wendischen Landes fiel an die Deutschen, Lübek an Heinrich den Löwen, der diese Stadt mit den größten Freiheiten begabte und den Grund ihrer künftigen Größe legte; das Heideland an der Elbe an Albrecht den Bären, der die vom Krieg verödeten Landschaften mit betriebsamen Flamändern und Holländern bevölkerte, wo-

von noch jetzt ein Landstrich zwischen Magdeburg und Wittenberg Fläming heißt. Die noch übrigen wendischen Fürsten Pribizlav in Meklenburg, Bogislav in Pommern und Jaromar in Rügen, nahmen mit dem Christenthum deutsche Bildung, Verfassung und Sitte an. Leider aber zerfielen die Sieger unter einander selbst. Heinreich der Löwe stand dem Range nach als Herzog den andern sächsischen Fürsten voran, eben so an Ruhm uralten Geschlechts und eigner Thaten. Dies und die Macht, die er im Besitz Baierns und Sachsens behauptete, trieben ihn zu schwindelndem Ehrgeiz. Er selbst ließ als sein Sinnbild einen riesenhaften Löwen zu Braunschweig aufrichten und bezeigte seinen fürstlichen Nachbarn eine Geringschätzung, die sie vielleicht eben so verdienten, als sie darüber sich empörten. Dies hochfahrende Wesen und die Besorgniß, die Welfen möchten allzu mächtig werden, trieb alle sächsischen Fürsten zu einer Verschwörung wider Heinrich. Albrecht der Bär, dem bey großer Heldenkraft ein tückischer Neid inwohnte, weil er seinen wohlverdienten Ruhm doch durch andern überstrahlt sah, Ludwig von Thüringen, des Eisernen Sohn, der Graf von Holstein und fast alle sächsischen Erzbischöfe und Bischöfe rotteten sich wider den Löwen zusammen und Sachsen stand in blutigen Kriegsflammen, als der Kaiser zurückkam, 1168.

Friedrichs erste Sorge war, Ruhe zu gebiethen und seinem Wort ward ehrfurchtsvoll gehorcht. Seine ernste Mahnung, den innern Frieden zu wahren, um von außen Gefahr und Schmach abzuwenden, fand einen Augenblick Eingang. Sodann bestellte er sein eigen Haus. Sein ältester Sohn Heinrich sollte nach ihm Kaiser werden; der zweite, Friedrich, erhielt Schwaben, das durch des Rotenburgers Tod erledigt war; der dritte, Conrad, erhielt Franken, der vierte, Otto, Burgund. Der

fünfte, Philipp, ward dem geistlichen Stande bestimmt. Der alte Welf entsagte der Welt, aus Kummer über seines Sohnes Tod, und seine Güter fielen ans Reich zurück. Albrecht der Bär starb 1070 und seine Söhne Otto und Bernhard theilten seine Länder.

Kapitel CCXLV.

Sieg der Lombarden.

Als Deutschland beruhigt war, dachte Friedrich sogleich auf einen vierten Römerzug. Die Ehre des Reichs war in der äußersten Gefahr, denn die Lombarden höhnten die Deutschen auf die unverschämteste Weise. Italien war ganz in ihrer Gewalt. Den Papst Alexander III, den der Kaiser verworfen, führten sie im Triumph in Rom ein, und bauten ihm zu Ehren an einem der wichtigsten Pässe Oberitaliens die fast unüberwindliche Festung Alessandria. Auch die vertriebenen Mailänder führten sie zu den Trümmern ihrer Stadt zurück und bauten dieselbe mit unglaublicher Schnelligkeit, die nur der Begeisterung und vereinigter Kraft möglich ist, größer und schöner wieder auf, als sie gewesen. Auf dem Markt aber richteten sie zwey Schandsäulen auf, welche den Kaiser und seine Gemahlin vorstellen sollten.

Friedrich schickte den neuen Reichskanzler, Erzbischof Christian von Mainz, nach Italien voraus, der aber wenig ausrichtete. Darauf zog der Kaiser selbst 1174 zum viertenmal über die Alpen. Aber Alessandria hielt seinen Sturm auf. Die Belagerung währte unerwartet lange und die Hoffnung des Sieges war fern. Friedrich selbst ward krank. In dieser Noth traf ihn das härteste, Treulosigkeit seiner Vasallen. Heinrich der Löwe verließ ihn mit dem Kern des Heeres. Derselbe Groll, an Ruhm und Macht sich übertroffen zu sehen, der Albrecht

den Bären gegen Heinrich getrieben, kochte längst auch im Herzen Heinrichs gegen Friedrich, den einzigen Mann, der größer und mächtiger war, als er, und die Noth des Kaisers bot allerdings eine Gelegenheit dar, seine böse Leidenschaft zu befriedigen. Friedrich wußte sich den Abfall nicht zu erklären, widerlegte des Herzogs nichtige Entschuldigungen, mahnte ihn, wie seine Entfernung grade jetzt das größte Unheil über das Reich bringen müßte, bat, flehte, ja der Gebiether der Christenheit scheute sich nicht zu den Füßen seines Vasallen um Treue zu betteln, damit nicht unversucht bliebe, was des Reiches Ehre vor Italien retten könnte. Heinrich aber war niedrig genug, dem Kaiser seine Hülfe verkäuflich anzutragen gegen die Stadt Goslar und andre waiblingische Güter. So weit war es gekommen, daß einer der ersten deutschen Fürsten die Schande des deutschen Namens vor dem Ausland nicht nur nicht scheute, sondern sogar herbey rief, um seinen Beutel zu füllen, daß er Kaiser und Reich aus einer Noth in die andre stürzte, um ihm Güter und Privilegien abzupressen. Friedrich aber, von dieser gemeinen Gesinnung im Innersten empört, verstand sich zu nichts und ließ den Herzog ziehn.

Das äußerst geschwächte Heer des Kaisers zog dennoch eine ehrenvolle Niederlage der feigen Flucht vor. Gegen die vielfach überlegnen Schaaren der Lombarden ward bey Lignano mannhaft gestritten, 1176. Berthold von Zähringen fiel lebend in die Hände der Feinde, die meisten Deutschen blieben auf dem Wahlplatz. Die Lombarden erfochten den vollständigsten Sieg. Da entschloß sich der Kaiser zum Frieden. Krankheit hatte seinen Muth geschwächt; er sah ein, daß seine Macht zu gering sey, um Italien zu bändigen; von Deutschland war seit Heinrich des Löwen Abfall keine Hülfe zu erwarten und

Deutschland selbst drohte von diesem Manne Gefahr, wenn der Kaiser nicht bald zurückkehrte. Die Italiener nahmen den Frieden an. Zu Venedig traten die Partheien zusammen. Der Kaiser erkannte den Papst Alexander an und überließ den Städten, sich ohne Einmischung der kaiserlichen Gewalt ihre Consuln selbst zu wählen, also völlig ihre eignen Herren zu seyn, 1178. Guelfische Geschichtschreiber berichten, als der Kaiser dem Papst die Füße geküßt, habe dieser ihm den Fuß auf den Nacken gesetzt mit den Worten der Schrift: auf Ottern und auf Löwen wirst du gehn! worauf ihm jener geantwortet; nicht dir, sondern Petro diese Ehre! Indeß erwähnen die gleichzeitigen Briefe des Papstes selbst dieses Umstandes nicht, weshalb er in Zweifel gezogen wird.

Kapitel CCXLVI.

Heinrich der Löwe.

Sobald Friedrich nach Deutschland zurückgekehrt, ging er damit um, Heinrich den Löwen zu verderben. Eine Fehde des Erzbischofs von Cölln mit dem Herzog gab ihm Anlaß, den letztern vor Gericht zu ziehn. Heinrich fürchtete des Kaisers Rache und stellte sich nicht. Da that ihn Friedrich in des Reiches Acht und nahm ihm seine Länder. Alle alten Feinde Heinrichs, alle die durch seinen Fall zu gewinnen hofften, aller ghibellinische Anhang brach auf gegen den letzten Welfen, dem nur Sachsen treu blieb. Seines Namens würdig schlug der Löwe grimmig um sich her und tilgte zum Theil den Schandfleck des Verraths durch den Ruhm ungemeiner Tapferkeit. Bis ins dritte Jahr blieb er unbesiegt, obwohl Friedrich selbst gegen ihn ausgezogen war. Den Landgrafen von Thüringen nahm er sogar gefangen. Als aber der Kaiser 1182 einen neuen großen Zug gegen

ihn aufbrachte, ward der Herzog in Stade eingeschlossen. Er sah ein, daß er verloren sey und befahl der Stadt Lübek, die ihm noch einzig treu geblieben und aufs tapferste dem Kaiser widerstand, sich freywillig zu ergeben, damit sie ihre schönen Freiheiten nicht verlöre. Darauf ergab er sich selbst und bat zu Erfurt den Kaiser fußfällig um Gnade. Da regte sich die alte Großmuth wieder in des Kaisers Herzen und er hob den gedemüthigten Löwen gütig auf und schloß ihn weinend in seine Arme, alter Zeit der Freundschaft und Waffenbrüderschaft eingedenk. Doch bestand er unerbittlich auf der Zertrümmerung der Welfenmacht, und weil er die Gefahr großer Herzogthümer eingesehn, beschloß er Baiern und Sachsen zu zerstückeln, wie schon früher Franken und Lothringen zerstückelt worden. Heinrich behielt nur Braunschweig. Das östliche Elbland Sachsen-Lauenburg fiel an Bernhard, den Bruder Otto's von Brandenburg, Westphalen als Herzogthum an den Erzbischof von Cölln. Andre kleine Stücke rissen Thüringen und Holstein an sich. Baiern kam an den treuen Otto von Wittelsbach, dessen Geschlecht es hinfort behauptete. Doch ward Steiermark und Tyrol davon abgerissen. Tyrol oder Meran erhielt ein Graf von Andechs. Um die Befestigung dieses neuen Zustandes zu sichern, mußte Heinrich der Löwe drey Jahre das Land meiden.

Friedrich glaubte noch sichrer die Macht der Fürsten zu verringern, wenn er den Städten die größten Freiheiten gewährte. Er kannte vollkommen die große Bedeutung der Städte für die Cultur des Landes und war der größte Freund und Begünstiger derselben. Wenn er in Italien das Gegentheil bewährte, so geschah es nicht aus Haß gegen die Städte überhaupt, sondern weil grade die lombardischen sein kaiserliches Ansehn verhöhnt hatten. In Deutschland verdanken ihm eine Menge der

berühmtesten Städte ihre völlige Befreiung und Erhebung zu unmittelbaren Reichsstädten, Lübek, Regensburg, Eßlingen, Ravensburg, Reutlingen, Eger, Speier, Hagenau, Memmingen, Altenburg, Rotenburg an der Tauber, Nürnberg u. s. w. Sie alle wurden von der bischöflichen oder fürstlichen Herrschaft frey gemacht.

Auch die Verhältnisse mit Italien wurden jetzt geregelt. Die lombardischen Städte verstanden sich in Güte, dem Kaiser und Reich Treue zu schwören und die deutschen Heere auf Römerfahrten zu unterhalten, wogegen der Kaiser ihnen das Recht ließ, ihre Consuln frey zu wählen und Bündnisse zu schließen, wie sie wollten. Auch mit Neapel ward Freundschaft angeknüpft. König Wilhelm II gab seine Tochter Constantia Friedrichs Sohn und Nachfolger Heinrich zur Ehe.

Kapitel CCXLVII.

Friedrich Barbarossa's Kreuzzug.

Während dieser Vorgänge im Abendlande befand sich die morgenländische Christenheit in der bejammernswürdigsten Lage. Mit jedem Tage stieg der Enthusiasmus und die Einheit der Muhamedaner in demselben Maaße, als bey den Christen innre Fehde, Verrath und Muthlosigkeit überhand nahmen. Conrad und Ludwig hatten das gelobte Land vergeblich zu retten gesucht, noch weniger vermochten es die einzeln nachziehenden kleinen Fürsten, unter denen 1158 Albrecht der Bär und 1172 Heinrich der Löwe sich auszeichneten. Der letztere ward sogar von den Türken gefangen, aber wieder los gelassen. Die Eifersucht der Pullanen und Fremden, der abendländischen Nationen unter einander, der neuentstandenen kleinen Fürsten von Antiochia, Tripoli, Cypern gegen den König von Jerusalem, der Fürsten gegen die

Orden und der Orden untereinander hatte den höchsten Grad erreicht. Und grade damals fanden die Muhamedaner in dem Sultan Salaheddin einen gemeinsamen Führer, der mit der entschiedensten Heldenkraft Großmuth und Bildung und jede menschliche Tugend verband. Da konnte der Sieg nicht lange unentschieden bleiben. Ein christlicher Fürst, Raimund von Tripoli, ward Verräther und ging öffentlich zum Feind über. Da ward in einer furchtbaren Schlacht bey Tiberias 1187 die Macht der Christen gänzlich gebrochen, König Guido von Jerusalem gefangen, fast alle Tempelherren und Johanniter umgebracht und kurz darauf Jerusalem erobert.

Kaum war die Kunde dieser schrecklichen Niederlage ins Abendland gedrungen, so loderte der edle Geist christlichen Heldenmuths bey allen Nationen von neuem auf, und von neuem sollte die unverdorbene Kraft des Nordens die Sünden der Pullanen wieder gut machen. Der fromme Kaiser Barbarossa selber, damals ein Greis von siebenzig Jahren, nahm freudig zum zweitenmal das Kreuz, mit ihm sein Sohn Friedrich von Schwaben, Ludwig von Thüringen, Herrmann von Baden, Berthold von Meran und der Kern der deutschen Ritterschaft. Ungesäumt brachen sie auf und gelangten an die Grenzen Griechenlands. Dort hielten sie die wilden Bulgaren auf, die jedoch mit Gewalt zurückgeworfen wurden. Die Griechen selbst versuchten das Kreuzheer aufzuhalten; als sie aber den prachtvollen Zug der deutschen Ritter erblickten, flohen sie bestürzt davon und mahnten ihre Landsleute zur Unterwerfung, es nahe das unbezwungene und eiserne Volk der Alemannen auf eisernen Rossen! So drang das Heer unaufhaltsam durch Griechenland nach Kleinasien. Hier kam es bald zu einer harten Türkenschlacht bey Finiminum, wo deutsche Kraft

den herrlichsten Sieg gewann. Ein neues türkisches Heer ward bey Cogni aufs Haupt geschlagen. Dort sah man einen schwäbischen Ritter zum Tod verwundet auf dem Boden liegen, der aber noch gegen eine ganze Schaar von Türken stritt und einen derselben von oben herab mitten von einander hieb, daß er in zwey Stücke fiel. Das war ein Schwabenstreich. Als der Christen Heer rastlos weiter zog in Armenien, ward die Hitze fast unerträglich. Da badete der Kaiser im Flusse Saleph und ertrank, 1190. So endete Friedrich Barbarossa, Deutschlands adeligster Held. Der tiefe Schmerz der Seinen wich bald der edelsten Begeisterung. Die er im Leben geführt, wollten auch im Tode nur ihm folgen. In der Mitte des Heeres ward seine Leiche getragen, nicht rückwärts sondern vorwärts in den Sturm der Schlacht. Unfern von Antiochia fanden sie die Macht der Türken und brachen sie von neuem durch den glänzendsten Sieg. Aber hier war das Ziel der Helden, denn Krankheiten, Folgen des Klima's und der Jahrszeit, rafften schnell den Kern des Heeres hin. Da starb auch Friedrichs hoffnungsvoller Sohn und Ludwig von Thüringen. Der Rest kehrte zurück oder schloß sich an Richard Löwenherz, den König von England und Philipp August von Frankreich, die frische Heere gegen die Ungläubigen führten, 1191. Das deutsche Volk aber konnte nicht glauben, daß sein großer Kaiser gestorben sey, oder es trug die unsterbliche Idee des Kaiserthums auf diesen Helden völlig über, weil er sie am würdigsten im Leben dargestellt, und die ewige Sehnsucht nach einem wahren und echten deutschen Kaiser, der das Heil der Welt werden sollte, knüpfte sich unmittelbar an die Hoffnung einer einstigen Wiederkehr des Barbarossa. Darum lebt die Sage bis auf heute fort, Friedrich soll im Kyffhäuser-Berge auf der goldnen Aue in Thüringen in tiefer Felskluft schla-

fen, da sitzt er noch das Haupt auf den Arm gestützt, und sein rother Bart ist ihm durch den steinernen Tisch gewachsen; einst aber wird er aufwachen und dem Lande wunderbare, goldne Zeiten bringen.

Kapitel CCXLVIII.

Der deutsche Orden.

In Richard Löwenherz trat dem großen Salaheddin ein würdiger Held der Christenheit entgegen. Aber kaum neigte sich der Sieg wieder auf die Seite der Christen, so brach die alte Eifersucht der Nationen hervor. Die Deutschen, die ihr Haupt verloren, standen an Glück und Zahl hinter den Engländern und Franzosen zurück, und je mehr sie eben darum an Tapferkeit jene zu übertreffen suchten, desto mehr wurden sie verhaßt. In einem Anfall von Uebermuth, der ihm später die bitterste Rache zuzog, riß Richard Löwenherz das babenbergische Banner herab, das der tapfre Herzog Leopold von Oesterreich auf die von ihm erstürmten Zinnen von Accon gepflanzt. Aehnlichen Schimpf litten die deutschen Ritter, die ungern unter den Tempelherren und Johannitern geduldet wurden. Da entschlossen sich diese mit Ausschluß aller andern Nationen einen eignen geistlichen Orden, gleich den Tempelherren zu stiften. Sie nannten ihn zu Ehren der heiligen Jungfrau den Orden der Marianer, bald aber wurden sie nur die deutschen Herren genannt. Walpot von Bassenheim, ein Niedersachse, war ihr erster Großmeister. Die edeln Bürger von Bremen und Lübek nahmen vorzüglich Theil daran, was für die Folge wichtig wurde.

Unterdeß war in Deutschland Friedrichs ältester Sohn und Nachfolger Heinrich Verweser des Reichs gewesen. Die Abwesenheit des Kaisers aber hatte Heinrich

der Löwe, noch als Greis ein unermüdeter Held, zur Herstellung seiner Macht benutzt. Schnell aus seiner Verbannung in England heimkehrend, war er über die Räuber seiner Länder hergefallen und der alte Krieg loderte von neuem auf. Endlich ward er zum zweitenmal bezwungen und auf Braunschweig beschränkt. Da starb der alte Löwe 1195. Sein Andenken ward von den Sachsen hoch gefeiert. Als unglücklicher Held genoß er die Ehre der Sage wie dereinst Ernst von Schwaben. Eben so abentheuerlich ward sein Kreuzzug besungen. An seinen Namen blieb der des alten Herzogthums Sachsen geknüpft, das mit ihm unterging, und halb wehmüthig, halb zornig verglich das Volk die Zerstückelung des edlen Landes eines uralten kräftigen Stammes mit einem Roß, das von wilden Thieren zerrissen wird. Der Löwe, hieß es, behält das Herz, der Luchs (Baiern) faßt ein Bein, der beißende Hund (Hessen) ein Hufeisen, die reißende Sau (Holstein) die Lunge u. s. w.

Kapitel CCXLIX.

Heinrich VI.

Von Friedrichs Söhnen blieb nur der älteste Heinrich und der jüngste Philipp übrig. Heinrich VI, vermählt mit Constantia, der Tochter König Wilhelms von Neapel, war schon bey seines Vaters Lebzeiten zum König der Deutschen gewählt und gekrönt. Philipp, früher zum Geistlichen bestimmt, behauptete jetzt das Herzogthum Schwaben, die Pfalz am Rhein und die Mathildische Schenkung. Heinrich war an durchgreifender Thatkraft dem Vater gleich, in jeder andern Tugend das Gegentheil. Unersättliche Habsucht und Grausamkeit hatten sich seiner Seele bemächtigt, und keine Scham

oder Furcht milderte diese Leidenschaften. Da Landgraf Ludwig auf dem Kreuzzug gestorben, bekam Heinrich sogleich Lust, Thüringen als verfallenes Lehn einzuziehn. Dazu war indeß die Zeit nicht mehr und Herrmann, Ludwigs Bruder, behauptete sich im Besitz. Dieser Herrmann war ein inniger Freund der Dichtkunst und versammelte an seinem Hofe auf der Wartburg die edelsten Sänger Deutschlands, wovon im folgenden Buch gehandelt werden soll. Wie viel Verlust für die Kunst, wenn Heinrich ihren edlen Gönner vertrieben hätte! Ein andres aber beging Heinrich, das dem deutschen Namen auf ewige Zeiten Schande machen wird. Richard Löwenherz kehrte vom Kreuzzug zurück, und reiste durch Oesterreich. Da warf ihn Herzog Leopold nieder, eingedenk seines Schimpfes vor Accon, und hielt ihn in engem Gefängniß. So verletzten Fürsten die uralte heilige Sitte, die dem fremden Wanderer Sicherheit und Hülfe bot. Noch weit abscheulicher handelte der Kaiser. Richard war Freund der Italiener und Welfen. Dies gab dem habsüchtigen Heinrich hinlänglichen Vorwand, seine Haft gut zu heißen. Leopold war niederträchtig genug, seinen Gefangnen für Geld feil zu bieten. Auch hierin überbot ihn der Kaiser. Er kaufte Richard dem Herzoge für 60,000 Mark Silber ab und ließ den Gefangenen dann wieder, um jüdisch zu wuchern, denn darauf war es überhaupt abgesehn, gegen ein Lösegeld von 150,000 Mark Silber frey. Dies Beyspiel ist einzig in der deutschen Geschichte. Die Dichtkunst der Zeit konnte diesen schmählichen Handel nicht wohl mit dem Ruhm des edlen Löwenherz in Einklang bringen, verwandelte daher in Sagen und Liedern das Silber in einen Sänger Blondel, der als Richards alter Freund aus England gekommen und ihn mit großer Gefahr glücklich aus dem Thurme, darin er gefangen saß, befreit habe.

Heinrich unternahm zwey Römerzüge, den ersten 1189, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Er kam nach Rom und erkaufte sich wiederum durch eine ehrlose Handlung die Freundschaft der Römer, indem er ihnen die Zerstörung von Tivoli, ihrer alten Nachbarfeindin, aus kaiserlicher Autorität gestattete. Unter unmenschlichen Grausamkeiten ward dieser unerhörte Frevel vollzogen. Papst Cölestin krönte den Kaiser, schlug ihm aber im nächsten Augenblick die Krone wieder herab, zum Zeichen, daß er die Macht habe, Kaiser ein- und abzusetzen. Da Wilhelm ohne Sohn gestorben war, sprach Heinrich das Königreich Neapel und Sicilien für sich an, weil Wilhelms Tochter Constantia seine Gemahlin war. Die Normannen hatten aber keine Lust zu den Deutschen und erhoben Tancred, einen Verwandten Wilhelms, zum König. Als Heinrich diesen mit Krieg überzog, unterlag sein Heer wie so viele frühere wieder pestartigen Krankheiten. Der Kaiser selbst ward siech und kehrte nach Deutschland zurück. Constantia fiel in die Hände Tancreds, ward aber aus Furcht oder Mitleid wieder frey gelassen.

Rachedurstig zog Heinrich 1194 zum zweitenmal über die Alpen. Tancred starb und hinterließ einen unmündigen Sohn Wilhelm. Das Glück entschied sich für den Kaiser und sein grausames Wüthen gegen die Guelfen und alle Kaiserfeinde kannte keine Grenzen. Einen Grafen, der sich zu einem unabhängigen Fürsten machen wollen, ließ er auf einem glühenden Eisenstuhl mit einer glühenden Krone krönen. Besonders gefiel er sich im Augenausstechen. Dies unglückliche Schicksal und dazu die Entmannung traf auch den jungen Wilhelm, der gefangen in ein deutsches Kloster geschleppt wurde. Neapel und Sicilien kam völlig in der Hohenstauffen Besitz, Heinrich aber starb in dem eroberten Lande zu Messina,

nachdem Constantia ebenfalls in Italien einen jungen Sohn Friedrich geboren, 1197.

Kapitel CCL.

Innocenz III.

Durch den frühzeitigen Tod des unter Lastern kraftvoll herrschenden Heinrich war die auf den höchsten Gipfel gestiegne Macht der Hohenstauffen plötzlich wieder dem Falle nahe gebracht. In Deutschland sollte sie der letzte von Barbarossa's Söhnen, der früher zum Geistlichen bestimmte Philipp, gegen die große Parthey der Welfen aufrecht halten, und in Italien Heinrichs kleiner Sohn Friedrich gegen den Papst und die Guelfen. Die Folge war, daß Philipp sich, höchst mühsam kämpfend und auf Deutschland beschränkt, behauptete, Friedrich aber und Italien gänzlich unter die Vormundschaft des Papstes kam.

Während das weltliche Reich zerrüttet ward, kam auf den Stuhl St. Peters wieder einer der geistvollsten und gewaltigsten Päpste, Innocenz III, durch den die Macht der Kirche sich immer tiefer befestigen, immer weiter ausdehnen sollte. Da Constantia mit ihrem Kinde sich in seinen Schutz begab und Heinrichs Grausamkeiten alle Herzen gegen die Deutschen erbittert hatte, so gelang es ihm, fast ohne Widerstand Heinrichs Anhänger zu vertreiben und Italien vom Einfluß der Deutschen unabhängig zu machen. Neapel und Sicilien nahm er unter seine Vormundschaft und ließ diese Länder durch seine Legaten regieren. Sodann riß er die Herzogthümer Spoleto und Ravenna mit der Markgrafschaft Ankona gewaltsam an sich und vereinigte sie mit dem Kirchenstaat, indem er die deutschen Herzöge Markhard und Conrad, die Heinrich VI darüber gesetzt, mit Hülfe der

Italiener leicht vertrieb. Auch die stolze Stadt Rom huldigte dem kraftvollen Geiste dieses Papstes und bequemte sich, statt dem Kaiser, ihm den Eid des Gehorsams zu leisten. Die lombardischen Guelfen mußten mit Vergnügen von der kaiserlichen Herrschaft sich befreit finden, und so war ganz Italien eine Provinz des Papstes.

Der Kirche neuer Held aber zwang auch die übrigen weltlichen Mächte von ganz Europa unter seine Gesetze, indem er die Gewalt, die der Glaube der Völker ihm anvertraut, meisterhaft handhabte. In Deutschland buhlten König und Gegenkönig um seine Gunst und wetteiferten, ihm, was er wollte, zu bewilligen. In Frankreich maßte sich König Philipp August an, den Clerus zu beschränken, ward aber durch des Papstes Bann so gebändigt, daß er demüthig der Kirche jedes verlangte Vorrecht zugestehn mußte. Ganz dasselbe widerfuhr dem König Johann von England. Eben so unterwarfen sich dem päpstlichen Richterspruch die Könige in Spanien, Norwegen, Ungarn, die Fürsten von Polen, Dalmatien und selbst der Bulgarei. Wie aber Innocenz auch im Innern der Kirche gewaltet, sehn wir nachher.

Kapitel CCXLI.

Philipp und Otto IV.

Nach Heinrichs Tode ward in Deutschland von der Hohenstauffischen Parthey Philipp, von der Welfischen Otto IV, der Sohn Heinrichs des Löwen, zum König ausgerufen, 1198. Der Papst mußte vom Siege der Hohenstauffen für sich selbst das Schlimmste fürchten, versagte daher Philipp seine Zustimmung, und that ihn, als er sich dennoch der Regierung anmaßte, in den Bann. Für Otto dagegen entschied er sich auch nicht so ausdrücklich, daß er dadurch hätte gebunden werden kön-

nen. Es kam ihm nur darauf an, Deutschland zu verwirren, die kaiserliche Macht in Ohnmacht zu verwandeln und von derselben so viel Recht und Gewalt als möglich an die Kirche zu ziehn.

In Deutschland entbrannte nun der alte Bruderzwist der Waiblinger und Welfen von neuem in zehnjährigem furchtbaren Kampf. Große Thaten und Gesinnungen vermissen wir dabey gänzlich. Weder Philipp noch Otto besaßen den großen Geist ihrer Väter. Sie hielten sich im Gleichgewicht, Philipp durch die Gunst der Städte, Otto durch die des Papstes. Die Fürsten spielten nicht selten schändlichen Verrath. Mehrere, sogar Verwandte, fielen von Otto ab und zu Philipp, der mit vieler Klugheit, Bestechung, Versprechungen seine Parthey verstärkte und sogar mit dem Papst sich zu verständigen wußte, indem er mit ungemeßnen Bewilligungen an die Kirche die Lossprechung vom Bann erkaufen wollte. Dies würde den Papst, der keinen bessern Ausgang der Sache sah, für Philipp entschieden haben. Diesen aber riß in der Mitte der Unterhandlungen ein gewaltsamer Tod dahin. Otto von Wittelsbach, Vetter des Herzogs von Baiern, war von Philipp zum Eidam gewählt, später aber wegen seines rohen zur Grausamkeit geneigten Betragens abgewiesen worden. Als darauf Otto eine polnische Prinzessin freyen wollte, warnte Philipp auch diese in dem Briefe, den er Otto mit nach Polen gab. Otto mochte davon etwas argwöhnen, erbrach den Brief unterwegs, und kehrte von einem ihm gewöhnlichen Anfall von Wuth ergriffen, der ihn schon früher zu einem Mord getrieben, sogleich zurück, stürmte zum König Philipp auf die alte Babenburg (bey Bamberg) und erschlug ihn mit gewaltigem Schwerteshieb auf seinem Lager, 1208.

Philipps junge Tochter Beatrix eilte weinend zu dem Gegenkönig und beschwor ihn, den furchtbaren Fre-

vel zu rächen. Otto IV hörte des kühnen Mädchens Bitten mit Rührung an, ließ den Mörder bis auf den Tod verfolgen, und nahm die Bittende selbst zu seiner Gemahlin, um dadurch die große Parthey der Waiblinger zu versöhnen. Dennoch war Otto's Lage mißlich. Die Fürsten und alle Stände waren zügellos, des Gehorsams entwöhnt, und beym ersten Gewaltstreich mußte der König fürchten, daß ihm der junge Friedrich entgegengestellt würde. Der Papst allein konnte ihn sicher stellen, da dessen Ansehn unbegrenzt geworden. Otto ging also 1209 nach Italien, demüthigte sich vor dem Papst, bewilligte ihm alles, was er in Italien an sich gerissen, gab ihm die Mathildische Schenkung dazu, bestätigte ihm das Investiturrecht, gestattete ihm selbst mit Umgehung der Capitelwahlen, Bischöfe einzusetzen, schwur, in aller Weise seinem höchsten Richterstuhl unterthan zu seyn und dergleichen mehr, wodurch er die Kirche gänzlich von der weltlichen Aufsicht befreite, ja ihr die Aufsicht über die weltliche Macht einräumte. Dafür empfing er die Kaiserkrone. Die Römer aber erbitterten sich aufs neue über den bloßen Anblick der Deutschen, erhoben einen Aufstand und schlugen sie mit großem Verlust aus der Stadt. Der Papst ließ sie gewähren. Dies weckte endlich in des Kaisers Herzen das Ehrgefühl auf und er versuchte, ob er dem Papst nicht einigen Widerstand zu leisten vermöchte. Er enthielt ihm Toscana. Innocenz aber verfuhr kurz und sicher, that den schwachen Gegner in den Bann und befahl den deutschen Fürsten, den jungen Friedrich zum König zu wählen. Da ward Otto 1211 zu Bamberg von der Hohenstauffischen Parthey und allen, die den Papst fürchteten, abgesetzt, Friedrich anerkannt. Otto ging schleunig über die Alpen zurück, aber zu spät. Da beschloß er, dem Gegner wenigstens den Eingang in Deutschland zu ver-

sperren. Friedrich aber kam als Pilger verkleidet glücklich, obwohl mit Lebensgefahr, durch Graubündten und betrat zum erstenmal die Heimath seiner Väter. In Constanz empfing ihn sein Anhang, der, durch Friedrichs Liebenswürdigkeit überrascht, täglich sich mehrte. Otto wich nach Sachsen zurück und beschäftigte sich thöricht, mit englischer Hülfe den König von Frankreich, der für Friedrich war, zu bekämpfen, ward 1214 bey Bouvines geschlagen, wagte nichts mehr gegen die Waiblinger und starb ebenfalls ungekränkt in seinem Erbe Braunschweig 1218.

Kapitel CCLII.

Albigenser.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts mehrten sich die Mißbräuche der Kirche und gleicherweise die Ketzer, als der natürliche Gegensatz von jenen. In die Fußtapfen Abälards und Arnolds von Brescia traten drey große Ketzersekten und zwar in Italien und Burgund, zunächst an der Quelle aller jener Misbräuche, am Fuß des päpstlichen Stuhles selbst.

Katharer oder Reine nannten sich die einen, in Italien. Ihre Ketzerei war wunderbar vermischt mit morgenländischen Lehren, und es zeigte sich, daß in den Kreuzzügen wieder rückwirkend die Ungläubigen auf die abendländische Christenheit Einfluß gewonnen. So hielten diese Sektirer alles Fleischessen für Sünde und verwarfen den Stand der Kaufleute als unheilig, weil er zu Lug und Betrug geneigt sey. Von der römischen Kirche sagten sie sich aber förmlich los und duldeten keine Priester unter sich.

Waldenser hießen andre, die an der Rhone sich verbreiteten, ihr Stifter Petrus Waldus, ein Bürger von

Lion. Sie hielten das Cölibat und Fasten, die unnatürlichen Entsagungen, welche die Kirche gebot, für unvernünftig, den äußern Gottesdienst in seiner Ueberladung, die Verehrung der Heiligen, die vielen Feste für Götzendienst, und strebten, indem sie sich gleichfalls von der herrschenden Kirche losrissen, den Zustand der ersten Christen unter den Aposteln herzustellen.

Albigenser waren die dritten, von der Stadt Albi genannt. Ihre Lehren waren denen der Waldenser ähnlich und sie hielten die herrschende Kirche geradezu für das Reich des Satans, für die große Babel, die in ihren Sünden soll zu Grunde gehn, den Papst aber für den Antichrist oder Widersacher des rechten Christenthums. Viel unsinnige Schwärmereien oder Ausschweifungen der Sitten werden ihnen von den Rechtgläubigen vorgeworfen, aber aus Haß wohl übertrieben.

Die Kirche sah sich nothgedrungen, die strengsten Maßregeln gegen diese Ketzer zu ergreifen; aber ohne die Ursachen dieser Erscheinungen gerecht zu würdigen und, aufopfernd den Privatvortheil, die eingeschlichnen Mißbräuche der Kirchengewalt abzustellen, uneingedenk der Zukunft und des ewigen Weltgesetzes, das jedes Uebermaß in sich selbst vernichtet, überschritt sie höhnend im trotzigen Gefühl der Macht und des Sieges das Maaß der Billigkeit und Vernunft, verdammte die Ketzer ungehört und rottete sie mit blutiger Mordlust aus. Diese traurigen Ereignisse bezeichnen aber im Siege des Papstthums zugleich den Wendepunkt des Mittelalters, den großen verhängnißvollen Riß, der durch das Wesen jener Zeit ging und in unversönlicher Zwietracht zwey Geister gegen einander waffnete, den der Hierarchie und den einer beginnenden künftigen Zeit.

Schon 1178 begannen blutige Verfolgungen der Ketzer, und schon 1198 wurden besondre vom Papst bestä-

tigte Ketzergerichte von Mönchen niedergesetzt, denen die Macht gegeben ward, überall Ketzer aufzuspüren, anzuklagen und auszutilgen. Die furchtbare Willkühr dieser Ketzergerichte fuhr roh gewaltsam durch alles Recht hindurch und begründete die unerhörteste Tyranney, vor der niemand mehr sicher war. Vor diesem Gericht galt keine Vertheidigung; der bloße Verdacht der Mönche ward schon als Beweis der Schuld angenommen und dem Beklagten, er mochte schuldig seyn oder nicht, blieb nichts übrig, als zur Schuld sich zu bekennen und eine schwere Kirchenbuße zu tragen, oder bey hartnäckigem Leugnen ohne weiters lebendig verbrannt zu werden. Auch war von diesem Gericht keine Appellation möglich und niemand konnte sich davon ausschließen. Dennoch mehrten sich die Ketzer, und zumal die Albigenser in der Provence dergestalt, daß Innocenz 1209 förmlich das Kreuz gegen sie predigen ließ. Selbst der Adel dieses Landes hatte die Ketzer begünstigt und Raimund, Graf von Toulouse, stand an ihrer Spitze. Darum war es nicht leicht, sie auszurotten. Zwanzig Jahre lang wehrten sie sich mit unsterblichem Heldenmuth gegen die rasenden Glaubensheere, die von allen Enden her gegen sie geführt wurden, bis sie der Uebermacht und hartnäckigen Ausdauer des Papstes erlagen. Doch pflanzte sich insgeheim der ketzerische Geist von Geschlecht zu Geschlecht fort.

Während dieser Zeit hielt Innocenz zu Rom 1215 ein allgemeines Concilium, um die gröbsten Mißbräuche der Kirche abzustellen. Gegen Sittenlosigkeit und Habsucht ergingen scharfe Verbote, die aber nicht mehr gehalten werden konnten. Sie blieben unzertrennliche Gefährten von der einmal gewonnenen Uebermacht der Geistlichkeit und nahmen sogar in dem Maaße zu, als eben diese Macht sich immer steigerte.

Kapitel CCLIII.

Bettelmönche.

Unter den Geistlichen selbst standen aber nicht selten Männer auf, denen Reichthum und Ueppigkeit ein Greuel war, die der Gottheit in reinster Entsagung gleich jenen ersten Einsiedlern dienen wollten. Zwey davon wurden wichtige Reformatoren des Mönchwesens. Franz von Assisi, ein Italiener, stiftete 1210 den Orden der Franziskaner, Domingo Guzman, ein Spanier, 1215 den der Dominikaner. Beyde neue Mönchsorden machten sich zum Zweck, nach einer äußerst strengen Regel zu leben und vornehmlich völlig arm zu bleiben, niemals Geld zu besitzen oder nur zu berühren, und mit den geringsten Nothwendigkeiten des Lebens, schlichter Nahrung und Kleidung sich zu begnügen. Man nannte sie deshalb Bettelmönche. Die Dominikaner wollten noch besonders durch Bußpredigten das Volk zu ähnlicher Entsagung antreiben und hießen deshalb Predigermönche.

Diese anfangs auf Schwärmerei gegründeten Orden gaben sich dem Papst bald als ein taugliches Werkzeug kund zur Befestigung der päpstlichen Alleinherrschaft. Sie konnten durch Predigten unter dem Volk, denen ihr heiliger Wandel, ihre demuthsvolle Entsagung das größte Gewicht gab, die Gemüther bearbeiten zum unbedingten Glauben und Gehorsam, und dem Papst zugleich eine Stütze gegen die mächtigen und reichen Bischöfe und Klöster selbst seyn, da die Bettelorden diese verachteten und einen Stolz darin finden mußten, beym Volk und Papst mehr zu gelten als sie. Innocenz wandte daher alle Sorgfalt an, beyden Orden die weiteste Ausdehnung zu verschaffen und mit unumschränkten Vorrechten zu begaben. Sie wurden als vorzüglich heilige und auferweckte Diener Gottes an Würde allen andern Ordinirten vor-

an gestellt; sie durften sich in alle geistlichen Sprengel und in alle Verrichtungen anderer Geistlichen eindrängen, überall predigen, Messe lesen, Beichte hören, Absolution ertheilen, Schulen errichten; sie öffneten sich Thür und Thor bey allen Laien, denn sie standen im Geruch der Heiligkeit und hatten vor allen andern Priestern voraus, daß sie niemals kamen, um den Beutel zu füllen; sie wurden Hausfreunde, Rathgeber der Laien, forschten sie aus, erstickten aufglimmende Ketzerei, hetzten gegen die Feinde des Papstes, entflammten den Fanatismus, bestärkten den blinden Glauben an das Wort des Papstes und waren somit in jeder Weise als ein geistliches Söldnerheer, oder als eine Polizey der Kirche zu betrachten. Die Ruhe, in welcher sich seitdem noch geraume Zeit das Papstthum befestigte, und die lange Unterdrückung der Ketzer war vorzüglich ihr Werk. Den Dominikanern ward auf einer Synode zu Toulouse, nachdem die Albigenser vertilgt worden, das Ketzergericht oder die Inquisition ausschließlich überlassen, so daß sie dasselbe allein und überall eröffnen durften und in jener willkührlichen Weise, wie wir gesehen. Da loderten fortan die Ketzerfeuer durch ganz Europa, Flammen, durch die der Papst selbst unbewußt das Gebäude der Hierarchie in Brand steckte. Das Christenthum war zum Heidenthum geworden und das Blut der Martyrer floß nun von der Hand der Nachfolger Christi selber.

Kapitel CCLIV.

Friedrich II.

Wunderbar überrascht uns die Erscheinung von Barbarossa's Enkel, der gleich groß wie seine Väter, doch ganz eigenthümlich, in seiner Zeit fast fremd und unheimlich, doch nur erhaben über dieser Zeit sich darstellt.

Seltsame Gestirne übten Einfluß auf seine Geburt und Erziehung. Seine geistreichen Züge verkündeten den Adel seiner Väter, sein helles, blondes Haar die deutsche Herkunft, seine Vorliebe für den Minnesang das schwärmende Schwabenblut; und doch war dieser milden Heldenherrlichkeit von der sicilianischen Mutter ein fremdes südliches Feuer beygemischt, das an die Gluth muhamedanischer Leidenschaften erinnerte und in dieser eigenthümlichen Erscheinung die Deutschen bald unwiderstehlich anzog, bald zurückstieß. Friedrich aber war in Sicilien mehr von freien Sängern als von Geistlichen, ja zum Theil unter Arabern gebildet worden, deren Schönheitssinn und feine Sitte den sicilianischen Hof vor allen glänzend machte. In dieser ungebundnen Schule war ihm die Poesie und Sitte des ungläubigen Morgenlandes, die versunkne Welt des Alterthums mit einem andern Glauben, unter deren großen Denkmalen er aufgewachsen, endlich die Natur selbst und ihr geheimes Wesen vertraut und lieb geworden. Sein Hof zu Neapel und Palermo war halb morgenländisch. Die schönsten Frauen, die edelsten Sänger, tiefsinnige Gelehrte, bildeten hier mit den ritterlichen Helden vereinigt den schönen Kranz, wie einst um die arabischen Herrscher. Orientalische Tänze, Spiele, Musik, von Arabern selbst aufgeführt, verdrängten die frommen Bußübungen. Friedrich selbst war der Mittelpunkt dieses fröhlichen Lebens, Muster der Helden, Liebling der Frauen, der erste Sänger und Dichter, der selbst viele neue Weisen erfand und Lieder dichtete, ja als der eigentliche Begründer der neuen italienischen Poesie zu betrachten ist, und nicht minder Vorbild der Gelehrten, indem er mit ungemeinem Verstand in das Wesen der Kirchensatzungen und der Philosophie eingedrungen und einer Freiheit der Gedanken sich unterwunden, die ihn zum ersten Ketzer der

Christenheit stempelte, indem er ferner die Rechtsverhältnisse seiner Zeit mit seltner Klarheit durchschaute und zur Reinigung derselben eine höchst umsichtige Gesetzgebung erschuf, die nur zu sehr über der Zeit stand, indem er endlich in die Geheimnisse der Natur mit unermüdetem Eifer sich eingeweiht, zumal in die Sternkunde, darin er auch nach Weise der Heiden sein Verhängniß zu lesen geneigt war, und in die Thierkunde, wofür er sich eine Menge fremder Thiere kommen ließ, sie aufbewahrte, auch anatomische Versuche mit ihnen anstellte, in welcher Hinsicht er auch ein Werk über die Falkenjagd geschrieben hat, darin uns die scharfsinnigsten Beobachtungen der Natur überraschen. Ein solcher Mann, an die Spitze des weltlichen Reichs gestellt, mußte nothwendig der schneidendste Gegensatz gegen die herrschende Kirche werden, und ob er mit Weisheit sich nach dem Geist der Zeit zu bequemen strebte, seine freye Natur mußte jeweilig hindurchbrechen.

Nachdem ihn Deutschland anerkannt, ließ er daselbst seinen jungen Sohn Heinrich als Reichsverweser zurück und setzte demselben den kraftvollen Erzbischof Engelbrecht von Cölln an die Seite. Er selbst aber kehrte 1220 nach Italien zurück, um sein Verhältniß zum Papst sicher zu stellen. Dem Zeitgeist huldigend und wohl begreifend, daß er der Kirche sich befreunden, oder im Beginn seiner Laufbahn untergehn müsse, gab er dem Papst alles nach, was er forderte, bestätigte nicht nur die Bewilligungen Otto's IV, sondern verlieh der Kirche noch folgende höchste Vorrechte: das bewegliche Gut der Geistlichkeit, das früher der Kaiser geerbt, solle jetzt der Papst allein erben (Spolienrecht); kein Laie solle Regalien oder Gerichtsbarkeit in geistlichen Sprengeln besitzen; kein Priester und kein Dienstmann oder Leibeigner eines Priesters könne Vasall eines Laien oder Pfahlbürger in den Städ-

ten werden, wohl aber jeder Laie Vasall der Kirche; die Ketzer sollten auch mit der weltlichen Acht belegt und vom weltlichen Arm ausgerottet werden. So ward gleich anfangs zwischen Papst und Kaiser ein Friede geschlossen, der aber wesentlich trügerisch war.

Kapitel CCLV.

Fehmgerichte.

Damals zuerst tritt ein merkwürdiges Institut des Mittelalters, das Fehmgericht oder das heimliche Gericht in die Geschichte. Es hatte sich allmählig im Verlauf der Rechtsverwirrung erzeugt, unter der Verwaltung Engelbrechts von Cölln aber ward es erst allgemeiner wirksam. Seit der Zerrüttung des Herzogthums Sachsen hatten die Widersprüche der Privilegien und wechselseitigen Anmaßungen, die Uebermacht Einzelner, die Unterdrückung der Schwächern, die fortdauernden Greuel des Faustrechts und der Selbsthülfe bey der langen Entfernung der Kaiser das Bedürfniß nach einer strengen und durchgreifenden Pflege des Rechts erzeugt. Offen aber konnte die Gerechtigkeit gegen so viele Verletzer nicht gehandhabt werden. Nur heimliche Richter und Rächer vermochten die Frevler zu schrecken mit Strafen, von denen sie nicht wußten, woher sie kamen, und denen sie doch nimmer entfliehen konnten, und zugleich stellte das Geheimniß die verborgnen Richter vor äußerem Angriff sicher. So entstand eine heimliche Gesellschaft, eine Innung, die das Recht zu pflegen sich vorgesetzt, wie damals alles in Innungen sich zusammenzog, die Priesterschaft, Ritterschaft, Bürgerschaft, und wieder jede Kunst und Wissenschaft und jedes Gewerbe Eigenthum einer Innung wurde. Das Fehmgericht knüpfte sich aber zunächst im Herzogthum Westphalen, das zu Cölln

gehörte, an die alten dort noch immer fortbestehenden Gaugerichte der freien Bauern, indem dieselben nur heimlich wurden und unter der Leitung des Erzbischofs alle rechtliebenden Adelichen und Freien als Schöppen aufnahmen. Geistliche wurden sonst nicht in den Bund aufgenommen, aber auch nicht vor das Gericht gezogen, weil die Macht der Kirche geschont werden mußte. Den zügellosen Laien dagegen, besonders den wilden Rittern, ward dies Gericht eine furchtbare Geißel. Das nähere über die Einrichtung der Fehme im folgenden Buch; Engelbrecht aber soll an der Spitze des heimlichen Gerichts viel Gutes gewirkt und strenge Gerechtigkeit gehandhabt haben, bis er eben deshalb von dem trotzigen Grafen von Isenburg, den er bestrafen lassen, ermordet wurde, 1226.

Kapitel CCLVI.

Der deutsche Norden und Waldemar von Dänemark.

Ganz eigenthümlich bey der alten Weise behaupteten sich fortwährend im Umschwung aller großen Ereignisse die freien Bauern an der Nordsee. Die Ostfriesen zumal lebten nach Vertreibung aller Grafen und Vögte völlig unabhängig in altgermanischer Gaufreiheit, getrennt in kleine Stämme, die sich selbst regierten, und wieder verbunden in dem gemeinsamen Bund von sieben Seelanden, der von gewählten Abgeordneten jedes Landes vom alten Upstalesbom regiert wurde. Die Bischöfe von Bremen und Utrecht behaupteten nur die geistliche Gewalt über dies treuherzige fromme Volk, und nur wenn sie weltliche Herrschaft sich anmaßen wollten, griffen die Friesen keck zu den Waffen, und erst, als die wiederholten Ungerechtigkeiten der Bischöfe diese verächtlich machte, rissen

offenbare Ketzereien ein. Die Westfriesen waren längst unter die Herrschaft der Grafen von Holland und die Dithmarsen unter Holstein gekommen, trugen aber das Joch nur unwillig. Ihnen gleich sollten auch die Ostfriesen unter die Grafen kommen, aber in jedem Kampfe behaupteten die stolzen Bauern den Sieg und mancher Graf und Fürst büßte dabey sein Leben.

Zu einer fast eben so großen Unabhängigkeit erhoben sich seit dem Verfall des sächsischen Herzogthums und seit der Bekehrung aller Slaven die norddeutschen Seestädte durch ihre Zahl und durch die unermeßlichen Reichthümer, die sie im Seehandel häuften.

Die nordischen Fürsten dagegen kamen eine Zeitlang unter die Lehnsherrschaft von Dänemark. Waldemar II maßte sich dieselbe theils vermöge des Erbrechts, theils durch Gewalt an. Holstein mit den Dithmarsen, Meklenburg und Pommern, die ganze Küste der Nord- und Ostsee von den Ostfriesen bis zu den Preußen, mußten die Herrschaft des großen nordischen Königs anerkennen, die nach Lehnsweise rechtmäßig schien und den Kaiser, der anderwärts zu thun hatte, zu keinem gefährlichen Widerspruch aufforderte. Die slavischen Herren haßten aber die Dänen seit alter Zeit und nicht minder waren die Dithmarsen geneigt, sich unabhängig zu machen. Als daher König Waldemar einen Grafen von Meklenburg-Schwerin in seinem Hauswesen beleidigte, nahm ihn dieser sein Lehnsträger, zur Freude der übrigen Fürsten, gefangen 1223, und er mußte die Freylassung mit gänzlicher Entsagung auf die deutschen und wendischen Lehen sich erkaufen. Er brach aber den Frieden und zog mit Heeresmacht nach Holstein. Bey Bornhövet kam es zur Schlacht. Da verließen mitten im Kampf die dithmarsischen Bauern seine Fahnen und wandten sich gegen ihn selbst. Er erlitt die schmählichste Niederlage und rettete

sich nur durch die Flucht, 1227. Damit hatte die dänische Lehnherrschaft ein Ende. Die Dithmarsen machten sich frey wie die Ostfriesen, und behaupteten die Freyheit später wieder in höchst rühmlichen Siegen. Die wendischen Fürsten wurden Herzöge des deutschen Reichs.

Kapitel CCLVII.

Deutsche Ritter in Liefland und Preußen.

Schon längst standen Bremen, Lübek und Hamburg mit Wisby auf der Insel Gothland und dieses mit den preußischen und russischen Küsten in Handelsverbindung, und wie sich im Mittelmeer der Handelsgeist der religiösen Begeisterung vermählt, so hieng sich umgekehrt in der Ostsee diese jenem an. Die bremischen Kaufleute, die nach Preußen und Liefland kamen, wurden Bekehrer und gründeten Städte, die zugleich Handelsniederlagen und Missionsanstalten wurden. Dieser Verkehr begann von Bremen aus schon 1158. Die von hier aus gegründete Stadt Riga kam bald zur höchsten Blüthe und ward Sitz eines Bischofs. Je weiter die Sachsen aber unter den Heiden sich auszubreiten suchten, desto mehr Widerstand riefen sie hervor, und um ihre Besitzungen zu behaupten und das Werk der Bekehrung zu vollenden, mußte eine bewaffnete Macht aufgestellt werden, die sich dies ausdrücklich zum Geschäft machte. Der Sinn der Zeit verlangte dafür einen geistlichen Ritterorden, und so entstanden in Liefland die Ritter des Kreuzes und des Schwertes, welche Symbole des Ordens Zweck bezeichneten. Da sie aber zu schwach sich fühlten, ward der deutsche Orden aus dem Morgenlande zu Hülfe gerufen. Derselbe lag in ewiger Feindschaft mit den andern Orden und den Ausländern, konnte wenig ausrichten und sehnte sich nach einem minder beschränkten Wir-

kungskreise. Zugleich waren es meist niedersächsische, vorzüglich Bremische Bürger, von denen dieser Orden ausgegangen, mit denen er stets im Verkehr geblieben. So ward die Verabredung bald getroffen und der ganze deutsche Orden wanderte aus nach der Ostsee und pflanzte dort sein Kreuz auf, 1227. Herrmann von Salza war der erste Ordensmeister in Preußen, Hochmeister, auch Deutschmeister genannt. Die Schwertritter vereinigten sich mit den deutschen Rittern. Liefland aber ward als besondre Provinz von Preußen getrennt und stand unter einem vom Hochmeister abhängigen Heermeister. Der Ritter Tracht war ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz. Sie lebten ehelos und ihre Güter und Eroberungen waren Gemeingut des Ordens. Sie regierten sich selbst unter dem Vorsitz des gewählten Meisters, der vom Kaiser als ein Fürst des deutschen Reiches anerkannt wurde. Ihr Regiment war furchtbar und höchst tyrannisch, wie der Vertilgungskrieg, den sie zur Befestigung desselben führten. Die Tapferkeit und Ausdauer, mit welcher sie in beynahe hundertjährigem Kampfe die wuthentbrannten und unbändigen Preußen beynahe ausrotteten, muß an sich gerühmt werden, so wie das Werk der Bekehrung aller jener finnischen Ostseestämme, von denen nur die wilden Lithauer sich frey erhielten. Indeß erstickte eben durch diese Kämpfe jedes menschliche Gefühl in dem eisernen Ritter, und schon des Cölibates wegen konnten sie mit den Einwohnern des Landes in keine freundliche Verbindung treten. Hatte der Wenden und Sorben Bekehrung vieles Blut gekostet, so waren die Ueberwundenen doch den Siegern gleich gestellt, der wendische Adel mit dem deutschen vermischt worden. In Preußen aber war die Familienverbindung der Herren mit den Besiegten unmöglich. Die deutschen Ritter rotteten daher den Adel des Landes aus, nahmen nur

Deutsche unter sich auf, und nur Deutsche zu Bürgern der Städte, so daß die alten Einwohner nur leibeigne Sclaven auf den Dörfern blieben, wo die Ritter sie mit barbarischer Härte behandelten. Sie aber, wie alle Finnen mit zartem Sinn für Gesang und Dichtkunst begabt, beklagten ihr jammervolles Loos in rührenden Liedern, die zum Theil noch im Volke leben.

Kapitel CCLVIII.

Constantinopel und Aegypten.

Richard Löwenherz hatte den Muhamedanern einen ehrenvollen Frieden abgezwungen, der aber bald wieder gebrochen ward. Da unter den Christen im Morgenlande die alte Zwietracht nicht aufhörte, so gewann Salaheddin und nach ihm Kamel, der Sultan von Aegypten, von Jahr zu Jahr neue Vortheile. Die Kreuzfahrer begannen einzusehn, daß der Besitz des gelobten Landes nicht erhalten werden könne, wenn nicht zugleich Griechenland und Aegypten in ihrer Gewalt wäre, denn jenes hinderte die Verbindung mit dem Auslande und dieses verschaffte durch seine Fruchtbarkeit den Türken allen Unterhalt, den sie selbst entbehren mußten. Sie entschlossen sich also, was sie früher hätten thun sollen, vor allem andern diese Länder zu unterwerfen. Die Griechen hatten durch beständige Treulosigkeit eine Züchtigung allerdings verdient, und feig, wie sie waren, konnten sie dem Andrang der Kreuzfahrer nicht widerstehn. Constantinopel ward 1204 erobert, und ein deutscher Held, Balduin, Graf von Flandern, setzte die griechische Kaiserkrone sich aufs Haupt. Andre Grafen und Ritter wurden zu griechischen Herzögen und Fürsten einzelner Landschaften erhoben. Die Venetianer aber bemächtigten sich der vorzüglichsten Küstenstädte. Han-

delseifersucht und Herrsch- und Habgier hatten viel zu dieser Eroberung mitgewirkt und verdarben die Sieger so gänzlich in Griechenland, wie in Asien, daß es den Griechen gelang, 1261 Constantinopel wieder zu erobern. Auf die deutsche Kunst übten aber diese Ereignisse vielfachen Einfluß. Die Flanderer brachten Werke der griechischen Kunst, vorzüglich Gemählde, nach den Niederlanden, wodurch dort und am Niederrhein, vorzüglich in Cölln, die Mahlerey emporkam.

Der Anschlag auf Aegypten mißlang gänzlich. Hier widerstanden nicht feige Griechen, sondern heldenmüthige Araber, die den Werth des Landes vollkommen zu schätzen wußten und alle Streitkräfte an die Ufer des Nils zusammenzogen. In der Christenheit hatte die Begeisterung im Allgemeinen abgenommen, woran besonders die Schändlichkeiten und Laster Schuld waren, welche die neuen Kreuzfahrer bey den Nachkommen der frühern kennen lernten. Die Muhamedaner selbst handelten nie so treulos, als die Franken im Orient, und umgekehrt weckte die arabische Bildung Achtung und Duldsamkeit gegen die sonst so verhaßten Ungläubigen. Zugleich aber wirkten die Ketzereien und die Eifersucht der von der Kirche allzusehr eingeschränkten Laien den Kreuzzügen entgegen. Es kam daher zu keinem allgemeinen Kreuzzug mehr, so viele Mühe der Papst sich gab, ihn zu Stande zu bringen. Nur einzelne Schaaren von Gläubigen zogen aus von Jahr zu Jahr, doch gebrach es an Einigung und an einem Haupte. Man sah 1212 einen Haufen zu 7000 Knaben, die sich selbst dazu begeistert hatten, gegen das Morgenland aufbrechen, aber schon in Italien sich zerstreuen. Bald darauf gingen 30000 Knaben und Mädchen in derselben Absicht zu Schiffe, scheiterten aber an der Küste von Afrika und wurden zu Sklaven gemacht. Auch Friesen und Niedersachsen zogen

wieder 1217 zu Schiffe nach dem Morgenlande, von Graf Wilhelm von Holland angeführt, und zugleich König Andreas von Ungarn, die Herzöge Leopold von Oestreich, Ludwig von Baiern. Aegypten war das Ziel und die Eroberung von Damietta, der muhamedanischen Hauptfestung an einem Ausfluß des Nils sollte den Schlüssel des Landes den Christen in die Hände spielen. Nach jahrelanger Anstrengung fiel Damietta, konnte jedoch aus Mangel an Truppen und an Einheit nicht behauptet werden und kam bald wieder zum Schrecken des Abendlandes in die Gewalt des Feindes.

Kapitel CCLIX.

Friedrichs II. Kreuzzug.

Alle Schuld dieser Unfälle ward auf den Kaiser Friedrich gewälzt, denn längst hatte der Papst ihm geboten, das Kreuz zu nehmen, längst hatte Friedrich den Kreuzzug feierlich gelobt, und er allein hätte Damietta zu retten vermocht; immer aber schob er die Erfüllung seines Gelübdes hinaus und stellte dem dringendsten Aufruf des Papstes je einen neuen Vorwand der Verzögerung entgegen. Es war ihm allerdings Ernst um den Kreuzzug, doch weniger des Sieges, als des Friedens wegen. Der Glaubenskrieg schien ihm thöricht und die Muhamedaner waren ihm achtungswerth. Sie zu Freunden zu machen und allen Krieg durch einen dauernden Friedensbund zu endigen, war das höhere Ziel, das er sich vorgesetzt. Bevor er aber die Heimath verlassen wollte, schien es ihm durchaus nothwendig, erst diese selbst vollkommen zu beruhigen, und auch des Heeres Rüstung verlangte Zeit, da die Deutschen zum Theil den Kreuzzug verweigerten, zum Theil höchst läßig betrieben. Der neue Papst Gregor IX wollte jedoch den Kai-

ser je eher je lieber fort haben und ihr Verhältniß ward bald gespannt. Als Friedrich 1226 die italienischen Angelegenheiten in eine sichre Ordnung bringen wollte, um sodann mit Ruhe den Kreuzzug anzutreten, argwöhnten die lombardischen Städte nicht ohne Grund, daß ihre allzu ungezügelte Freiheit Beschränkungen erfahren sollte, und erneuerten daher mitten im Frieden den gewaffneten Guelfenbund, hielten auch den jungen Heinrich und andre deutsche Herren ab, durch die Lombardei zum Kaiser zu reisen. Dieser griff die Ruhestörer sofort an, und der Kreuzzug ward wieder verschoben, denn Friedrich konnte die Treulosen nicht im Rücken lassen. Der Papst gebot indeß Frieden und schärfte seine Drohungen gegen Friedrich dergestalt, daß dieser endlich 1227 mit einem großen deutschen Heere, dem 60000 Engländer voraus gezogen waren, zum Kreuzzug einschiffte. Er ward aber krank unterwegs, oder hielt seine Gegenwart in Italien noch für nothwendig und kehrte daher am dritten Tage schon wieder um. Krankheiten überfielen auch sein Heer und Ludwig von Thüringen ward davon hingerafft. Da ergrimmte der Papst und that den Kaiser feyerlich in den Bann. Seitdem ward die innere Feindschaft offenbar und die freysinnige ketzerische Natur Friedrichs brach zum erstenmal aus den Schranken. Er antwortete dem Papst öffentlich, schilderte die Tyrannei der Kirche öffentlich, verglich sie mit der Einfachheit Christi und seiner Apostel, und nannte die Priesterschaft unberufne Tyrannen, Räuber und Wölfe, die in Schaafskleidern gingen. Dies vermehrte jedoch nur den Haß der Kirche und das Entsetzen der Laien, die von den Bettelmönchen zum bittersten Grimm gegen den Kaiser aufgehetzt wurden. Friedrich entschloß sich daher, um nicht alles auf die Spitze zu stellen, den Kreuzzug zu thun, und dadurch vom Bann sich zu erledigen, indem er immer noch einen

großen Anhang von Ketzern und Gibellinen in Italien zurückließ.

Als Friedrich 1228 im Morgenland erschien, wichen die Tempelherren und Johanniter, der Patriarch von Jerusalem und alle Ausländer von ihm als von einem Gebannten und wollten nicht unter seinem Befehle stehn. Der Papst selbst aber ging in seinem Zorn so weit, daß er ausdrücklich verbot, dem Kaiser beyzustehn, und dadurch das große Unternehmen, das er erst so eifrig betrieben, selbst zu vereiteln suchte. Friedrich ließ sich jedoch nicht irren, behandelte das verworfne Volk der orientalischen Christen mit Verachtung, vertraute nur den Deutschen, die ihm treu blieben, und erreichte den schönen Zweck des Friedens vollkommen, indem der Sultan Kamel, edel wie Salaheddin und freysinnig wie Friedrich selbst, ihm freudig entgegen kam. Was die Unduldsamkeit der frühern Kreuzfahrer durch keine Gewalt erzwungen, erreichte Friedrich spielend. Die Thore von Jerusalem wurden ihm geöffnet, und er selber setzte sich mit eigner Hand die Krone des heiligen Königreichs aufs Haupt. In schöner Eintracht verbanden sich die beyden größten Häupter des Abend- und Morgenlandes, das den Muhamedanern wie den Christen heilige Grab den Gläubigen beyder Religionen zu gemeinsamer Andacht frey zu geben, und wie Kamel dem Kaiser die Stadt übergab, so vergönnte wieder dieser den muhamedanischen Priestern neben den christlichen daselbst den ungehinderten Gottesdienst. Weit entfernt aber, für die Wiedereroberung des heiligen Grabes Gott zu danken, belegte der Patriarch von Jerusalem vielmehr die Gottesstätte selbst mit dem Banne, und Priesterhaß suchte den seegenvollen Frieden wieder zu vernichten, ja die Tempelherren stellten dem Kaiser nach dem Leben. Sie handelten ehrlos genug, dem Sultan zu schreiben, an wel-

chem Ort er den Kaiser überraschen und fangen könnte. Kamel aber sandte den verrätherischen Brief mit einer treuen Warnung an Friedrich selbst. Das Einverständniß des Kaisers mit dem Sultan ward natürlich benutzt, ihn offenbarer Mahomsdienerei anzuklagen und die Gläubigen aufs äußerste gegen ihn zu erbittern. Verläumdungen wurden ersonnen. Man warf ihm vor, den Mord des Herzogs von Baiern, den ein kühner Assassine vollbrachte, veranlaßt zu haben und dergleichen mehr.

Als Friedrich den Frieden wenigstens für einige Zeit befestigt, ging er sogleich nach Italien zurück. Dort hatte der Papst mit einem eigens geworbnen Söldnerheer, die von St. Peters Schlüssel Schlüsselsoldaten genannt wurden, Unteritalien den Gibellinen zu entreißen versucht. Friedrich aber stellte mit seinen siegreichen Schaaren schnell die Ordnung wieder her und trieb den Papst so in die Enge, daß er wieder Frieden machen mußte. Der glücklich vollzogne Kreuzzug sprach zu laut für den Kaiser und seine Waffen waren zu scharf, als daß der Papst nicht für räthlich gefunden hätte, ihn vom Bann zu befreien. Sie kamen zu Anagni zusammen und die Eintracht ward auf einige Zeit hergestellt, 1230.

Kapitel CCLX.

Inquisition in Deutschland.

Ludwig, der Landgraf von Thüringen, war noch vor dem Kreuzzug gestorben und hatte seiner Gemahlin Elisabeth nur einen jungen Sohn Herrmann hinterlassen. Sein Bruder aber, Heinrich Raspe, ein herrisches, feindseliges Gemüth, bemächtigte sich der Vormundschaft und ließ die überaus fromme Elisabeth mit ihrem Kinde so hart darben, daß sie in Eisenach betteln mußte. Das

ertrugen die Vasallen nicht, und Rudolf Schenk von Vargula trat hin vor den Raspe und zwang ihn, die Wittwe zu ehren. Raspe gehorchte, ließ aber den unglücklichen Knaben durch Gift hinrichten, um über Thüringen allein zu herrschen.

Elisabeth nahm ihren Wittwensitz zu Marburg in Hessen und erfüllte das ganze Land mit dem Ruf ihrer Heiligkeit, und es sind noch zahlreiche Legenden von ihrem frommen und wundersamen Wirken vorhanden. Wo so viel Licht ist, gibt es auch Schatten. Ein Dominikanermönch, Conrad, von Marburg zubenannt, drang sich ihr als Beichtvater und dem Land als Ketzerrichter auf. Mit höllischer List begann er anfangs sein Inquiriren und Strafen an Weibern, Bauern, armem Volk, das er mit seinen giftigen Beschuldigungen ungerochen verderben zu können glaubte. Als es ihm damit geglückt, fuhr er fort, Bürger der Städte, endlich etliche vom niedern Adel vor sein Gericht zu ziehn und mit harten und schimpflichen Kirchenstrafen zu belegen. Als er aber, immer kühner geworden, auch den hohen Adel ergriff, die Grafen von Solms, Henneberg, Lotz und andre anklagte, und einen mächtigen Grafen von Sayn sogar kahl scheeren ließ, was damals als Sklaventracht des Adels größter Schimpf war, da empörte sich der deutsche Stolz selbst gegen das heilige Ansehn des Papstes. Der junge Reichsverweser Heinrich sprach den Grafen los und stellte sein Erbe wieder her. Conrad mußte sein Gericht einstellen und ward überall mit Haß und Verachtung verfolgt, endlich gar todt geschlagen. Ein stehendes Ketzergericht konnte hinfort nie mehr in Deutschland aufkommen, sondern nur wenn bestimmte Ketzereien ruchtbar geworden, ward inquisitorisch dagegen verfahren.

So ward um die nehmliche Zeit 1234 die Ketzerei der Stedinger, eines friesischen Stammes, durch einen völligen Vertilgungskrieg ausgerottet. Die Bauern hatten die Burgen des Grafen von Oldenburg, von wo aus sie mishandelt wurden, gewaltsam gebrochen, sodann einen Geistlichen ermordet, weil das geistliche Gericht ihn widerrechtlich gegen ihre Klage geschützt. Dies war Anlaß genug für den Clerus, sie aufs heftigste zu verfolgen. Die Stedinger aber wurden eben deshalb zur Ketzerei geneigt und verweigerten den Zehnten. Da wurde das Kreuz gegen sie als gegen Heiden und Ketzer gepredigt, und der erbitterte Adel säumte nicht, die Rache zu vollziehn. Von den Friesen verlassen, weil sie ja Ketzer waren, erlagen sie der zehnfachen Uebermacht nach löwenmüthiger Gegenwehr und fielen alle ruhmwürdig als tapfre freie Friesen mit dem Schwert in der Hand. Ein ähnliches Schicksal traf die Bauern um Schwäbisch-Hall.

Kapitel CCLXI.

Friedrichs II. Gesetzgebung.

Auf einem Reichstag zu Ravenna gab Friedrich 1231 dem Königreich Neapel und Sicilien ein neues sehr ausführliches Gesetzbuch, worin er zum Theil ganz neue Ansichten vom Staat aussprach, die seinem Scharfsinn und redlichen Willen Ehre machen, in die damalige Zeit aber nicht paßten und darum nicht durchdrangen. Er sah richtig alles Unheils Quell in dem allzu großen Uebergewicht der Stände und der einzelnen Herren, Ritter, Städte, die allein alle Waffenmacht und allen Reichthum besaßen, unter sich trieben was sie wollten und dem König nicht gehorchten. Ohne das fröhliche Gedeihen der Glieder irgend stören zu wollen, sah er doch

ein, daß dem Haupt oder König nothwendig die Macht gegeben werden müsse, um Einheit, Zucht und Ordnung zu erhalten, denn dies war ja sein Zweck. Da die alten Mittel der königlichen Macht mit der alten Zeit verschwunden, so konnten nur neue aushelfen, und Friedrich zuerst begriff, daß dies nur die durch neue Schöpfung einflußreicher Staatsbeamten und durch Steuern möglich sey. Die erstern sollten den Thron mit dem Volk fester verbinden, als es das lockre Lehnwesen vermochte und die andern den König überheben, um jede öffentliche Unternehmung bey den kargen Vasallen zu betteln. Die spätere Zeit hat diese Grundsätze angenommen und nicht selten zu der Tyrannei ausgedehnt, die man damals voraussah und weshalb Friedrichs Gesetze nicht befolgt wurden. Die lombardischen Städte waren insonderheit mit den Maßnahmen des Kaisers, die ihre Unabhängigkeit so sehr gefährdeten, unzufrieden und erweckten ihm einen neuen Feind, seinen eignen Sohn Heinrich. Dieser ehrgeizige Jüngling, der in Deutschland allein zu regieren gewöhnt worden, ließ sich zur Empörung gegen den Vater verleiten. Auch der Papst scheint sie gebilligt zu haben. Friedrich aber sah die Gefahr und zugleich die Nothwendigkeit ein, in Deutschland selbst zum Rechten zu sehn, ging unerwartet schnell über die Alpen und nahm den unnatürlichen Sohn gefangen, ehe die Deutschen sich besinnen konnten. Heinrich blieb auch im Gefängniß hartnäckig und starb nach einigen Jahren.

Friedrich versuchte nun auch in Deutschland eine feste Ordnung zu begründen, und gab auf einem glänzenden Reichstage zu Mainz 1235 neue Reichsgesetze, die wesentlich dasselbe, wie in Neapel bezweckten. Nachdem ein allgemeiner Landfriede, Ruhe von allen Fehden geboten worden, ließ er ein stehendes Reichshofgericht bestellen, das in seinem Namen alle hohen Gerichtsfälle

des Reichs entscheiden sollte. Zugleich sollte jeder willkührlichen Anmaßung einzelner Stände oder Reichsglieder gesteuert werden. Es sollte daher keinem erlaubt seyn, Regalien gewaltsam an sich zu reißen, neue Zölle, schädliche Burgen, oder Bündnisse zum Schaden eines andern zu errichten. Niemand sollte seine Privilegien willkührlich ohne kaiserliche Autorität ausdehnen, niemand einem andern seine Gerichtsbarkeit, oder, wie die Ritter aus Geiz zu thun pflegten, seinen Schutz und sein Gebiet aufzwingen. Wiederum sollten die Städte nicht in das Recht des Adels greifen und keine Pfahlbürger mehr annehmen, auch wider Erlaubniß des Kaisers keine Zunft oder Innung errichten. So sehr diese Gesetze von selbst aus der anerkannten Macht des Kaisers flossen und nur die Wohlfahrt und Einheit des Reichs bezweckten, so konnte der Kaiser doch sein wohlwollendes Wort nicht mit der gehörigen Macht unterstützen, denn alle Macht der Zahl, der Waffen und des Geldes war bey den Ständen. Es hatte daher niemand Lust, ihm zu gehorchen, und die wechselseitigen Anmaßungen und Fehden hörten kaum einen Augenblick auf. Diesen wilden Strom mannigfaltiger, stark durcheinander kämpfender Kräfte konnte kein Kaiser und kein Hofgericht dämmen, nur die Zeit in ihrem Fortschritt.

Da der Kaiser bald nach Italien zurückgerufen ward, begann das alte wilde Faustrecht wieder oder setzte sich fort. Die hauptsächlichsten Quellen der Fehden waren die Theilungen der fürstlichen Häuser Braunschweig, Brandenburg, Meißen, Baiern unter mehrere Söhne und die hieraus folgenden Erbstreitigkeiten; das Aussterben einzelner Häuser, z. B. der alten Zähringer, von denen nur die Nebenlinie des Markgrafen von Baden sich erhielt, und deren Güter zerrissen wurden; die Rechts- und Güterstreitigkeiten zwischen weltlichen und geistlichen

Fürsten, z. B. zwischen Mainz und der Pfalz, Cölln und Braunschweig, Magdeburg und Brandenburg, zwischen Welt- und Klostergeistlichen z. B. Mainz und der Abtey Fulda, zwischen herrschsüchtigen Fürsten und trotzigem Adel, zwischen Raubadel und Kaufleuten, Bischöfen und Städten und wieder in den Städten zwischen Patriziern und Handwerkern, endlich zwischen Bauern und Bischöfen oder Grafen.

Die heftigsten Fehden begann der letzte Herzog von Oesterreich aus dem Hause Babenberg, Friedrich der Streitbare, indem ihn Kampflust wider alle seine Nachbarn zu wilden Schlachten und Eroberungen trieb. Gegen ihn verbanden sich die Nachbarn, doch mußte der Kaiser selbst aus Italien auf kurze Zeit zurückkehren, um ihn zu bändigen, und erst dann gab er sich völlig zur Ruhe, als ein unerwarteter furchtbarer Feind von Osten her seine tapfere Rechte zu würdigerem Streite rief. In des Kaisers Abwesenheit aber ward sein zweiter Sohn Conrad Reichsverweser.

Kapitel CCLXII.

Die Hansa.

Wir müssen den geistreichen Kaiser um seiner Pläne willen ehren, dürfen ihn aber nicht tadeln, wenn sie durchaus nichts im Reich veränderten. In den deutschen Ständen waren Kräfte zur Entwicklung gekommen, die unaufhaltsam mit Naturgewalt die eigne Bahn sich brachen, die weder durch ein Machtgebot noch durch friedlichen Wunsch einzudämmen waren. Rieben diese Kräfte sich an einander, so geschah es jeglicher zum Gedeihn. Nur im Kampfe erprobte sich die rechte Kraft und das rechte Leben der Ritterschaft, der Bürger, und die herrlichen Blüthen, welche dies Leben getragen, bezeichnen

hinlänglich, wie heilsam eine Zeitlang die gesunde gewaltige Natur des Volkes sich selber überlassen blieb, ohne daß kaiserliche Aerzte von oben daran künstelten.

Im schönen stolzen Gefühle junger Kaft, getrieben von der Fülle des innern Lebens, die nach Selbständigkeit und eignen großen Schöpfungen rang, rissen damals die nordischen Städte sich aus den engen Banden vollends heraus, worin sie noch mit der Aufsicht der Fürsten und des Klerus zusammenhingen. Schon längst waren die Kaufmannsgilden verschiedener Städte in enge Bündnisse getreten, die man Hansen (hansa) nannte, welches überhaupt einen geselligen Bund bedeutet. Nur gemeinsame große Waarenzüge vieler verbundner, bewaffneter Kaufleute konnten vor dem Raubadel sicher seyn, und die Handelsunternehmungen selbst wurden nothwendig großartiger und ergiebiger, wenn viele gemeinsam ihr Gut und Blut daran setzten. So zogen schon längst große vereinigte Flotten der Handelschaft von Bremen, Lübeck und Hamburg nach dem Morgenlande, nach Portugal, Frankreich, England, Norwegen, Schweden und an die äußersten Küsten der Ostsee, wo sie jene großen Colonien anlegten, die wir kennen gelernt. Noch aber bestanden diese Verbindungen nur zwischen den Kaufmannsgilden und immer für besondre Zeiten und Zwecke. Indem aber durch Sieg und Waffenehre, stolzen Unternehmungsgeist und unermeßliche Reichthümer, die der Handel eingebracht, alle Macht in jenen Städten den Kaufleuten zufiel und die Bürgerschaften sich verständigten, daß sie alle Bedeutung nur im Handel und in der Herrschaft der Meere finden könnten, da reifte die große Ansicht eines geschloßnen Handels- und Seestaats, den sie an das Reich knüpfen, durch den sie dem alten Reich des Festlandes ein neues Reich der Gewässer stolz verbinden sollten. Zuerst zwischen den Städten Hamburg

und Lübek ward 1241 die große Hansa abgeschlossen, die beyde Städte zu einem Staat verband, alle ihre Glieder zu Genossen eines Ganzen machte, sie alle verpflichtete, mit Gut und Blut zu einem Zweck zu stehn. Der Zweck aber war zuhöchst der Handel und die Seeherrschaft, die ihn allein sichern konnte, sodann der Schutz und Trutz gegen die Raubritter, Bischöfe, Fürsten, die vom Lande her sie gefährdeten. Das nächste Werk dieses Bundes war daher, mit vereinigten Fahnen alle Burgen des Adels in der Runde zu brechen und mit vereinigten Flotten die friesischen und dänischen Seeräuber auszurotten, dann wieder vereinigt, eine starke, würdige, selbständige Macht, mit den Königen des Nordens Handelsverträge zu schließen und den Handelsverkehr, den Austausch der Waaren, die Niederlagen ins Große aufzurichten. Bald nahm Bremen, bald nahmen alle nordischen Städte an der großen Hansa theil, die sofort den halben Welthandel an sich riß und über Könige selbst und all ihre Macht sich Sieges unterwand.

Kapitel CCLXIII.

Der Tatarenkrieg.

Jenes aufgeregte Jahrhundert, das den Christen im Abendlande und den Muhamedanern im Süden die höchste Blüthe des Lebens und Thatkraft gezeitigt und riesenhafte Helden an ihre Spitze gestellt, schuf auch im weiten Nordosten der alten Welt ein Regen und Bewegen, wie es seit der Hunnenzeit nicht mehr vernommen worden. Dieselben Hunnen oder Mongolen, die man aber diesmal in Deutschland Tataren nannte, standen im Anfang des 13ten Jahrhunderts unter einem neuen Attila, dem Dschingischan, zum zweitenmal auf, um die Welt zu erobern. Erst wandten sie sich nach Osten und unter-

warfen das unermeßliche Reich von China, dann nach Süden bis zum fernen Indien, zuletzt nach Westen unter Batu, dem Enkel Dschingischans. Im Jahr 1240 erschienen sie in Rußland und brachten nach kurzem Kampfe dies große und damals schon in griechischer Bildung hoffnungsvoll blühende Reich in eine schmähliche zweyhundertjährige Knechtschaft. Nur im Norden Rußlands erhielt sich durch die entfernte Lage der russische Handelsstaat Nowogrod, republikanisch regiert und in Verbindung mit der Hansa. So blieben auch die deutschen Ritter im Norden verschont. Polen aber ward gleich Rußland ungestüm niedergeworfen und 1241 erschien der furchtbare Batu mit unermeßlichen Schaaren von Heiden in Schlesien.

Dies kleine fruchtbare und friedfertige Land tritt damals zuerst bedeutend in die Geschichte. Seine frühern Schicksale, wie es zwischen Polen und Böhmen hin- und hergerissen ward (was sich später wiederholte) dann unter polnische Herzöge aus dem Hause Piast kam, die dem deutschen Reich huldigten, deutsche Fürstinnen heiratheten, deutsche Colonisten einführten, sind wenig interessant. Die erste deutsche Bildung soll ein Däne, Peter Wlast, ins Land gebracht haben. Breslau, der Sitz eines Bischofs und die Freistätte betriebsamer Kaufleute und Handwerker, war zur Tatarzeit schon die bedeutendste Stadt. Damals herrschte Heinrich der Fromme zu Breslau und Liegnitz, Miceslav zu Oppeln. Heinrich war der Sohn Heinrichs des Bären, der die heilige Hedwig, Gräfin von Meran, geheirathet, und zur Germanisirung des Landes viel gethan.

Oberschlesien ward von Batu niedergeworfen, Dörfer und Städte den Flammen Preis gegeben, die Einwohner gemordet, den Götzen geopfert oder zu Sklaven gemacht. Die Heiden führten das Bild eines Drachen

mit sich, der Feuer spie und unerträglichen Dampf von sich gab. Längs der Oder kam der Zug, loderten die Flammenzeichen. Das Land aber ist offen und nur Männer mögen es schirmen in freier Feldschlacht. Feldflüchtig kamen die Polen mit ihrem Herzog Boleslav, wehklagend die von Oberschlesien mit dem feigen Herzog Miceslav, Männer, Weiber, Kinder, was sich zu retten vermocht, alle fliehend durch das Blachfeld. Bis an die äußerste Grenze der slavischen Nation ging die Flucht. Da wo die ersten deutschen Colonisten sich angesiedelt, ward Stand gehalten. Der fromme Heinrich hielt die Flüchtlinge auf, die heilige Hedwig bereitete den tapfern Sohn zum Heldentode. Deutsche Colonisten, vorzüglich Bergleute von Goldberg und eine Schaar von eilends zu Hülfe gezogenen deutschen Rittern aus Preußen unter dem Hochmeister Poppo sammelten sich unter die Fahne des Herzogs Heinrich in der Ebne von Liegnitz und nöthigten die Polen ebenfalls Stand zu halten.

Unterdeß scheiterte zum erstenmal der Heiden Sturm schon vor Breslau. War ein Theil der Bürger dieser Stadt im ersten Schrecken geflohn, so wehrte sich der andre desto tapfrer, und der Tatarn Unmuth stieg aufs höchste, daß sie als Ueberwinder der Welt diese arme Stadt nicht bezwingen konnten. Als die Bürger die Stadt gegen den wüthenden Andrang des Feindes nicht mehr schirmen konnten, steckten sie sie selber in Brand und zogen sich in guter Ordnung auf die Insel des bischöflichen Domes in der Oder zurück. Auch hier blieben sie unbesiegt, obwohl die Heiden von allen Seiten durch den Fluß stürmten, bis ein Gewitter, darin sie die Zeichen des Himmels sahen, sie von dannen trieb.

Da zogen sie Breslau vorüber und stießen im Angesicht des Riesengebirgs auf Heinrichs Heer. Da ward zwey Tage lang zum ewigen Ruhm des deutschen Na-

mens gestritten. Die vielfach überlegnen Tataren konnten das kleine Heer doch nicht zum Weichen bringen und stürmten lange vergeblich und mit ungeheurem Verlust gegen die eisernen Reihen der Deutschen, deren Kampfart sie noch nicht kannten. Endlich siegte die Uebermacht; doch nur Miceslav zog die feige Flucht vor, Heinrich und Boleslav fanden den Heldentod, Poppo rühmliche Wunden; fast alle Christen lagen erschlagen. Unermeßlich aber war der Verlust der Heiden und sie wagten nicht mehr in so geschwächter Zahl in das Land der eisernen Männer vorzudringen, da auch die kleinen Städte Liegnitz und Goldberg ihren Sturm heldenmüthig abschlugen. Asiatische Reisende schildern lebhaft den Eindruck, den das deutsche Heldenwesen auf die Mongolen gemacht und es ist ein eitler Vorwand, wenn man später erfolgte Unruhen im Innern Asiens als einzigen Grund des Rückzugs annimmt. Die Tatarn kehrten um, ohne den Westen ferner sehn zu wollen und zogen verheerend durch Ungarn. An der Donau jedoch kam Conrad, der deutsche König, und der sieggewohnte Herzog von Oesterreich über sie und schlug sie gänzlich aufs Haupt. Seitdem wandten sie sich völlig nach Asien zurück. Jenes unsterbliche Leichenfeld bey Liegnitz aber ward mit dem alten deutschen Namen die Wahlstatt genannt und daselbst zur Ehre Gottes und der gefallenen Helden ein reiches Kloster gleiches Namens gestiftet.

Kapitel CCLXIV.

Friedrichs II Kampf in Italien.

Während aller dieser Vorgänge war Kaiser Friedrich wieder allein in Italien beschäftigt. Man hat es ihm oft und hart vorgeworfen, daß er sich Deutschland zu sehr entzogen; indeß gereicht ihm vieles zur Rechtferti-

gung, am meisten, daß er es überhaupt gethan, da ihm niemand guten Willen oder Einsicht absprechen wird, die ihn zum Schicklichsten bestimmten. Er folgte seiner Ueberzeugung und seiner Natur. Jene ließ ihn in Italien das eigentliche Herz des Reiches erkennen, und das war es in vieler Hinsicht; zumal ein in Italien geborner Kaiser konnte diese Meinung geltend machen. Zum Reich gehörten viele Länder, nicht Deutschland allein, und Rom, der Sitz des Papstes, bezeichnet den natürlichen Mittelpunkt aller. An Italien knüpfte sich von jeher Idee und Name des Kaisers. Zudem war Deutschland trotz aller innern Stürme dem Reiche gesichert, Neapel und Sicilien aber mußten erst in der Treue befestigt werden, und eben so erforderten die Anmaßungen des Papstes die persönliche Gegenwirkung des Kaisers. Die Hohenstauffen und vor allen Friedrich Barbarossa und Friedrich II hegten noch jene großartigen Ansichten des mittelalterlichen Reiches Karls des Großen. Wer sollte sie nicht darum bewundern, und wer wollte sie nach dem kleinlichen Maaß der spätern Zeit zu messen sich erkühnen! Aber auch der geheime Zug der Natur trieb jenen Friedrich nach seiner schönen südlichen Heimath, die zugleich das Land war, wo sein Freysinn gleichgesinnte Anhänger, seine heitre, südliche Lebensweise den natürlichen Boden fand. Deutschland war für die Ketzerei des Südens noch zu streng und für die feinern Genüsse zu rauh. Durch diesen Zug der Natur unterschied sich Friedrich von seinem großen Ahnherrn Barbarossa.

Der Kaiser sah sich nach kaum hergestelltem Frieden zuerst wieder mit den lombardischen Städten in Kampf verwickelt. Sie wollten durchaus unabhängig seyn, Friedrich durchaus sie an das Reich fesseln. Schlachten wurden geschlagen, Städte genommen; die Guelfen und Gibellinen standen wieder in heißem blutigen Kampf sich

gegenüber; nur der Papst hielt noch den Frieden. Als Friedrich aber eine der wichtigsten Städte, Mantua, erobert, und die Mailänder 1238 bey Cortenuova aufs Haupt geschlagen und sogar das große Banner des Guelfenbundes genommen, änderte sich die Scene wieder. Die Besiegten flehten um Gnade, Friedrich kannte die alte Treulosigkeit dieser Städte und verweigerte jede Gnade. Da widerstand ihm in der Verzweiflung die Stadt Brescia desto hartnäckiger und die aufs äußerste gebrachten Welfen boten alles auf, den Kampf auszufechten. Darum wandten sie sich an den Papst Gregor IX, der, selber vor Friedrichs Uebermacht bange, den Bannstrahl abermals auf ihn schleuderte. Zugleich berief er ein allgemeines Concilium nach Rom, die ganze Kirche gegen Friedrich zu waffnen. Dieser aber kehrte sich nicht daran, verlegte den Bischöfen den Weg und nahm zur See eine Menge der vornehmsten Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, die nach Rom reisen wollten, gefangen, wobey sie nicht sanft behandelt wurden. Dies steigerte nur die Erbitterung. Der Papst ließ öffentlich das Kreuz gegen den Kaiser predigen als gegen den ersten Ketzer der Christenheit. Friedrich aber fand Anhänger genug, die mit ihm der Kirche trotzten. Der lange Kampf gegen den Papst hatte die italienischen Gibellinen verhärtet. Die Priester, die sie bekämpften, galten nichts mehr bey ihnen. In der Nähe des päpstlichen Stuhls hatten sie alle seine Gebrechen kennen gelernt. Dazu kamen die neuen Ketzersekten. So fand sich Friedrich von einer stolzen Parthey im Uebermuth der Kraft und des Verstandes bis zur Gotteslängnerei kecker Italiener unterstützt, unter denen sich vorzüglich der eben so heldenmüthige als grausame Emporkömmling Ezzelino da Romagna auszeichnete, der des Papstes Banne Hohn sprach und die Gnade der Kirche, den Beystand der Priester bis auf

den letzten Augenblick verschmähte. Diesem trotzigen Helden zur Seite stritt ein feuriger, sangesreicher Jüngling, Entius, der natürliche Sohn Friedrichs, den dieser zum König von Sicilien ernannt; Manfred, ein andrer natürlicher Sohn, der dem Vater unter allen am ähnlichsten war; Thaddäus von Suessa, der feinste Kopf, beredteste Redner, trefflichste Ritter, Friedrichs treuester Vasall. Von so vielen ausgezeichneten Helden des Geistes und des Schwertes umgeben, trotzte der Kaiser jedem Bann, brach mit gewaffneter Hand in den Kirchenstaat, und trug überall den Sieg davon. Da starb Gregor 1241.

Kapitel CCLXV.

Friedrichs II Untergang.

Durch Friedrich kam ein ihm befreundeter Cardinal auf den päpstlichen Thron, Innocenz IV. Dieser aber wandelte die Freundschaft in demselben Augenblick in Haß und Verfolgung, als er die höchste geistliche Würde gewonnen. Um aber sicher zu seyn, verließ er heimlich Rom und floh aus dem von Ketzern bedrängten Italien nach Frankreich, das ihn mit offnen Armen aufnahm, in der Hoffnung, dadurch im Verhältniß gegen den Kaiser zu gewinnen. Hier erneuerte der Papst den Bann aufs schärfste und brachte die ärgsten Beschuldigungen gegen den Ketzer Friedrich vor. Um ihn aber gänzlich zu verderben, schrieb er 1245 ein großes Concilium nach Lion aus. Hier erschien Thaddäus von Suessa, den Kaiser zu vertheidigen, und widerlegte mit feuriger Beredsamkeit jede Beschuldigung, klagte vielmehr den Papst selber an und sprach mit äußerster Kühnheit Grundsätze aus, die so ketzerisch noch nie vor einem Concilium vernommen worden. Die erbitterte Kirche bestand jedoch

auf dem Bann und entsetzte Friedrich aller seiner Würden. Als Friedrich dies erfuhr, ließ er sich seine Kronen bringen, die römische, deutsche, burgundische, lombardische und die von Jerusalem und beschloß, sie gegen jeden Angriff herzhaft zu behaupten. Zugleich ließ er durch ein Concilium gibellinischer Kardinäle seinen Glauben untersuchen und den Verdacht der Ketzerei niederschlagen, woran der Papst sich jedoch nicht kehrte. Von Seite des einen wie des andern wurden die heftigsten Schriften und Gegenschriften erlassen. Dem Kaiser ward das Abscheulichste vorgeworfen, sogar Lästerung der Person Christi. Er ward mit einem Ungeheuer aus der Offenbarung Johannis verglichen. Dagegen verglich er wieder den Papst mit einem andern Ungeheuer und enthüllte alle Gebrechen der Kirche, alle Laster der Geistlichkeit. Noch nie hatten Laien und Priester in solcher Erbitterung sich gegenüber gestanden.

Die Deutschen gehorchten dem Papst, erkannten Friedrichs Absetzung für gültig und wählten den Thüringer Heinrich Raspe zum König, von dem auch Conrad, Friedrichs Sohn, bey Frankfurth geschlagen ward, 1246. Als Raspe schon im folgenden Jahre starb, ward Wilhelm Graf von Holland König, doch zeigten sich fast alle Städte und unter den Fürsten die Wittelsbacher, die durch die Hohenstauffen erhoben worden, diesen geneigt. Deutschland war in der äußersten Verwirrung und weder Conrad noch Wilhelm übten irgend einen bedeutenden Einfluß auf die in zügelloser Freiheit sich tummelnden Stände. So erneute unter andern Friedrich der Streitbare seine Händel mit Ungarn, fand aber in der Schlacht gegen König Bela den Tod, und mit ihm starb das hochberühmte Geschlecht der Babenberger aus, 1246.

Friedrich II behauptete sich indeß in Italien in offnem Kampfe. Die Katharer, die damals in Folge der

Unruhen sehr häufig geworden, nahm er öffentlich gegen Verfolgung in Schutz und trieb dagegen die Bettelmönche aus seinem Gebiet, so weit er sie erreichen konnte. Sogar Muhamedaner aus Afrika nahm er in Sold. Indeß wandte sich das Kriegsglück gegen ihn. Vor Parma ward Thaddäus von Suessa geschlagen und getödtet, selbst die Kaiserkrone von den Guelfen erobert. Bald darauf ward der schöne Entius in der Schlacht bey Fossata gefangen und im folgenden Jahre starb der Kaiser selbst in Folge seiner langen Anstrengungen, 1250.

Kapitel CCLXVI.

Conrad IV. und Wilhelm von Holland.

In Italien stellte sich Friedrichs Sohn Manfred an die Spitze der Gibellinen. Er war wie alle Hohenstauffen von wunderbarer Schönheit, stolz, königlich, frey und voll Liebe für die Dichtkunst. Sein Hof wird noch wonniger als der seines Vaters geschildert und ein Paradies genannt, das die schönsten Frauen, die edelsten Sänger verherrlichten, dessen freysinniges Wesen der Papst aber mit einem Lustgarten der Hölle verglich.

In Deutschland ward Friedrichs echter Sohn Conrad IV von den Waiblingern zum König angenommen und durch eine Heirath mit der Tochter Otto's von Baiern verstärkt. Zu Wilhelm von Holland schlugen sich dagegen die Welfen und Otto von Braunschweig gab ihm seine Tochter. Conrad hatte jedoch keine Lust, in Deutschland den ungleichen Kampf auszufechten, da sich bey den Ständen nirgends Gehorsam zeigte; dagegen schien ihm die Erhaltung Italiens wichtiger. Er eilte daher Manfred zu Hülfe, denn schon hatte der Papst Neapel und Sicilien als sein Lehn angesprochen. Rasch und kühn wie sein Vater fiel Conrad über die Guelfen her und

wüthete zorngrimmig unter den Erbfeinden seines Hauses. Doch traf ihn schon 1254 ein plötzlicher Tod. Die Guelfen beschuldigten Manfred, ihn vergiftet zu haben, ohne genügenden Beweis, wohl nur in der Absicht, die Gibellinen unter sich zu entzweyen. Manfred stand nun wieder allein in Italien und behauptete sich lange Zeit mit so viel Heldenmuth und Geschick, daß der Papst von Außen Hülfe suchen mußte. Karl von Anjou, ein Prinz von Frankreich, erhielt von ihm Neapel und Sicilien zu Lehn und kam mit Heeresmacht herüber, Manfred zu vertreiben. In einer entscheidenden Schlacht bey Benevent fand Manfred den Tod, 1266. Seine unglücklichen Kinder wurden in harte Gefangenschaft geschleppt. Karl blieb Herr von Unteritalien, und wüthete mit gräßlichen Martern und Feuer und Schwert unter den Gibellinen, mit kalter Seele den Mordbefehl gebiethend und an den Qualen sich weidend. Von den schönen Schöpfungen Friedrichs blieb nichts zurück. Mit Karl zog wieder ein harter papistischer Geist ein. Oberitalien fiel zu gleicher Zeit in der Guelfen Gewalt. Ezzelin ward gefangen und gab sich selbst den Tod. Entius blieb im Kerker. Die Partheywuth führte zu den gräßlichsten Schandthaten. Das schöne Land triefte von Blut. Da ward das Volk ungeheurer Schuld sich bewußt und es entstand eine neue Sekte von Büßenden oder Geißlern (flagellati), die schaarenweis umherzogen, sich wehklagend zergeißelten und alles Volk, auf das sie stießen, zu gleichen Bußübungen zwangen. Auch nach Deutschland drangen sie und konnten dort geraume Zeit nicht vertilgt werden, denn auch dort war viele Schuld zu büßen.

Wilhelm war unterdeß scheinbar Alleinherr in Deutschland, aber nie saß ein ärmerer Fürst auf dem Thron. Seine Grafschaft bot ihm keine Hülfe dar, denn die Friesen lebten in beständiger Fehde mit ihm

und scheuten sich nicht, bey einer Zusammenkunft den König mit Steinen zu werfen. Die Fürsten, der Adel, die Städte lachten des Schattenkaisers und trieben, was sie wollten. Ein junger Ritter entführte die Königin auf offner Straße, und Wilhelm selbst ward endlich, als er die ihm verhaßten Friesen ernstlich angriff, in der ersten Schlacht von diesen Bauern erschlagen 1256. Kein deutscher Fürst hatte Lust, die verachtete Krone wieder anzunehmen. Man hätte sich begnügt, ohne Kaiser zu leben, wenn sich nicht auswärtige Bewerber gefunden hätten, welche sich erboten, den Titel durch Aufopferung aller dazu gehörigen Rechte und außerdem mit Geld zu erkaufen. Richard, ein Prinz von England, erhandelte mit großen Summen die Stimmen einiger Fürsten, ward gewählt, kam einmal an den Rhein, sah, daß hier nichts zu gewinnen, und alles zu verlieren sey, und kehrte wieder heim. Eine andre Parthey wählte einen spanischen Prinzen, Alphons von Castilien, der aber nie nach Deutschland kam. So war denn das Reich ohne Kaiser, aber üppig blühten alle Stände, und die Kraft, die dem Haupt entzogen war, erfüllte die Glieder.

Kapitel CCLXVII.

Conradin von Schwaben.

Conrad IV hinterließ im Herzogthum Schwaben seinen gleichnamigen jungen Sohn, den die Italiener Conradino oder den kleinen Conrad nannten, und den die Wittelsbacher in Baiern schützten. Auch diesen Jüngling zog sein Blut nach Italien, um Neapel und Sicilien, der Väter Erbe, wieder zu gewinnen. Wäre dies gelungen, die Kaiserkrone würde dem schönen Helden nicht entstanden haben, der damals kaum dem Knabenalter

entrückt alle Tugenden der Väter zu erneuern versprach. Nur wenige treue Schwaben und sein Jugendgespiele, Friedrich von Baden, begleiteten ihn über die Alpen. Mit lautem Jubel empfingen ihn die Gibellinen, die noch einmal alle Kraft für den jungen Helden aus dem alten Freundesgeschlecht anstrengten. Auch war Karl von Anjou den Italienern keineswegs willkommen. Deshalb fand Conradin so großen Anhang, daß er im Triumph nach Rom zog und ein ansehnliches Heer gegen die Franzosen rüsten konnte. Aber eben dieser unverhofft glückliche Anfang machte Conradin allzu sicher. Das Feuer seiner Väter brannte in seinen Adern und die Erfahrung des Alters war ihm noch nicht gekommen. Allzu rasch ging er die entscheidende Schlacht mit dem kalt berechnenden Gegner ein. Durch unüberlegte Hitze verlor er Sieg, Freiheit, Leben. Bey Scurcola schlug ihn Karl aufs Haupt, nahm ihn und Friedrich gefangen und ließ die edlen Fürsten, gemeinen Verbrechern gleich, auf offnem Markte zu Neapel hinrichten, 1268. Sie starben unverzagt, und Conradin warf vom Blutgerüst noch den Handschuh hinab, daß ein Rächer ihn aufhebe. Der Handschuh ward dem König von Arragonien gebracht, der zum Theil die Rache wirklich vollzog und Sicilien den Franzosen entriß.

Von dem großen Geschlecht der Hohenstauffen lebten nur noch Manfreds unglückliche Kinder und Entius im Kerker, eine Tochter Friedrichs II aber, Margaretha, an einen Prinzen von Meißen, wie wir sehen werden, höchst unglücklich verheirathet. Kein Geschlecht war größer gewesen, keines sollte unglückseliger werden. Manfreds Kinder wurden nach zwanzigjährigen Kerkerleiden durch noch härtere Behandlung endlich umgebracht. Entius versüßte sich sein Gefängniß durch Gesang und Dichtkunst und riß selbst die Lombarden zur Bewundrung

hin. Seine Haft ward leichter. Da beschloß er, der letzte seines Stammes, an Karl von Anjou die Blutrache zu nehmen und ließ sich in einem Faß in des Königs Saal bringen, wo er ihn ermorden wollte. Ein Soldat aber entdeckte eine von den langen goldnen Locken des königlichen Sängers und rief sogleich: das ist König Entius, denn kein andrer kann so schönes Haar haben. Entius ward hervorgezogen, in engen Kerker geworfen und bald zu Tode gequält, 1272. So gingen die Hohenstauffen unter, jenes große Herrscher- und Heldengeschlecht, das mit der höchsten Würde der Macht, mit dem glänzendsten Thatenruhm die wunderbaren Reize der höchsten körperlichen Schönheit und einer reichen, herrlichen Dichtergabe vereinigt, das im Brennpunkt des Mittelalters der Sonne gleich, in die lebendigste Fülle des Frühlings seinen Glanz ausgegossen, mit dessen Verschwinden wieder die seltnen schönen Blüthen ihre Kelche schließen. Unter ihm hat das Mittelalter in allen seinen Erscheinungen, der Kirche, dem Kaiserthum, den Ständen, der Religion und Kunst seine Höhe gewonnen, von der es seitdem unaufhaltsam niedersteigen mußte.

Kapitel CCLXVIII.

Das Interregnum.

Man nennt die Zeit, da Deutschland ohne Kaiser war, das Zwischenreich oder Interregnum. Sie kam nicht von ungefähr. Es hatte sich so viel Lebenskraft in den einzelnen Ständen entwickelt, daß kein Kaiser vermögend war, die gewaltigen Triebe zu bändigen, die überfließende Strömung im alten Bette zu halten. So viel freie, volle Kräfte konnten sich nur selbst durch die eigne Gewalt in Wirkung und Gegenwirkung in Maaß setzen. Es konnte dabey Kampf nicht vermieden werden.

Die Kräfte mußten sich reiben. Auf ein und demselben Boden suchten Fürsten, Clerus, Adel, Städte, Bauern ein selbständiges freies Leben und dichtgedrängt in fröhlichem üppigen Triebe suchte jedes das andre zu überwachsen. Dazu widersprachen sich die geschichtlichen herkömmlichen Rechte der einen und die natürlichen mit dem Daseyn selbst neu entstandnen der andern, besonders der Städte. Endlich war von selber jede gespannte Kraft im innern Drange übermüthig auf Kampf gerichtet, und nichtig schien, was nicht im Kampfe sich erprobte. So war dies Faustrecht, dieser wirre Fehdegeist eine nothwendige Entwicklung der Geschichte, ein Durchgangspunkt des deutschen Lebens, und man braucht diese gesunde, kernhaftige Zeit nicht etwa zu bejammern. Eben so mußte nothwendig ein Stillstand des höchsten Reichsregiments eintreten, alles Allgemeine, die Einheit, die Richtung nach außen verschwinden, bis mit dem Gleichgewicht der im Innern gährenden Kräfte dies alles von selbst zurückkehrte.

Um das Verhältniß des Reichs zur Kirche, um die Nebenländer Italien, Burgund, Dänemark, Polen, Ungarn, um das Reichsregiment im Innern, um die Herstellung der verfallenen großen Lehne bekümmerte sich niemand mehr. Dagegen kämpften die Stände wild durcheinander, in der Selbsthülfe die jedem nothwendige innere Entwicklung zu erstreiten. Mit Fehden war das ganze Land erfüllt, und selbst der Papst schien eine zeitlang für die Deutschen nicht mehr vorhanden. Kreuzfahrten wurden nur noch von einzelnen Gläubigen oder Schuldigen, die da büßen wollten, fortgesetzt.

Die Fürsten suchten ihre Macht abzurunden und betrachteten sich als natürliche Mittelpunkte der verschiedenen Landschaften und Stämme. Während sie aber von oben her aller Aufsicht entzogen waren und die kaiserliche

Macht unter sich vertheilt hatten, konnten sie doch weder unter sich, noch nach unten die Oberherrschaft, wie sie wünschten, durchsetzen. Die natürliche Grenze der Fürstenthümer war mit der Auflösung der alten Herzogthümer aufgegeben, und die unnatürliche, die durch die Unterschiede der Länder und Stämme gewaltsam hindurchfuhr, war der Willkühr und rohen Gewalt preis gegeben. Jeder Fürst strebte seine Herrschaft so weit als möglich auszubreiten. Ottokar, König von Böhmen, war darin am glücklichsten. Nachdem er große Thaten gegen die Polen, Ungarn und sogar gegen die heidnischen Preußen vollbracht, bey welcher Gelegenheit er die Stadt Königsberg gegründet, war seine Macht so gefürchtet worden, daß er 1246 nach dem Aussterben der Babenberger ganz Oesterreich und 1269 nach dem Tode des letzten Herzogs von Kärnthen auch dies Land an sein Haus brachte. Sein Uebermuth aber drückte die Stände von Oesterreich und sie waren jeden Augenblick bereit, ihn von sich zu treiben. Ein anderer mächtiger Fürst, Heinrich der Erlauchte von Meißen, machte nach dem Tode des letzten Landgrafen von Thüringen und Hessen, Heinrich Raspe, sein Erbrecht geltend. Ein gleiches sprach Sophia, Herzogin von Brabant, für ihren unmündigen Sohn Heinrich an. Die Fehde, die sie erhoben, endete zu Gunsten der Meißner, doch behielten diese später nur Thüringen und traten die Landgrafschaft Hessen an den jungen Heinrich ab. Das Haus Wittelsbach erweiterte sich durch das Erbe der Hohenstauffischen Güter, schwächte sich aber durch Theilungen. Heinrich behielt Niederbaiern, Ludwig Oberbaiern mit der rheinischen Pfalz. Dazu hatten die Wittelsbacher heftige Fehden mit den mächtigen Bischöfen ihrer Länder zu bestehen. Auch die Welfen theilten sich in zwey Linien. Braunschweig und Lüneburg, und die Brandenburger in zwei

Häuser und fünf Linien, Soltwedel und Stendal (Brandenburg) Wittenberg, Lauenburg und Anhalt (Sachsen). Beyde Häuser lagen in heftiger Fehde wegen Grenz- und Erbstreitigkeiten und wieder unter einander selbst wegen des Vorrangs der Churwürde.

Die Geistlichkeit war auf dem Gipfel der Macht und litt nur im Einzelnen durch die Fehden, die jedoch immer nur ihre weltliche Macht betrafen, denn derselbe Ritter, der einmal den Bischof im Kampf erschlug, lag in der Kirche wieder vor jedem Mönch auf den Knieen. In Baiern kämpften die Bischöfe gegen die Fürsten, am Rhein und in Schwaben gegen den Adel. Die bedeutendsten Fehden waren die des Erzbischof von Cölln mit dem Grafen von Cleve, des mächtigen Abts von St. Gallen mit dem Grafen Rudolf von Habsburg.

Der Adel war ganz unbändig, besonders in den obern Landen und am Rhein, wo keine mächtigen Fürsten oder nur Geistliche regierten. Wie mit dem Tode des Löwen das Herzogthum Sachsen unter Fürsten zerrissen ward, so mit dem Tode Conradins das Herzogthum Schwaben unter den Adel, die Bischöfe, Aebte, Städte und Bauern. Tausend unabhängige Herren und Gemeinden theilten sich in den zerrissenen Herzogshut. Viele bisher geringe Grafen benutzten die verwirrte Zeit, ihr Lehngebiet mit List und Gewalt zu erweitern und den Grund zu neuen Fürstenthümern zu legen, so an der Aare Rudolf Graf von Habsburg, und am Nekkar Ulrich, Graf von Würtemberg. Rudolf erwarb durch Erbschaft die reichen Güter von Lenzburg und Kyburg, machte den größten Theil des schweizerischen Adels sich lehnpflichtig, indem er ihn gegen die Geistlichkeit und Städte schützte, oder in ungerechten Fehden zur Unterwerfung zwang, und gewann noch mehr als an Gütern an dem Ruhm eines Spiegels der Ritterschaft, eines unbesiegli-

chen Helden. Zugleich erwarb er als Reichsvogt der Waldstädte und im Elsaß die Gunst der Bauern. Ulrich von Würtemberg erweiterte sein Gebieth gleichfalls durch Erbschaften, freywillige und erzwungene Verträge und erwarb sich ein gleiches Ansehn in der Mitte des schwäbischen Adels, den er gegen die mächtigen Städte in Schutz nahm und anführte. Das Losungswort aller Ritter war: Raub der reichen Geistlichkeit und der Städte. Ueberall wurden zahllose Raubschlösser angelegt, ja die zerstörten wieder aufgebaut, besonders längs des Rheins und seiner Nebenflüsse, wo die Schiffahrt reiche Beute von Kaufmannsgütern versprach. Noch stehn dort auf allen Felsen die altergrauen Ruinen dieser Ritterburgen. Auch die Bischöfe und Klöster verhießen reiche Beute. Hohe Geistliche wurden abgefangen und gegen großes Lösegeld frey gegeben, Klöster angegriffen und geplündert. Nicht selten zogen die Ritter, in starke Bünde vereinigt, gegen die Städte, sie zu erobern und zu plündern, wie wieder die Bürgerschaften mit verbündeten Fahnen auszogen und die Burgen brachen. An der Ritter Spitze glänzten Habsburg und Würtemberg. Außer dem Raube waren die Pfahlbürger ein ewiger Gegenstand der Zwietracht. Die Bauern zogen die Freiheit der Städte dem Druck des Adels vor, verließen schaarenweise die Dörfer und ließen sich in den Städten einbürgern, wo sie mit offnen Armen aufgenommen wurden, denn sie dienten wieder, die Zahl und Macht der Bürgerschaften zu verstärken. Die Ritter verlangten umsonst ihre Vasallen und Hörigen zurück, und da kein Richter vorhanden war, trat Kampf, Rache, Selbsthülfe an die Stelle.

Die Städte rissen sich unter diesen Umständen überall von den Reichsvögten wie von den Bischöfen los. Eben darum kamen auch sie zur höchsten Blüthe. Ueberall

erstarkten sie durch den Kampf gegen Adel und Clerus. Wo sie am meisten gefährdet waren, traten sie in gewaltiges Schutz- und Trutz-Bündniß, so im Norden die Hansa und bald darauf der oberdeutsche Städtebund in Schwaben und am Rhein. Dort nöthigten sie die alten Ansprüche der Bischöfe, die Raubschlösser am Rhein und allen Nebenflüssen, endlich die um sich greifende Herrschsucht Ulrichs von Würtemberg jene starke Kette zu schließen. Die erste Verbündniß traten sie 1247 an und ein Bürger von Mainz, Walpode, wird als der Stifter gerühmt. Ihr Bund ward 1255 erweitert und umfaßte bald nacheinander über sechzig der mächtigsten Städte, deren Banner oft die adeligen niederwarfen. Aber auch im Innern befestigte sich der Städte Macht im Kampfe. So lange Frieden war, mochten die Patrizier oder wie man sie nannte, die Geschlechter, der Städteadel des Regimentes walten. Als aber der Handwerker derbe Faust das Schwert fassen mußte, da verschmähten sie mit Recht, wenigen Junkern zu gehorchen. Ihrer war die Macht und sie vertrieben den Adel und walteten nach Innungen gemeinsam.

Die Bauern regten sich damals am wenigsten, weil grade die gewaltigsten Gemeinden in Friesland sich die Freiheit schon erstritten hatten und in der Schweiz unter Habsburgs freundlicher Schirmherrschaft alles genossen, dessen sie bedurften. Anderwärts war der Bauer bereits zu ohnmächtig geworden, um eine Linderung seines Zustandes zu erzwingen, und wer den Druck des Adels scheute, der ward als Pfahlbürger in den Städten aufgenommen. Dahin sammelte sich alle Kraft der Bauern, die dem Adel widerwärtig war.

Dreizehntes Buch.

Höhe des Mittelalters.

Kapitel CCLXIX.

Der Gottesstaat.

Die allgemeine Weltansicht des Mittelalters erkannte zweierlei Welten, die unsichtbare geistige und die sichtbare irdische Welt. Sodann glaubte sie an zwey ewige Urkräfte in der Welt, das Gute, das im Lichte wohnt, und das Böse, das sich in die Finsterniß einhüllt. In der unsichtbaren Welt aber war das Gute Gott und sein Lichtreich der Himmel, das Böse der Teufel und sein finstres Reich die Hölle. In der sichtbaren Welt dagegen stellte die Christenheit das Reich des Lichtes dar und als sein Mittelpunkt ward Rom und der Stuhl St. Peters anerkannt; das Reich der Finsterniß aber ward an die Grenzen der Christenheit, in die fremden Lande der Heiden, Türken und Mohren verwiesen. Indeß waren die Kräfte der unsichtbaren Welt in der sichtbaren stets wirksam. Heilige stiegen zum Himmel auf, Engel zur Erde nieder und der Wunderglaube baute die schöne Regenbogenbrücke zwischen beyden Welten. Emsig aber war auch der Teufel thätig in der Sündhaftigkeit, in dem Widerstand der Laien gegen die Kirche und in den Ketzern. Auf die unsichtbare Welt bezog sich dann alles irdische Leben, indem es nur als im Dienst Gottes oder des

Teufels angesehn ward und nach seiner kurzen Dauer zu einem ewigen Leben in die Freuden des Himmels oder in die Qualen der Hölle führte.

Die Beziehung auf die unsichtbare Welt war also das Wichtigste für die irdische, und ihr diente das große Institut der Kirche und der Priesterschaft. Man sah die Christenheit als einen ganzen Leib an mit einer Seele. Die Seele, geistiger Natur, wandte dem unsichtbaren Reich sich zu und beherrschte von oben herab den irdischen Leib, vom Haupte her, durch den Nervengeist, der von dort in die Glieder sich verbreitet und alles Leben regiert. Dieser Nervengeist war dargestellt in der Priesterschaft. In dem irdischen Leibe unterschied man sodann die dienenden Kräfte, zunächst die Muskelkraft der Glieder, die im ritterlichen Adel zu Thaten drängte; das Blut und die kreisenden Säfte, die im betriebsamen Bürgerstande dem ganzen Leibe Nahrung zuführten und alle Gliedmaßen in steter lebendiger Verbindung erhielten; der Rumpf endlich, von dem alle Nahrung ausgeht, in dem an die Erde gefesteten Bauernstande.

Diesen ganzen Körper nannte man das Reich. Es unterschied sich aber noch immer in zwey Reiche, das der Seele und das der irdischen dienenden Kräfte, oder das der Priesterschaft und der Kirche und das der weltlichen Stände, oder den Staat. Diese Ansicht mußte nothwendig dahin führen, daß der Staat als gänzlich im Dienst und in der Abhängigkeit von der Kirche anerkannt wurde. Da indeß der Staat früher bestanden und aus der altgermanischen Zeit herübergekommen, ehe die Kirche sich gestaltet hatte, so diente ursprünglich diese dem Staat und erhob sich erst allmählig mit der Ausbildung des Mittelalters und seiner Weltansicht zur Herrschaft des Hauptes. Theils auf dem Wege der Gewalt, theils durch ein innres Bedürfniß der Völker nach Einheit be-

günstigt, hatte Karl der Große sich zum Haupt des Staates aufgeworfen, während der Papst, das Haupt der Kirche, noch von ihm abhängig war. Wie aber das Mittelalter der Kirche stufenweise die höhere Bedeutung beylegte, wurden Papst und Kaiser zunächst sich gleich gestellt, und das Gesetzbuch des Sachsenspiegels drückte dies im 13ten Jahrhundert als die allgemeine Meinung der frühern Kaiserzeit seit den frommen Ottonen in dem Spruch aus: »Zwey Schwerter ließ Gott auf Erden zu beschirmen die Christenheit. Dem Papst ist gesetzt das geistliche, dem Kaiser das weltliche!« Seit Gregror VII aber reifte das Mittelalter zu der Ansicht, die nothwendig in seiner Entwicklung lag, und stellte in dem berühmten Gleichniß von der Sonne und vom Monde den Papst über den Kaiser. Dies sprach nicht lange nach dem Sachsenspiegel der Schwabenspiegel folgendergestalt aus: »Seit nun Gott des Friedens Fürst heißt, so ließ er zwey Schwerter hier auf Erden, da er zum Himmel fuhr, zu schirmen die Christenheit, die empfahl Gott St. Petern beyde, eins dem weltlichen Gericht, das andre dem geistlichen Gericht. Des weltlichen Gerichtes Schwert, das leihet der Papst dem Kaiser. Das geistliche ist dem Papst selber gesetzt.«

Die Macht von oben her durchdrang nach unten in einer folgerechten Stufenleiter von Würden und Aemtern beyde Reiche. Die Macht der Priester floß aus der des Papstes, die Macht der Laien aus der des Kaisers nach Lehnweise, so wie Papst und Kaiser die Lehen von Gott empfangen. Wie aber nun alle diese Macht von Gott kam, so nannten sich nicht nur Papst und Kaiser, sondern auch jeder Bischof und Graf von Gottes Gnaden.

Eben so war die Verrichtung eines jeden Standes von Gott eingesetzt und zu seinem Dienst geheiligt. Nicht nur die Priester dienten Gott, auch die ritterlichen Hel-

ten, und Bürger und Bauern hielten nicht minder dafür, daß sie Gott als nothwendige Glieder zu bestimmter Thätigkeit in sein Reich gesetzt und daß auch der niedrigste Beruf in Gottes Huth sey. Sitte, Bildung, Kunst und Wissenschaft aber, sie mochten allen Ständen gemein seyn, oder von einem ausschließlich gepflegt werden, huldigten auf gleiche Weise dem religiösen Geiste. Der Sitte Gebot war ein göttliches, Liebe und Ehe ein Sakrament; die Kunst erhob sich erst über den gemeinen Dienst des Lebens, als sie der Andacht zum Ausdruck diente, und die Wissenschaft kam ebenfalls erst durch die Untersuchungen über Gegenstände der Religion zur Blüthe.

Kapitel CCLXX.

Wendepunkt des Mittelalters.

Von diesem Standpunkt aus muß das ganze Mittelalter in seinem Aufsteigen bis zur höchsten Entwicklung unter den Hohenstauffen gewürdigt werden, und es läßt uns eine vollkommne Einheit wahrnehmen. Diese klare und an sich befriedigte Einheit der Weltansicht ward indeß von dem Augenblick an, da das Mittelalter seine Höhe gewonnen, getrübt und in unheilbaren Zwiespalt zerrissen. Eine neue Weltansicht trat in den Kampf mit der alten, um eine neue Zeit zu schaffen. Diese neue Entwicklung konnte indeß nur allmählig vor sich gehen, ja wir sind nach einem halben Jahrtausend noch jetzt darin begriffen. Folglich aber herrscht je näher dem Zeitalter der Hohenstauffen je mehr noch das Alte vor.

Die Erscheinung wird im Allgemeinen durch ein überall gültiges und unabweisliches Naturgesetz erklärt, nach welchem jedes Leben, wenn es zur höchsten Entwicklung gediehen, abwelken und einem neuen Platz machen muß.

Hier erschien das alte Leben unter der Herrschaft des Gemüthes, und das neue beginnt mit der Herrschaft des Verstandes. Der Uebergang war aber ein natürlicher. Das ausschließliche Vorherrschen der Gemüthskräfte trieb zu einseitiger Verirrung der Natur, und dieser Irrthum, dieser Widerspruch dessen, was die Menschen trieben, mit dem, was der Natur angemessen war, mußte das angeborne Unterscheidungsvermögen des menschlichen Verstandes nothwendig wecken. In der Begeisterung des Herzens traute sich der Mensch göttliche Kräfte zu, ja die ersten Begeisterten hatten sie wirklich. Indem aber die Ueberspannung, die anfangs natürlich sich erzeugt hatte, durch Gesetz und Zwang bey denen festgehalten werden sollte, die nicht mehr vom ersten Feuer ergriffen waren, so begann eine Tyrannei, die höchst lästig wurde, über deren Grund und Abhülfe man nachdachte und die im natürlichen Verstande bald einen gewaltigen Gegner finden mußte. Die aber, die durch die Zeiten jener religiösen Begeisterung in den Besitz einer sehr wünschenswerthen Macht gelangt, und die letztere durch die Abstumpfung der ersten gefährdet sahen, suchten wieder aus menschlichem Eigennutz durch erkünstelte Mittel sich im Besitz zu erhalten und gaben deshalb der Stimme des Verstandes in einer klug berechnenden Schlauheit selbst ein geneigtes Gehör. So sehn wir alsbald auf allen Seiten den Verstand hervorbrechen, in seinen guten und bösen Eigenschaften, langsam sich entwickelnd, furchtsam dem gewaltigen Geist der alten Begeisterungszeit gegenübertretend, aber immer freier, kräftiger, gediegener, je mehr alles Alte faul und verpestet wird.

Die Unnatur, die auf die Dauer nimmer bestehen konnte, zeigt sich am deutlichsten im Cölibat, in der Ueberzahl und den Lastern der Mönche, in der Ueppigkeit der Diener Gottes und in dem auffallenden Wider-

spruch, in welchem die spätere Kirche sich mit dem ersten Christenthum und dem Sinne der heiligen Schrift befand. Nicht minder aber war weltlicherseits das Lehnwesen unnatürlich geworden, indem es allen Rechtsbestand unaufhörlich wechselte oder auflöste, der Leibeigenschaft nicht zu gedenken.

Die Pfiffigkeit im Handeln, die das alte wechselseitige Vertrauen gänzlich untergrub, zeigte sich zunächst beym Papste selbst, indem er theils auf müßige Gedanken kam, seine schon gewonnene Gewalt über alle Gebühr auszudehnen, wobey er, weil die Absicht ungerecht und der Widerstand gerecht war, nicht ganz ehrlich zu Werke gehen konnte, theils dem eben dadurch gereizten Widerstand der Ketzer, der Laien, ja des Clerus selbst ein System von wohlberechneter Tyrannei und List entgegensetzen mußte, weil hiefür sein Ansehn nicht ausreichte und er doch auch nicht nachgeben wollte. Auch der Kaiser sah sich vom Papst und den Fürsten so bedrängt, daß er seine Zuflucht zu einer ängstlichen Klugheit nehmen mußte. Die Fürsten sahen immer mehr ein, daß sie dem Kaiser ohne Gefahr den Gehorsam verweigern könnten, gefielen sich in der Unabhängigkeit und bedienten sich einer großen Klugheit, sie nicht nur gegen den Kaiser sondern auch gegen die untern Stände zu befestigen. Manch kühner Ritter that ihnen nach. Selbst die Städte, endlich sogar Bauern machten sich unabhängig und was sie auf Kosten des alten Rechts und Vertrauens gewonnen, konnte nur ein kluger, aufmerksamer Verstand berechnen, da ihnen jeden Augenblick dasselbe Unrecht widerfahren konnte, das sie an andern begangen. Jeder aber, der unterdrückt war, mußte schon deshalb zur List seine Zuflucht nehmen.

Mit alle dem vereinigte sich noch das Aufkommen des Handels und des Geldes, das immer verständige

Köpfe bildet, und die Belebung derjenigen Wissenschaften auf Schulen und Universitäten, die den Verstand bilden. Verfolgen wir nun aufmerksam den Zustand des Mittelalters im Einzelnen, so werden wir überall den hier bezeichneten allmähligen Uebergang aus einer tief frommen, glühend begeisterten Zeit in eine kalt verständige finden.

Kapitel CCLXXI.

Die Kirche.

In ihrem äußern Verhältniß erreichte die Kirche die weiteste Ausdehnung und den vollkommensten Sieg über die weltliche Macht im 13ten Jahrhundert und erhielt sich auf dieser Höhe bis zum Anfang des 16ten; während sie innerlich allmählig verdorben wurde.

Alle Slaven, die Ungarn, die meisten finnischen Stämme waren bekehrt worden, selbst ein Theil des Morgenlandes wieder dem Christenthum unterworfen. Auch die griechische Kirche war zur römischen in ein demüthiges Verhältniß gebracht worden.

Ueber die weltliche Macht feierte die Kirche den höchsten Triumph. Der Kaiser und alle auswärtigen Könige beugten sich vor ihr oder mußten sich schmählige Niederlagen gefallen lassen. Sie machte allgemein den höchst wichtigen Grundsatz geltend, daß ihre Macht und ihr Besitz unmittelbares Lehn von Gott sey, daß sie von iner weltlichen Macht kein Lehn empfangen könne, daß dagegen alle Macht und aller Besitz der Laien Lehn der Kirche seyn müsse. Dadurch wurde die gesammte Priesterschaft und ihr unermeßlicher Besitz vollkommen unabhängig; ja die stolzen Priester, selbst der niedrigste Abt ertheilten jetzt dem Adel, den Fürsten, selbst dem Kaiser kleinere oder größere Lehne, wozu sich jene drängten,

und stellten sich eben dadurch im Range über alle Laien. Wiewohl widerstrebend mußte sich der Kaiser gefallen lassen, das Reich vom Papst zu Lehn zu nehmen. Dasselbe widerfuhr allen Königen und nicht minder erklärte die Kirche alles Land der Ungläubigen oder die noch unbekannte Erde für ihr Eigenthum, das derjenige, der es erobern oder entdecken würde nur von ihr zu Lehn empfangen könne. Natürlich wurde nicht nur die Priesterschaft nebst allen ihren Angehörigen von der weltlichen Aufsicht und Gerichtsbarkeit befreit, sondern die geistlichen Gerichte maßten sich im Kleinen eben so an, über Laien in weltlichen Dingen zu richten, als der Papst sich zum Richter über die weltlichen Händel des Kaisers aufwarf. Vorzüglich aber gab der Vorwand der Ketzerei jeden Laien in die Hände der Kirche. Wen die Kirche nicht leiden mochte, den durfte sie nur der Ketzerei beschuldigen, um ihn vor aller Welt richten zu dürfen. Endlich gab der Besitz unermeßlicher Schätze der Kirche um so mehr ein Uebergewicht, als Geld und Gut eine immer wichtigere Sache wurden.

Um den Besitz dieser Macht sich zu heiligen, schloß sich eine große Priestergesellschaft als eine Gemeinde höherer göttlicher Wesen nach außen völlig ab und wußte eine ungeheure Kluft zwischen sich und den Laien zu befestigen, über welche diese nur wie in ein Himmelreich hinüber sehn sollten. Dies wurde durch vielfache Mittel bewirkt. Die Befreiung von weltlicher Herrschaft, die Höherstellung des Priesters, sofern er kein Vasall der Laien seyn durfte, war das geringste dabey. Am stärksten aber wurde die Absonderung befördert und erhalten durch das Cölibat, das den Priester vom bürgerlichen Familienleben gänzlich losriß. Eben dadurch wurde wieder ein Schein der Heiligkeit, der Erhabenheit über irdische Bedürfnisse, der göttlichen Natur über die gesammte

Priesterschaft verbreitet. Sodann wurde der Glaube befestigt, daß die neue Rangordnung, welche den Priester zu einem höhern, vom Laien verschiedenen Wesen erhob, wirklich vorhanden und natürlich sey, sich von selbst verstehe, indem man die Priesterweihe mit unter die von der Natur selbst geheiligten Handlungen oder Sakramente zählte. Zu diesen gehörte hauptsächlich die Taufe oder Einweihung zum Leben, die Firmelung oder Einweihung zum gesetzten Alter, die Ehe und die letzte Oehlung oder Einweihung zum Tode und ewigen Leben. Wie aber jedes dieser Sakramente in einem höhern von der Natur gegründeten Stand einweihte, so ward nun durch die Priesterweihe auch der Priesterstand als ein solcher anerkannt, der von Natur höher stünde und den Menschen anders mache. Dies wurde wieder näher bezeichnet durch die Lehre, daß der Priester in einem nähern und vertrauten Verhältniß zu Gott stünde und unmittelbar mit ihm verkehrte, während der Laie nur durch die Vermittlung des Priesters zu Gott gelangen könne, so daß der Laien Gebet erst durch priesterliche Fürsprache im Himmel anlangen, von oben aber Gottes Gnade auch nur durch des Priesters Hand auf den Laien niederthauen könne. Um diesen Glauben zu verstärken, wurde der Messe, da der Priester den Laien Gott zeigt, und der Beichte, da der Laie vom Priester im Namen Gottes um Ablaß der Sündenstrafe fleht, die höchste Bedeutung und Ausdehnung gegeben. Man ging aber noch weiter und im Genuß des Abendmahls wurde der Kelch anfangs nur dem niedern unadeligen Volk, bald aber allen Laien entzogen und nur die Priester dessen für würdig erklärt. So wurde die von Christo selbst verkündete Gleichheit aller Menschen vor Gott völlig vernichtet und ein greller Widerspruch zwischen der herrschenden Kirchensatzung und der heiligen Schrift einge-

führt. Als dieser aber bemerkt wurde, sah sich die Kirche genöthigt, den Laien förmlich zu verbieten, die Bibel in der Muttersprache zu lesen.

Kapitel CCLXXII.

Der Papst.

In der Stellung der Kirche zur weltlichen Macht ist das Verhältniß des Papstes zu allem, was außerhalb der Kirche lag, schon im Wesentlichen angegeben. Der Papst sah sich als Alleinherr der Welt an, sofern er Herr der Kirche war. Der Kampf, in den er desfalls mit dem Kaiser gerieth, ward zu seinen Gunsten entschieden. In s. g. Concordaten oder Friedensverträgen standen die Kaiser ihm und der Kirche je mehr und mehr Rechte zu. Der Kampf erneuerte sich zwar mit jedem kräftigen Kaiser wieder, doch sahen sich viele gezwungen, wirklich das Reich vom Papst zu Lehn zu nehmen, und ihn als ihren obersten Richter anzuerkennen. Alle dagegen mußten zugeben, daß die Kirche nicht nur von der weltlichen Herrschaft befreit wurde, sondern auch über die Laien selbst neue Vorrechte sich anmaßte. Bey der Wahl zu geistlichen Aemtern verlor der Kaiser, wie jeder Laie, seine Stimme, und er behielt sich nur das so genannte Recht der ersten Bitte vor, das heißt er durfte zuerst den Wahlkapiteln vorschlagen, wen sie wählen sollten, und sie um die Bestätigung desselben bitten, mußte sich aber die Weigerung gefallen lassen. Auch behielt er sich die Belehnung der Bischöfe mit dem Scepterlehn vor, welches jedoch ebenfalls nur ein Scheinrecht war, da er bey der Wahl des Bischofs nichts mehr zu sagen hatte. Mehr blieb ihm von der ganzen alten Gewalt über die Kirche nicht übrig. Die Wahlen zu geistlichen Aemtern, die Aufsicht über dieselben, der Besitz der

Geistlichen und ihre Gerichtsbarkeit wurden vollkommen unabhängig vom Kaiser. Der Grundsatz, daß mit Ausnahme jener überflüssigen Scepterlehne kein Geistlicher von einem Laien Lehn nehmen durfte, während umgekehrt alle Laien Vasallen der Kirche werden konnten, befestigte die Unabhängigkeit noch mehr. Endlich maßten sich die geistlichen Gerichte auch die Aufsicht über die Laien an, so daß alle Verhältnisse der Kirche und des Staates umgekehrt wurden.

Während der Papst als Haupt der Kirche nach außen diese Macht gewonnen, war er nicht minder bedacht, sich wieder im Innern der Kirche selbst zum unumschränkten Herrn zu machen. Er verfuhr dabey genau so, wie früher Karl der Große, als er sich zum Alleinherrn des weltlichen Reiches aufwarf. Zunächst brach er die Macht der Concilien, wie Karl die der Maiversammlung, indem er sich theils das Recht anmaßte, sie allein zu berufen, theils gar nicht mehr berief, sondern nur besondre Synoden in einzelnen Ländern hielt, wo ihm kein starker Widerstand entgegen treten konnte. Dann brach er das Ansehn der Erzbischöfe, wie einst Karl das der Herzöge, und leitete auch die niedrigsten Angelegenheiten der Kirche selbst durch seine Legaten, wie Karl das weltliche Reich durch seine Sendgrafen.

Der Papst war Quelle der Kirchengesetze, theils für die Kirchenverfassung, theils für die Dogmen, theils für den Gottesdienst. Die Canonen (canones) oder allgemeine Concilienbeschlüsse, wurden unter seiner Aufsicht abgefaßt, daher denselben auch alle seine Privatbeschlüsse, die er ohne die Concilien abfaßte, gleichgestellt. Diese waren allgemeine Verfügungen (decretalia) Proklamationen (bullae) und Sendschreiben (brevia). Alle diese Gesetze zusammen genommen bildeten den Körper des canonischen oder Kirchenrechts (corpus juris canonici s.

ecclesiastici) und wurden auf den Universitäten fleißig studiert. Diese Gesetze betrafen aber nicht nur die Geistlichkeit, sondern sie griffen auch gewaltthätig in die Angelegenheiten der Laien ein, vorzüglich in Ehesachen und in allen Fällen, da Laien mit Priestern in Streit kamen oder die religiösen Vorschriften irgend übertraten.

Der Papst war Quelle der richterlichen Gewalt in Kirchensachen. Das war er schon früher gewesen, nur hatte sich diese Gewalt noch nicht so weit über die Laien ausgedehnt, und er hatte nicht unmittelbar das Richteramt ausgeübt, sondern in seinem Namen der Erzbischof, und in dessen der Bischof. Um aber die ihm gefährliche Macht der Erzbischöfe zu stürzen, die wir aus dem Widerstande z. B. der Erzbischöfe von Ravenna, Mailand, Rheims, Mainz, Cölln kennen gelernt, entriß er denselben allmählig die Gewalt über die Bischöfe und machte die letztern allein vom päpstlichen Stuhl abhängig, so wie wieder die Mönchsorden vom Clerus gänzlich frey gemacht und unmittelbar unter Rom gesetzt wurden. Zunächst wurde der s. g. Appellation von den niedern Gerichten nach Rom eine ungemeßne Ausdehnung gegeben, und sodann den förmlichen Exemtionen oder Befreiungen von jeder andern Gerichtsbarkeit als der des Papstes. Es strömte nun alles, was Recht haben wollte, nach Rom selbst, welches dem Papst ein großer Vortheil war, und zu noch größerer Bequemlichkeit reisten wieder die Legaten des Papstes in allen Ländern umher und sprachen in seinem Namen Recht.

Der Papst war Quelle der verwaltenden und vollziehenden Macht in der Kirche. Von ihm hing die Besetzung der Kirchenämter ab, indem er den Kaiser und alle Laien gänzlich davon ausschloß, aber auch den Einfluß der niedern Geistlichkeit in den Capiteln zu bemeistern wußte. Der Ausschluß der kaiserlichen Stimme ward in

dem großen Investitur-Streit gewonnen. Die Beeinträchtigung der Capitel geschah durch so genannte Reservationen oder päpstliche Vorbehalte, die sich stufenweise erweiterten. Anfangs sollte der Papst unabhängig von den Capiteln der bischöflichen Domstifter oder der Klöster den Nachfolger desjenigen Bischofs oder Abts ernennen dürfen, der in einem Umkreis von zwey Tagereisen um Rom sterben würde. Dieser Fall trat aber sehr oft ein, da wegen der Appellation Rom stets von fremden Geistlichen erfüllt war, und überdem kein Bischof mehr bestätigt wurde, der sich nicht persönlich in Rom vorstellte. Bald darauf ward jene Reservation dahin ausgedehnt, daß der Papst allein die Nachfolger aller geistlichen Herren ernennen solle, die in gewissen Monaten sterben würden. Endlich hatte der Papst das Recht Bischöfe zu versetzen oder abzusetzen und neue Bisthümer zu errichten und zu besetzen, und um davon Nutzen zu ziehn, zog er bald mehrere Bisthümer in eins zusammen, bald schuf er aus einem mehrere. Da es aber, wenn zwey Gegenpäpste sich bekämpften, darauf ankam, welcher die meisten Bischöfe für sich hätte, so wurden auch eine Menge Titularbischöfe ernannt, indem man für alle Bisthümer, welche die Muhamedaner den Christen entrissen hatten, fortwährend s. g. Bischöfe in partibus infidelium (im Lande der Abgefallenen) setzte. Da die Kirche ursprünglich nur eine Strafgewalt und keine Waffenmacht besaß, in ihrem äußern Kampf aber der Waffen bedurfte, so ward jene Strafgewalt anstatt kriegerischer Heere benutzt, und sie war furchtbarer und öfter von Sieg begleitet, als das beste Heer. Diese Gewalt bestand in dem Recht des Papstes, Kirchenstrafen zu ertheilen, und obwohl sie nur Sünden gegen Gott treffen sollten, so wurden sie doch bald auf alle die ausgedehnt, die nur Feinde des Papstes und sonst ganz unschuldig waren. Sie steigerten

sich von einfachen Kirchenbußen zum Ausschluß aus der Christlichen Gemeinde, der Excommunication, dann zum geschärften Bann, der den Straffälligen des Todes schuldig machte und jedermann zum Vollzieher desselben aufforderte, endlich seit Innocenz III zum Interdikt, welches alle dem Gebannten Anhängliche mit dem gleichen Bann belegte und in dem ganzen Lande desselben die Ausübung des Gottesdienstes untersagte. Das war dem gläubigen Volke das Gräßlichste und entflammte alles gegen den Gebannten.

Der Papst war Quelle des Kirchenbesitzes, ja er hielt sich sogar für den ursprünglichen Herrn der ganzen Erde. Dies ward ihm freilich nicht nur vom Kaiser, dem er desfalls wenigstens den Schein der Scepterbelehnung überlassen mußte, sondern auch von der niedern Geistlichkeit bestritten, die sich im Besitz ihrer Güter eher befunden hatte, als der Papst sich derselben anmaßen konnte. Indeß berechtigte ihn dieser Grundsatz doch, theils die ganze Christenheit zu besteuern, theils sich selbst die Pipinische Schenkung oder den Kirchenstaat zu einem mächtigen Alod auszudehnen. Was die Steuern betrifft, so entwürdigte sich der Papst zu einem jüdischen Wucher. Sie waren theils direkt, theils indirekt. Die erstern hießen Annaten oder Jahrgelder und wurden nur von der Kirche selbst gefordert, da die Laien auf andre Weise genug hergaben. Seit dem 12ten Jahrhundert mußte dem Papst vom Einkommen eines jeden geistlichen Amtes etwas abgegeben werden, bald darauf sogar das volle Einkommen jedes ersten Amtsjahrs. Der indirekten Steuern gab es eine ungleich größere Menge. Von Priestern und Laien wurde zu Kreuzzügen und andern frommen Zwecken gesteuert. Die Fahrhabe jedes Bischofs und Abts, die sonst der Kaiser geerbt, erbte jetzt der Papst. Die Simonie, die der Papst an Laien hart ge-

straft, beging er nun selbst und verkaufte nicht selten die geistlichen Würden an den Meistbietenden. Eine gleich starke Geldquelle floß ihm durch die s. g. Dispensationen oder Ausnahmen von Kirchengesetzen zu, namentlich in Ehesachen. Da man sich noch selten von seiner Heimath entfernte, heiratheten die benachbarten Familien in einander, und mußten es. Alle Ehen von Verwandten bis zum siebenten Grade waren aber von der Kirche verboten und zugleich gegen Geld wieder Dispensationen von diesem Verbot erlaubt, die natürlich äußerst oft gesucht wurden. Am allermeisten brachten endlich die Indulgenzen oder Ablaßbriefe ein. Sie wurden für alle möglichen Sünden im Voraus angefertigt und konnten die Stelle jeder andern Kirchenbuße vertreten. Der Papst eignete sich ausschließlich diesen Handel zu und schickte Ablaßkrämer (quaestionarii, stationarii) mit allen Sorten von Ablaßzetteln durch die Länder, das Geld dafür einzusammeln.

Bewunderuswürdig ist die Sicherheit, mit welcher die so häufig wechselnden Päpste doch stets das eine Ziel der Herrschaft verfolgten. Nur wenige zeigten sich schwach oder machten sich durch Sittenlosigkeit verhaßt. Die meisten waren kraftvoll oder führten ein heiliges Leben. Indeß weckten sie sich eben durch ungezügelte Herrschsucht und schlaue Unterdrückung der Kirche selbst allmählig die Feinde, die ihr ganzes System zu stürzen trachteten. Auch wurden die s. g. Schismata oder Trennungen der Kirche unter mehreren Gegenpäpsten ein großes Verderben für den heiligen Stuhl, besonders seit Innocenz IV sich nach Frankreich gewandt und seine Nachfolger daselbst blieben, während diesen von den Deutschen zu Rom Gegenpäpste an die Seite gestellt wurden. Was daraus entstanden, sehn wir ferner.

Kapitel CCLXXIII.

Der Klerus.

Die Concilien erhoben sich nicht eher wieder über die Päpste, bis deren Ansehn durch das große Schisma der französischen und römischen Päpste in tiefen Verfall gekommen, im 15ten Jahrhundert.

Die höchsten geistlichen Würden nach dem Papst bekleideten die Cardinäle, sieben an der Zahl, den sieben Planeten um die Sonne gleich. Sie bildeten einen engen Rath des Papstes und seine Stellvertreter und Legaten, und wurden von ihm willkührlich gewählt, daher sie sich nie über ihn erheben konnten, obwohl sie seine jedesmaligen Nachfolger wählten.

Die Erzbischöfe verloren ihr geistliches Ansehn, zwar oft nicht ohne Kampf, und mehrere derselben erhielten sich wenigstens als Landesfürsten ein großes Uebergewicht im weltlichen Reich, so die von Mainz, Cölln und Trier.

Die Bischöfe wurden zwar von der Aufsicht der weltlichen Kirchenvögte und der Erzbischöfe von oben her befreyt, verloren aber nach unten wieder viel an die Capitel und hatten überdem beständig mit Fürsten, Adel, Städten und Klöstern zu kämpfen. Die Domkapitel machten sich vom Bischof fast ganz unabhängig, welches der Papst gern sah, weil sie die Macht der Bischöfe eben so brachen als diese früher die erzbischöfliche gebrochen, so daß der Papst lauter vereinzelter kleinen Kräfte sich gegenüber sah, die er leicht beherrschte. Die Capitel theilten sich in die Rechte, die sonst dem Bischof allein zukamen. Dem Bischof, der seiner fürstlichen Gewalt wegen Fürstbischof genannt wurde, nahm einer von den Domherrn die Verrichtung des Gottesdienstes (die pontificalia, das Priesteramt) ab und hieß deshalb Weihbischof. Andre nahmen ihm die richterliche Gewalt ab,

unter dem Namen von Archidiakonen und Diakonen (Dienern). Man theilte das Bisthum in höhere und niedere Gerichtskreise, Archidiakonate und Diakonate, die den alten Gauen und Cantonen entsprachen. In dem letzten hielt der Diakonus das geistliche und Sindgericht (von Sende und Synode) und zwar über das niedre Volk. Mehrere Diakonate bildeten das Archidiakonat, darin der Archidiakonus über alle Freyen richtete. Der Adel durfte sich dagegen nur vor das Gericht des Bischofs selbst stellen. Am meisten gewannen jedoch die Capitel durch den höchst widerrechtlichen Handel mit den s. g. Commenden. Die Domherrn brachten alle einträglichen Pfründen, Parochien oder Pfarreien unter dem Namen von Commenden an sich, so daß oft ein einziger deren über zwanzig besaß und die Einkünfte davon bezog, während er dieselben durch arme Stellvertreter oder Vicare verwalten ließ, die ein Geringes dafür erhielten und deren Armuth der Kirche spottete, ja sie schändete, indem die Vikare sich durch niedrige Künste beym Volk beliebt zu machen und dadurch zu gewinnen suchten, was sie durch die Capitel verloren. Theils Grund, theils Wirkung dieser Bevorrechtung der Capitel war der Umstand, daß nur der Adel in die Capitel oder Domstifte zugelassen wurde, daher adelig und stiftfähig gleichbedeutend wurde.

Der niedre Klerus bestand außer den Pfarrern und Vicaren aus Caplänen und Beichtvätern oder Burgpfaffen der großen Herren, die gewöhnlich Rathgeber und Schreiber waren.

Kapitel CCLXXIV.

Die Mönche.

Das Klosterwesen gewann eine doppelte Ausdehnung in die geistlichen Ritter- und in die Bettelorden, deren

Zweck wir kennen gelernt. Im Verhältniß zum Klerus wurden alle Klöster vollends frey und nur unmittelbar vom Papst abhängig. Mehrere Aebte, namentlich von St. Gallen und Fulda, waren an Macht den Bischöfen gleich und saßen am Reichstag unter den ersten Fürsten. Die innere Verfassung der Klöster blieb im Allgemeinen dieselbe. Alle theilten sich nach Orden, die Orden je nach den Ländern wieder in Provinzen und diese in die verschiedenen Klöster. Einige Orden wurden monarchisch regiert und von einem Ordensgeneral, der in Rom unter den Augen des Papstes lebte, andre republikanisch durch General-Capitel oder Versammlungen der Abgeordneten aus den verschiedenen Provinzen und Klöstern, daher es allgemeine und Provincial-Versammlungen gab. Auch die Klöster selbst standen entweder unter einem Abt, der monarchisch herrschte, den aber die Mönche wählten, oder sie regierten gemeinsam unter einem Vorsitzer oder Prior, Probst. Eine wichtige Aenderung geschah aber durch das Aufkommen der Laienbrüder (fratres). Die alten Mönche, Väter (patres) wurden träge und im Reichthum schwelgerisch. Die strengen Klosterpflichten fielen ihnen lästig, sie wälzten daher alle persönliche Arbeit in Haus und Garten und Kirche auf junge Lehrlinge des Klosterlebens.

Im Allgemeinen blieben die Klöster ihrer ersten Bestimmung treu, von allem Irdischen entfremdet den Geist der Menschen allein auf Gott zu richten. Es gab fortwährend äußerst fromme Mönche, Spiegel der Heiligkeit und nicht minder fromme Nonnen. Auch entstanden neue Orden, die eine noch größere Strenge als bisher sich zur Pflicht machten, so die Karthäuser. Die Sorge für den Landbau fand ebenfalls in den Klöstern noch musterhafte Schulen. Kein Boden war so gut gepflegt, als der geistliche. Die Wissenschaften, sonst Eigenthum der Be-

nedictiner, gingen zwar allmählig auf die Universitäten und Städte über, indeß zeichneten sich die altberühmten Klosterschulen noch immer aus, und auch die Künste erhielten ihre schönste Ausbildung zunächst von den kunsttreibenden Mönchen.

Dagegen führte das Cölibat, der Reichthum, die Herrschaft, die ungeheure Zahl der Mönche zu den abscheulichsten Lastern des Müßiggangs, der Völlerei, des Geizes, der Heuchelei oder gar offener Schamlosigkeit in Wollüsten und Gewaltthat, womit allmählig immer mehr Klöster sich befleckten. Außerdem aber wurden ganze Orden schon ihrem Zweck nach Plagen der Völker. In die geistlichen Ritterorden und in den Ketzerorden der Dominicaner kam ein Blutdurst, der unersättlich seine Opfer suchte. Das ist der Fluch solcher Institute, daß sie, auf Kampf berechnet, wenn dieser längst aufgehört, immer selbst neuen beginnen, um nicht aufhören, die einmal errungenen Vortheile nicht aufgeben zu dürfen. So wurden die deutschen Ritter aus Bekehrern Eroberer und tyrannische Unterdrücker, die Dominicaner aus Ketzerrichtern Ketzermacher. Dies aber untergrub den alten heiligen Grund der römischen Kirche. Ein großes Aergerniß gaben auch die Streitigkeiten der Franziscaner und Dominicaner unter einander, die wechselseitig auf ihre große Macht eifersüchtig wurden, und wieder der Franziscaner im Innern ihres Ordens, indem eine Parthey die strenge Regel mildern und namentlich das Gelübde der Armuth in der Art ändern wollte, daß sie zwar keine großen Güter besitzen, aber als Verwalter genießen sollten, die andre Parthey dagegen bey der strengsten Armuth und Buße verharren wollte. Die letztern waren so ganz vom Geist des einfachen, streng sittlichen Urchristenthums beseelt, daß sie dem Papst selbst gefährlich wurden, indem sie laut gegen die weltliche Ueppigkeit der

Kirche predigten. Darum entschied sich Papst Innocenz IV 1245 gegen sie und für die mildere Parthey. Die strengen Franziscaner gaben aber nicht nach und wurden Märtyrer ihrer eignen Sache. Ihr Streit dauerte noch lange Zeit fort. Sie schrieben öffentlich gegen den Papst, unterstützten nicht selten die Kaiser in ihren Vorwürfen gegen die Kirche, und obwohl sie als Ketzer ihren ärgsten Feinden, den Dominicanern übergeben und häufig verbrannt wurden, so pflanzte sich ihr Geist doch unter den Mönchen fort und auf die Universitäten über; denn eine Wahrheit, einmal ausgesprochen, geht niemals unter.

Kapitel CCLXXV.

Die heiligen Künste.

Unabhängig von der einreißenden Verderbniß der Kirche und ungetrübt, wie die ewigen Ideen des Christenthums selbst, denen sie zum Ausdruck dienten, entfalteten die Künste zwischen dem zwölften und funfzehnten Jahrhundert die höchste Blüthe. Indem sie aber jene Ideen, darauf die herrschende Kirche sich gründete, in der erhabensten Erscheinung anschaulich machten, das Göttliche sichtbar darstellten, daß es niemand verborgen bleiben konnte, wurden sie eine der wichtigsten Stützen der Kirchenmacht und sind schon deshalb für die Geschichte von der größten Bedeutung. Sie sind es zweitens, indem in ihnen der Kunstgeist des deutschen Volks das höchste allen Völkern unerreichte Ziel errungen und eine geistige Entwicklung bezeichnet, die wichtiger und höher zu achten ist, als irgend eine kriegerische Begebenheit, wornach man in der Geschichte immer zuerst und oft allein zu suchen pflegt.

Innerlich im Leben des Volkes erwachte der Kunsttrieb zugleich mit jener tief poetischen Begeisterung des Zeitalters. Die Sehnsucht suchte das Heilige, ewig Schöne und liebte mit den Sinnen zu erfassen, was tief im Herzen ihr offenbart worden. Aeußerlich aber schloß sich die Kunst eben deshalb zunächst an den Gottesdienst. Es war daher eine der wichtigsten Beschäftigungen der Mönche, die Künste zu pflegen und für den Gottesdienst anzuwenden. Jedes Kloster hatte seine Werkmönche (operarii) Baumeister, Bildhauer, Mahler, Tonkünstler, Schreiber. Erst im 13ten Jahrhundert, wie der frische Geist im Mönchsleben ab und in den Städten zunahm, giengen die Künste auf die bürgerlichen Zünfte über. Doch dienten sie auch in weltlicher Hand der Religion und ihre religiösen Beziehungen erbten sich als Geheimniß der Künstler fort.

Kapitel CCLXXVI.

Baukunst.

Zu welcher Höhe der Kunstansicht die Deutschen damals gelangten, sehn wir zunächst an der Baukunst. Diese, anfangs nur bestimmt, Versammlungshäuser für die gläubigen Gemeinden zu gründen, steigerte sich sofort zu dem höhern Zweck, allen übrigen Künsten zum Träger zu dienen. Die Gotteshäuser wurden geschickt gemacht, künstliches Schnitzwerk, reiche Verzierungen, Bildsäulen, Gemälde zu tragen und nach den Regeln des Schalles so gebaut, daß die Kirchenmusik den reinsten Eindruck machen konnte. Endlich erhoben sich die Deutschen zu der tiefsinnigen Ansicht, daß die Werke der Baukunst selbst die großen Ideen des Christenthums ausdrücken, selbst die reinsten und erhabensten Sinnbilder des Göttlichen werden sollten. Während also die Kirchen

zugleich jenen frühern Zwecken dienten, nahm die rohe Masse des Gesteins den lebendigen Geist selbst in sich auf. Noch stehen die erhabenen Dome und geben Zeugniß von diesem Geist, den wir hier in wenigen Zügen deuten wollen. Die Gebäude mußten erhaben in der Masse seyn, das Auge zur Bewunderung hinreißen, das Herz zum Großen stimmen; denn groß und erhaben ist die Gottheit, die im Tempel ist. Um aber wieder die Unförmlichkeit zu meiden, ward die Höhe von 500 Fuß nach einem sehr richtigen Augenmaaß als die Grenzlinie der Baukunst angenommen. Die Gebäude mußten alles Schwerfällige vermeiden, alle Mühseligkeit der Arbeit verbergen und leicht, natürlich wie eine Pflanze von einem innern Lebenstrieb hervorgedrängt aus dem Boden zu wachsen scheinen; denn der Glaube an die Gottheit ist nichts Erzwungenes, Drückendes, sondern das Freieste und Natürlichste, wie das Erhabenste. Der eigenste Charakter dieser Gebäude mußte das Streben nach der Höhe seyn, alle Säulen, Pfeiler wie Pflanzen und Bäume hervorwachsen dem Lichte zu, und in den hohen spitzen Thürmen auslaufen; denn der Glaube strebt dem hohen Himmel zu. Im Grundriß mußten diese Gebäude die Figur des Kreuzes ausdrücken; denn das Kreuz ist die Grundlage der christlichen Kirche. Einige dieser Dome laufen in drey Thürmen aus, denn dreifach ist die Gottheit offenbart. In allen mußte der Altar gegen Morgen stehn, denn vom Morgen kam der Heiland. Das Chor als Allerheiligstes, das nur die Priester betraten, mußte vom Schiff der Kirche, da das Volk war, getrennt seyn; denn die Priesterschaft stand der Gottheit näher, als das Volk. Endlich mußte die Erhabenheit des Ganzen in die reichsten und lieblichsten Verzierungen sich verbergen, die starre Linie in tausend zierlichen Windungen und Stufen wie der Lichtstrahl in Farben sich brechen,

die Masse nur aus unermeßlich vielen einzelnen für sich lebendig scheinenden Steingewächsen sich aufbauen; denn die Gottheit verbirgt sich in der Welt und Natur und ist nicht getrennt von der lieblichen Mannigfaltigkeit der Dinge. Durch alle diese Verzierungen geht aber wieder eine Grundform durch, worin der Geist des Ganzen je wieder im Kleinen ausgesprochen ist. Diese Form ist die Rose in Fenstern, Thüren, Bögen, Säulenverzierung und von ihr getragen oder zu ihr ausblühend das Kreuz. Die Rose bezeichnet hier immer die Welt, das Leben; das Kreuz den Glauben und die Gottheit. Ein Kreuz in der Ründung der Rose war das allgemeine Symbol der Gottheit im Mittelalter.

Man hat diese Baukunst, die den Gipfel aller Kunst bezeichnet, mit Unrecht die gothische genannt, indem man auch sie wie alle frühere deutsche Bildung gern an den Namen der Gothen knüpfte, die unter den deutschen Stämmen zuerst christliche Bildung gewonnen. Sie ist die deutsche des Mittelalters überhaupt, auf deutschem Boden erwachsen, wesentlich verschieden von der frühern, fränkischen, longobardischen, römischen und byzantinischen (griechischen) so wie von der spätern toskanischen (italienischen). Deutsche Mönche pflegten sie zuerst. Ihre tiefe Symbolik ging unmittelbar von der Kirche aus, aber der Kunsttrieb deutscher Bürger konnte sie erst in jenen großen Kunstwerken wirklich ausführen. Ihr Geheimniß blieb Erbe der großen Zunft der Maurer und Steinmetzen, die zum Behuf ihrer Kunst große Freyheiten genossen und deshalb Freymaurer hießen.

An den Kunstwerken selbst, die Gedanken der Ewigkeit ausdrückten, erschöpften Jahrhunderte den Fleiß. Was eines Mannes kühnes Genie ausgedacht, vermochten erst späte Geschlechter zu vollenden, denn der lebenslängliche Fleiß von tausend und aber tausend kunstbegab-

ten Händen war erforderlich, um das rohe Gestein nach dem Riesengedanken zu zwingen. Doch in treuer Entsagung eigner Verbesserungssucht arbeiteten gleich große Meister im Sinn und Geist nach dem Plan des ersten fort und jeder war stolz auf das Werk, nicht auf den Namen, also daß uns fast alle diese Meister, die Erfinder wie die Vollender völlig unbekannt geblieben sind.

Das größte dieser Wunderwerke der Kunst ist, der Masse nach so wie der Tiefe der ausgesprochnen Ideen und an unerreichter Erhabenheit, vollendet reiner Schönheit der Ausführung, der Dom von Cölln. Seine Meister kennen wir nicht. Er ward angelegt 1248, das Chor geendet 1320. Er ist noch unvollendet, keiner seiner Thürme ausgebaut, und doch ragt er über alle Gebäude der Welt hervor und übertrifft sie alle an innerer Vortrefflichkeit der Kunst. Ihm zunächst an Range steht das große Münster zu Straßburg, begonnen schon 1015, sein berühmter Thurm erst 1276 durch den herrlichen Meister Ervin von Steinbach in seinem Grundriß angelegt und endlich 1439 durch den Meister Johann Hülz von Cölln vollendet. Der andre Thurm ist nicht ausgeführt. Unter den zahlreichen andern, meist ganz vollendeten Bauwerken jener Zeit treten hervor die Dome von Speier, Mainz, Erfurth, Regensburg, Ulm, Freiburg im Breisgau, Augsburg, Münster, Prag, die Stephanskirche in Wien, die Liebfrauenkirche in Eßlingen, die Sebalduskirche in Nürnberg u. s. w.

Kapitel CCLXXVII.

Skulptur.

Unter den übrigen Künsten, die der Religion dienten, zeichnete sich schon früh in Deutschland die Bildhauer- Gieß- und Schneidekunst aus. Sie knüpfte sich

in den Verzierungen der Kirchen unmittelbar an die Baukunst, ja sie ward eins mit derselben, indem die Dome aus lauter Skulpturen kunstreich zusammengesetzt selbst nur ein großes Steinbild scheinen. In dieser Beziehung erreichte die Skulptur auch bey den Deutschen im Mittelalter den höchsten Gipfel, während sie in Darstellung des menschlichen Körpers hinter den Griechen zurück blieb. Die Deutschen strebten eben in jeder Kunst die göttliche Einheit der ganzen Welt darzustellen und wandten auf das Besondre nur in sofern den höchsten Fleiß, als es in der Verbindung eines noch höhern zusammengesetzten Kunstwerks seine Stelle einnehmen sollte. So lassen sich alle die vortrefflichen Skulpturen an ihren Kirchen, selbst die Statuen, nie als losgerissen denken; sie gehören zum eigensten Leben des Ganzen, sind aus ihm gewachsen. (Die Statuen der Griechen dagegen gelten immer nur für sich und man kann viele derselben kaum ohne widerlichen Eindruck zusammenbringen.) Schöne Bildsäulen finden wir zwar schon im Zeitalter der Ottonen, z. B. die von Otto I in Magdeburg und die an der Kirche zu Naumburg aus der Zeit Ottos III; indeß erhob sich die deutsche Bildhauerkunst nie eigentlich über den Dienst der Baukunst in jener angedeuteten höhern Bedeutung, und selbst die großen Meister des 15ten Jahrhunderts konnten sich davon nicht völlig losreißen.

Man wird nunmehr begreifen, daß auch alle übrigen Künste mit der Baukunst sich innig verbanden, daß keine Kunst von der andern als losgerissen und frey betrachtet werden kann. Grade das Geheimniß und die große Wirkung der deutschen Kunst im Mittelalter bestand darin, daß sie alle nur wie die verschiedenen Organe eines Lebens zusammenhingen, daß sie vereinigt die höchste Einheit des Schönen und Göttlichen aussprachen, was keine einzeln vermocht hätte, daß sie eine Gesammt-

wirkung erzeugte, darin jede Kunst in der andern sich darstellte und in und mit ihr wirkte, wodurch auch die höchste Wirkung, die jede einzelne hätte hervorbringen können, bey weitem übertroffen wurde. Wie der Wunderbau der Dome aus keiner andern Materie bestand als aus Skulpturen und diese Sculpturen für sich gar keinen Bestand haben, außer als Schäfte, Verzweigungen, Laubenbogen, Blätterkronen und Ranken dieser großen Wunderpflanze, so war auch ihr Licht und ihre Färbung nur Mahlerei und alle Bilder hatten wieder keine andre Bedeutung, als durch den Ort. Endlich erklang der Wunderbau in Tönen und sprach wie Gott aus den Wolken in den Glocken, und wie die sehnende Menschenbrust tief erstöhnend und freudig jauchzend in der brausenden Orgel. Aber jene Metallzunge gehörte auch nur für das erhabne Haupt der Thürme und diese große Lunge nur für die gewaltige Brust des Domgewölbes.

Kapitel CCLXXVIII.

Mahlerei.

Schon der Apostel Lucas soll das Bildniß der Jungfrau Maria gemahlt haben. Mit der Verehrung der Heiligen kam der Bilderdienst in der ganzen Christenheit in Flor. Es erhob sich zwar heftiger Kampf dagegen, als sey er heidnisch; doch der natürliche Schönheitsinn, namentlich der deutschen Völker rettete in ihm die Kunst. Die Sehnsucht verlangte sinnliche Anschauung des Göttlichen im Schönen. Die Kunst schien ihr von Gott und würdig zum Dienst der Gottheit, schien ihr auszusprechen, was nicht Worte noch Weisheit noch das verschwiegene Gefühl in der Brust zu erfassen vermag. Laut allen Zeugnissen waren schon im 10ten und 11ten Jahrhundert die deutschen Kirchen mit Bildern erfüllt, wofür die vie-

len Heiligen einen stets abwechselnden Gegenstand dar- boten. Auch weltliche Mahlerei ward schon gepflegt, wie wir denn das von den Zeitgenossen als trefflich ge- rühmte Gemählde der Merseburger Schlacht bereits er- wähnt. Zuverläßig erhob sich aber die Mahlerei im Gan- zen erst mit der Baukunst zu jener höhern Bedeutung, da sie nicht mehr einzelne Gegenstände für sich darzustel- len, sondern im großen Chor aller Künste das Heilige auszusprechen berufen war und wie jede andre Kunst erst in dieser großartigen Unterordnung ihrer eigenthümlichen Bedeutung sich bewußt werden und darum auch innerlich vervollkommnen konnte. Jede Kunst ward in dieser Ver- bindung Sporn der andern. Erst seit den Kreuzzügen erschienen die trefflichen altdeutschen Gemählde, die aus der frühern Steifigkeit sich loswinden, wie die Sculptu- ren aus den starren Linien der frühern Bauweise, und den tiefern deutschen Geist aus der Schule der Byzanti- nischen Mahlerei befreien, wie aus der Byzantinischen Baukunst. Den Grundcharakter dieser Bilder aber be- zeichnet ihr höherer Zweck der Verbindung mit den übri- gen religiösen Künsten. Wie sie örtlich dem Allerheilig- sten des Hauptaltars als Brennpunkt alles Glanzes, und wieder in Unterordnung den Seitenaltären, Pfei- lern, Gewölben und in der Glasmahlerei den Fenstern sich anschließen, so dienen sie auch in derselben Verbin- dung und Unterordnung, die religiösen Ideen symbolisch auszudrücken. Kein Bild ward willkührlich in die Kir- chen gehängt, sondern alle wurden wie dem Raum, so dem Geist des großen Bauwerks angepaßt. Alle standen in Beziehung auf das Ganze, und darum wieder in Be- ziehung auf einander selbst. Alle stellten die Mächte des Himmels in der sichtbaren Erscheinung dar, nach der Rangordnung und in der Form und mit den Zeichen, die der Ort und der besondre Charakter jeder Kirche ge-

bot. Das Bild des Kirchenpatrons, des Herrn selbst oder Maria's oder eines Heiligen mußte den Hauptaltar zieren und so ausgeführt seyn, daß es dem überschauenden Platz entsprach. Alle Nebenbilder mußten je den minder bedeutenden Plätzen sich harmonisch anschließen und in Bezug auf das Altarbild ausgeführt seyn, etwa die Lebensgeschichte, die Wunder und Zeichen des Kirchenpatrons darstellen und auf ihn hinweisen, wie die Pfeiler und Säulen auf den Hauptaltar selbst. Darum fällt es bey den noch jetzt erhaltenen Bildern jener Zeit fast unwillkührlich auf, wenn sie uns aus den Kirchen herausgerissen einzeln vorgezeigt werden und vieles bleibt uns daran unverständlich, was ihre Stellung allein erklären konnte. Indem aber alle diese Bilder von einem Geist durchdrungen für einen großen Eindruck geschaffen wurden, wiederholt sich in jedem die Grundrichtung der deutschen Kunst. Alle sind symbolisch, d. h. sie drücken im sichtbaren Farbenbild ewige Ideen des Glaubens aus. Alle stellen daher heilige Gegenstände oder im Profanen das Heilige dar. In diesem Sinne wurden sie auch bis ins 15te Jahrhundert in der Regel auf Goldgrund gemahlt, wodurch man das Lichtgebiet der Religion bezeichnen zu müssen glaubte. Alles, was sie darstellen, Landschaften oder Figuren, drückt den Charakter der Ruhe aus, denn das Wesen des Göttlichen ist die Ruhe. Ganz in demselben Sinn aber wie die Baukunst in ihrem unendlichen Reichthum von Verzierungen, bemüht sich auch die altdeutsche Mahlerei, die höchste Lebendigkeit der Farben, die getreueste Darstellung der Natur in ihren mannigfaltigsten Einzelheiten zu erreichen, da das Göttliche eben in der Natur sich verbirgt und in ihr lebt bis auf das Kleinste. Dadurch unterscheidet sich die altdeutsche Mahlerei von jeder andern der Welt, vorzüglich von den beyden großen spätern Schulen, der italienischen, in

welcher jene geistige Bedeutung, die Idee oder das Ideal allein überwiegt, und der niederländischen, die ganz zur Nachahmung der Natur herabgesunken. In der deutschen war beydes verbunden.

Seit nicht mehr die Mönche allein Mahlerei trieben, erscheint die erste große Mahlerschule im 12ten und 13ten Jahrhundert zu Cölln, angeregt wahrscheinlich durch die Verbindung der Niederländer mit Griechenland. Ihr berühmtester Meister war im 14ten Jahrhundert Wilhelm von Cölln. Schon im 12ten Jahrhundert erscheint ein berühmter Mahler, Heinrich von Baiern, im 13ten Jakob Kern von Nürnberg, im 14ten eine Mahlerzunft zu Prag, an ihrer Spitze Nikolaus Wurmser, Hofmahler Kaiser Karls IV. Seit dem 14ten Jahrhundert kam auch die Glasmahlerei erst in Flor. Desgleichen ist schon in Oehl um diese Zeit gemahlt worden. Der Hauptsitz der Mahlerei scheinen die Niederlande, vor allem aber die Stadt Cölln gewesen zu seyn, die im ganzen Mittelalter ausschließlich die heilige Stadt hieß. Die Vortrefflichkeit und den Ruhm der Cöllner Schule erreichte keine andre und jener Wilhelm steht als die lieblichste Erscheinung im Hintergrunde der Mahlerei. In den Niederlanden trat endlich zu Anfang des 15ten Jahrhunderts Johann von Eik auf, der die Oehlmahlerei und in ihr die äußerste technische Fertigkeit der Kunst zur höchsten Vollkommenheit brachte, zugleich aber auch den Geist der deutschen Mahlerei zuerst in seiner vollendeten Reinheit entwickelte, also daß in ihm alle frühern Richtungen und Versuche ihren Gipfel und Einigungspunkt finden, und seitdem erst eigentlich das goldne Zeitalter der altdeutschen Mahlerei beginnt, das bis ins 16te Jahrhundert gewährt hat.

Eine besondre Art von Mahlerei war die auf Pergament in den Handschriften, und so alt als dieselben

selbst. Die Deutschen liebten es, die todten Buchstaben durch hinzugefügte Bilder zu beleben, und dieser Charakterzug ist uns bis auf unsre heutigen Bilderbücher und Titelkupfer treu geblieben. Schon Karl der Große besaß Andachtsbücher mit Bildern, und fast alle Handschriften bis auf die späteste Zeit des Mittelalters sind damit angefüllt. Ihr Kunstwerth ist sehr verschieden; einige sind trefflich; in Farben übertreffen sie alles, was die heutige Zeit aufweisen mag. Dieser Farbensinn der Deutschen zeigt sich überall. Ihre Glasmalerei beruht wesentlich darauf. Auch in Oehlgemählden haben sie eine Kraft, Reinheit, ein Licht und eine Sättigung der Farben hervorzubringen gewußt, deren Geheimniß uns eben so verloren gegangen ist, als die ganze Kunst der Glasmalerei überhaupt.

Kapitel CCLXXIX.

Legenden.

Vieles andre noch diente zur Verherrlichung der Kirchen, der Glanz der Lichter, der Wohlgeruch des Weihrauchs, die rythmischen Bewegungen der Priester, die Pracht des Priesterornats, der Gefäße, die Festlichkeit der Processionen u. s. w. Die Musik bewegte sich noch in einfachen großen Tönen und ward erst in der spätern Zeit von den Deutschen in demselben Geist ausgebildet, wie die Baukunst und Mahlerei, so daß auch sie je das Erhabenste je in der mannigfaltigsten Fülle der Töne darstellte. Damals war auch die Musik noch eng mit dem Gesange verbunden, und den einfach vorgetragnen feierlichen Kirchenmelodien entsprachen lateinische Lieder voll des tiefsten Gefühls, der heiligsten Sehnsucht, die mit den Tönen innig verschmolzen. Noch jetzt erschüttern diese Gesänge die Herzen und sie sind unsterb-

lich geworden wie die großen Dome, darin sie zuerst ertönten, dahin sie allein gehören.

Durch die Musik reihte sich die Dichtkunst an die übrigen religiösen Künste in Fest- und Lobliedern, Klagegesängen und Gebeten. Diese dehnten sich dann in selbständige Werke der Dichtkunst aus. Das Lob der Heiligen, vor allen Maria's, ward in langen Gedichten besungen. Die herrlichsten Loblieder Maria's sind von Conrad von Würzburg, dem Pfaffen Wernher und Meister Philipp. Jede Beziehung, in welcher das Heilige in seiner Erhabenheit, Schönheit, in seiner Gnade, seinem Trost auf das menschliche Herz wirkt, wird in solchen Liedern mit tiefer Innigkeit empfunden und ausgedrückt. Von allen Gedichten des Mittelalters sind jedoch grade diese Lobgesänge zu Ehren der Heiligen am meisten vergessen worden. Bekannter sind die Legenden geblieben, d. h. die Sagen von den Heiligen, ihrem Leben, Wirken und Tode, weil Geschichten und Begebenheiten mehr gefallen, als Schilderung von Empfindungen, die jetzt nicht mehr gewöhnlich sind.

Die Zahl der Legenden ist so groß als die der Heiligen, und ihr Werth so verschieden, als der Rang dieser Heiligen oder die Zeit ihrer Heiligsprechung. Die vielen Heiligen des spätern Mittelalters, Mönche, Fürsten und Fürstinnen, bieten wenig Schönes mehr dar und die Poesie hat sich an den frühern Martyrern erschöpft. Indessen bezeichnet diese spätere Erschöpfung doch grade die Fülle von Poesie, die ihr vorangegangen. In den Legenden ist das ewige Wunder, das die sichtbare Welt an die unsichtbare knüpft, das Göttliche in irdischer Gestalt zur Erde niedersteigen läßt und wieder den Menschen zum Himmel hinaufführt, am reinsten offenbart, und sie stehn über der weltlichen Poesie wie die Kirche über dem Staate. Es ist darin zunächst die christ-

liche Mythe oder die Sagen von Gott, dem Himmel, den Engeln, der Hölle, der Schöpfung, dem Sündenfall, der Menschwerdung Christi, seinem Leben und Tode, endlich dem jüngsten Tage und dem Weltgericht, wofür die Bibel überall die Grundlage bildet, aufs umfassendste ausführt. Sodann fahren die Legenden auch wieder wie die Bibel fort, die Lehren des Christenthums in Beyspielen anschaulich zu machen, in Gleichnissen und Geschichten. Endlich sind sie reine Geschichte der Heiligen. Diese werden, besonders in der spätern Zeit, oft sehr langweilig und abgeschmackt. Am trefflichsten dagegen sind die frühern und besonders solche, da in der Geschichte eines Heiligen eine höhere Lehre oder Ansicht des Christenthums kunstreich verwebt ist. So erscheinen die Legenden höchst lieblich, darin die göttliche Kraft der Unschuld verherrlicht wird, z. B. die von Christi Kindesalter. Erhaben erscheint die Unschuld im Kampf und Sieg überwindend alles Erdenleid, z. B. in der Legende vom Kaiser Octavianus; höher noch im Sieg über die Erdenlust, z. B. in der Legende von der heiligen Genovefa. Der Sieg des Christenthums über das Heidenthum, der Einfalt des Glaubens über klügelnde Weisheit wird oft glänzend und mit Vorliebe dargestellt, am trefflichsten in der Legende von Faustinianus. Die Treue wird gepriesen, mit der im dunkeln Gefühl beym Mangel aller Weisheit, die rohe Kraft des Helden dem Heiligen dient, z. B. in der Legende vom großen Christoph. Ein noch höherer durch Ueberzeugung gereifter und mit starker Willenskraft gepaarter Glaube siegt über die Lockungen der Weltlust, z. B. in der Legende des heiligen Antonius. Eben dieser Glaube reißt von des Lasters Bahn und gibt der Reue den schönsten aller Siege, z. B. in der Legende von der h. Magdalena. In einem gemeinsamen Siege vereinigen sie sich aber alle, in dem

Siege des freudigen hoffenden Glaubens über Qualen und Tod, in dem Sieg aller Märtyrer, der mit unerschöpflichem Jubel verherrlicht wird.

Kapitel CCLXXX.

Dogmen.

Die Wissenschaft diente der Religion auf dreyfache Weise, in der Dogmatik oder der Kunde von den Dogmen, d. h. Lehren, die das Innre der Religion betrafen, in der kanonischen Rechtskunde, welche die äußern Verhältnisse der Kirche umfaßte, und in der frühern, vom Disputiren Dialektik, später von den Schulen Scholastik genannten Wissenschaft, welche sich mit freien Untersuchungen über religiöse Gegenstände befaßte.

Die Dogmen änderten sich mit dem Wesen der Kirche. Früher beruhten sie rein auf der Bibel; je mehr aber die Gewalt der Kirche stieg, desto abweichender schmiegten sie sich an die Bedürfnisse und angemaßten Rechte derselben. Indeß war keineswegs der Papst der Schöpfer der Kirchengewalt, sondern der Glaube des Zeitalters und die meisten Dogmen waren von wahrhaft begeisterten Mönchen erfunden, nicht durch des Papstes List. Der Papst hatte sich jedoch von Anfang an der religiösen Stimmung für die Zwecke seiner Alleinherrschaft bedient, und je mehr ihm die vermehrten Dogmen Vortheile zuwendeten, desto eifriger wurden sie von ihm unterstützt. Neu und willkührlich war vorzüglich das große Dogma von dem Vorrang der Priester, von der weltlichen Herrschaft der Kirche. Durch die Willkühr, womit man die frühern Ansichten und Gebote der Kirche auslegte und umgestaltete, und durch die ungeheure Vermehrung der Dogmen wurde die alte Klarheit getrübt, in welcher die Völker das Göttliche anzuschauen gewohnt

gewesen. Dem Laien wurde schon die Einsicht in dies unendlich verwickelte Lehrgebäude entzogen, das nur ein lang anhaltendes Studium umfassen konnte, daher nur Priester dazu gelangten. Dem Laien blieb nichts übrig, als dem Priester zu folgen, und da er selbst nicht mehr klar sehen konnte, blieb ihm ein knechtischer Gehorsam und Aberglauben zu Theil, und gewisse Dogmen setzten ihn über alle Untersuchung hinweg. So war die Lehre von der Priestergewalt, von der Beichte und vom Ablaß der Sünden, welchen der Priester ertheilen konnte, ferner von der Wirksamkeit äußerlicher Handlungen, des Rosenkranzabbetens, der Wallfahrten, der Opfer, der Schenkungen und Stiftungen hinreichend, das nächste Bedürfniß der Laien zu befriedigen. Um diesen Gewinn sich zu erhalten, wurden diese Lehren bis zum Unsinn übertrieben. Die Beichte wurde zur unerläßlichen Pflicht, so daß kein Laie der Aufsicht des Priesters entschlüpfen konnte. Die Lehre vom Ablaß ward dergestalt ausgedehnt, daß dem Sünder auf keine andre Weise Gnade möglich war, als durch den Priester, daß aber der Priester aus Vollmacht des Papstes jede Sünde vergeben könne, und daß diese Gnade durch Kirchenbuße oder Geld erkauft werden könne, auch wenn der Sünder noch so oft wieder sündigte und seinen Lebenswandel nicht besserte. Um aber diesen Handel desto einträglicher zu machen, wurden nicht nur die Gegenstände, die man für Sünde hielt, ins unendliche vervielfältigt, besonders Vergehn gegen den äußern Gottesdienst, dessen sorgfältige Beachtung schon Kunst erforderte, sondern man war auch eifrig bemüht, die Furcht vor den Sündenstrafen, sofern sie durch den Ablaß nicht gesühnt wurden, aufs lebhafteste einzuprägen. So arteten die Ideen vom Teufel, als dem Peiniger der sündhaften Seelen, ins Abscheuliche aus und beschmutzten das heitre Leben des Volks

mit höllischer Angst und ekelhaften Bildern. Jede Seele sollte nach dem Tode in das s. g. Fegfeuer kommen, wo sie braten und die Sündhaftigkeit ausbrennen müsse, aus dem aber der erkaufte Ablaß sogleich befreien könne, wogegen die Seele, die dies versäumte, sofort zum ewigen Höllenfeuer verdammt würde. Theils als allgemeines Verdienst, theils als Mittel für Gnadenwirkungen und Erwerbungen des Ablasses wurden die äußern Werke des Betens, Wallfahrten und der Opfer angesehn, und eben darum ins Ungeheure vervielfältigt. Dazu diente die Lehre von den Heiligen, deren zahllose Menge dem Gebet zu Gott eine eben so mannigfaltig ableitende Richtung gaben. Sie entsprachen der Mannigfaltigkeit der Gebete selbst, dergestalt daß je ein besondrer Heiliger, zu dem man betete, wallfahrtete oder dessen Kirche man sich zu eigen gab, in einer besondern Noth Hülfe leisten, einer besondern Bitte zu genügen vorzügliche Kraft haben oder an einem bestimmten Orte am wirksamsten seyn sollte.

Kapitel CCLXXXI.

Scholastik, Mystik, Sekten.

Indem die Dogmen vom alten Grundgesetz der Bibel ins Gebiet der Willkühr sich verloren, wurden sie um so mehr Gegenstand der Untersuchung. Anfangs herrschte jedoch ein eisenfester Glaube an die Unfehlbarkeit der Dogmen vor, so daß die ganze Dialektik darauf hinauslief, die umständlichsten Commentare zu den einmal gültigen Lehren zu liefern, sie mit einem unglaublichen Scharfsinn in ihre äußersten Verzweigungen zu verfolgen. Erst als durch die Kreuzzüge ein höherer Schwung ins Mittelalter gekommen, und die griechische Weisheit auf Schulen mehr gepflegt wurde, gewann die Untersu-

chung einen freiern Standpunkt in dem Grundsatz, daß zwar die Kirche unfehlbar sey, daß aber außer der ihrigen noch eine zweyte Ansicht der Dinge richtig seyn könne, die philosophische nehmlich, und daß ein und derselbe Satz zwar dogmatisch falsch, aber philosophisch wahr seyn könne. Dazu führte vorzüglich das Studium des griechischen Philosophen Aristoteles, dessen folgerechte Weisheit sich nicht wegstreiten ließ, aber auch die Dogmen nicht überwinden konnten, daher grade zu trotz alles Widerspruchs neben der Dogmatik für gültig anerkannt ward. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß nicht bald einzelne Scholastiker weiter gingen, den Glauben an Unfehlbarkeit der Dogmen grade zu als erzwungen und unnatürlich erwiesen, ihre häufigen Widersprüche mit der Bibel oder mit den wahren Bedürfnissen des Menschen darthaten und zur Herstellung des reinen Christenthums oder zu ketzerischen Neuerungen riethen. Von dieser Art waren die Scholastiker Abälard und Arnold von Brescia. Sie fanden bald Anhang im Volk in verschiedenen Ketzersekten, und Nachfolger in den strengen Franziskanern so wie an den spätern Reformatoren. Ein Nebenzweig der Scholastik war die Mystik, die sich zwischen die Dogmatik und die Philosophie stellte. Viele fromme Seelen fanden, daß die Dogmen nur auf äußere Werke, die Scholastik nur auf Verstandesklügeleien und leere Worte hinausliefen, daß dagegen der rechte Glaube nur auf einer innern geheimnißvollen (mystischen) Kraft des Gemüthes beruhe, die über alle Werkheiligkeit erhaben durch sie nur übertäubt würde und zugleich vor aller Untersuchung vorhanden sey, so daß die Philosophie nichts dazu thun könnte. Indem die Mystiker aber den rechten Glauben des Herzens retteten und die Lücke zwischen jenen einseitigen Richtungen der äußern Werkthätigkeit und des klügelnden Verstandes ausfüllten, verfielen sie sehr oft in eine

andre Einseitigkeit, lebten ganz dem dumpfen Gefühl, verachteten alle Thätigkeit und alles Wissen. Im 14ten Jahrhundert aber faßten zwey hochberühmte Männer alles Treffliche, das in der Mystik lag, in ihren Schriften zusammen, zwey Cöllner Priester, Johannes Tauler und Thomas Hammerken von Kempften (Thomas a Kempis), welcher letztere bis auf den heutigen Tag mit großem Fleiß gelesen wird und dessen Hauptwerk: von der Nachfolge Christi, worin er die Eigenschaften eines rechten Christen erklärt, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst nächst der Bibel am öftersten gedruckt worden ist, indem es bereits 1800 Auflagen in allen Sprachen erlebt hat.

Große Sekten im Volk, ketzerische, mystische, erzeugten sich theils in Folge der kirchlichen Bedrückungen und der schlechten Sitten der Priester, theils durch die vielen Kriege und durch den verwirrten Rechtszustand, da die vielen Sünden große Buße verlangten, theils durch schreckliche Naturereignisse, namentlich eine große Pest im 14ten Jahrhundert, theils durch die Lehren der Scholastiker. Außer den rein ketzerischen Waldensern, Albigensern, Stedingern und der großen Büßersekte der Geißler, die nach der Pest sich sehr vermehrte, lernen wir noch folgende theils ketzerische, theils mystische oder büßende Sekten kennen, die Apostoliker zu Cölln, welche die Zeit der Apostel herstellen wollten, die Brüder und Schwestern des freien Geistes am Rhein, die Colandsbrüder, die an gewissen Tagen (calendis) Buße thaten, die Lollharde, welche Gebete lallten, die Beguinen oder Begebenen, die sich der Welt entschlagen, eine große Sekte längs des Rheins, die verrückten St. Veitstänzer u. s. w. Diese Sektiterei dauerte, hier gedämpft, dort wieder hervorbrechend, bis zur großen Reformation fort und diente wesentlich, sie vorzubereiten.

Kapitel CCLXXXII.

Das weltliche Reich.

Die Stiftung Karls des Großen war auf eine Vereinigung aller Christen unter einem weltlichen Haupt berechnet, und unter einem Geistlichen. Doch ward die Einheit nur der Kirche gewonnen, mit Ausnahme der griechischen Kirche, die jedoch immer mehr vor der römischen schwand. Die Laien dagegen verloren die Hoffnung, unter ein Haupt versammelt zu werden, bald wieder. Frankreich, Spanien, England, Scandinavien blieben abgesondert, zwar huldigend der Idee des Kaisers und anerkennend, daß ihre Könige unter demselben stünden, doch ohne einen bedeutenden Einfluß dieses höchsten Hauptes der Christenheit in ihren eignen Angelegenheiten zuzulassen. Als aber die deutschen Fürsten wieder diesen Königen gleich zu kommen strebten, sank das Kaiserthum immer mehr zu einem bloßen Namen herab zu derselben Zeit, da die Kirche an Einheit zunahm, und nun ihrerseits den Kaiser noch mehr beschränkte.

Dem geistigen Reich der Kirche, als dem Reich der Einheit und der Kraft, tritt also das weltliche Reich in einer bedauernswürdigen Zerrissenheit entgegen, und zeigt zwar eine gewaltige innere Kraft, doch meist gegen sich selbst gerichtet. Die erhabenste Erscheinung bleibt immer der Kaiser, so lang er die stolzen Herzöge demüthigt, die Heiden bekehrt, den Eingriffen des Papsts auf den Römerzügen begegnet, und an der Spitze der Christenheit in den Kreuzzügen streitet. Das Interregnum bildet aber den Wendepunkt, von wo an die kaiserliche Macht gänzlich gebrochen erscheint und seitdem sehn wir auch nur noch ein bedauernswerthes Ringen der Kaiser, bald die alte Stellung wieder zu gewinnen, wozu sie zu ohnmächtig sind, bald durch Nachgiebigkeit und

Opfer sich zu fristen, was ihrer Idee zuwider und kleinlich erscheint. Die Fürsten trifft anfangs der Vorwurf der Empörung gegen den Kaiser und schlauer oder gewaltthätiger Unterdrückung der untern Stände; doch als der Zustand sich einmal verändert hatte, erscheinen die Fürsten wieder als natürliche Mittelpunkte in der Verwirrung und theils ihre gemeinsame Vereinigung zur Herstellung der Ruhe, theils ihre besondre Sorgfalt für ihre Erbländer verdient ehrenvolle Anerkennung. An den Rittern zieht uns überall der poetische Geist an, der sich selbst in der Wildheit des Raublebens nicht verläugnet, bis sie an den Fürstenhöfen ihre Bedeutung verlieren. Die Bürger der Städte bieten uns ein eignes erhabnes Schauspiel dar. In ihnen entwickelt sich der freie verständige Geist der spätern Zeit eben so stufenmäßig, als sich früher in dem geistlichen Stande der fromme Geist des Mittelalters entwickelt, und weil beyde Geister sich entgegenstehn, so sind auch die Städte von Anfang an Feinde des Klerus und später der Hauptsitz der Ketzer. Eben so knüpfen sich der Handelsgeist, das Geldinteresse, die Bequemlichkeiten des Lebens, die häuslichen Sitten, die Gewerbe, nützliche Erfindungen und wieder die Entfernung des Standesdünkels und die Gleichschätzung der Menschen, die seitdem so allgemein geworden, zunächst an die Städte an. Die Bauern endlich gewähren uns gegen das Ende des Mittelalters ein großes Interesse, durch die heldenmüthigen Kämpfe, mit welchen sie einen bessern Zustand zu erringen strebten und zum Theil errangen.

Man dachte sich die so sehr locker werdende Einheit des mittelalterlichen Reiches unter dem Bilde des Heerbannes mit sieben Heerschilden, wornach sieben Stände dem Range nach unterschieden wurden. Den ersten Heerschild führte der Kaiser, den zweiten die geistlichen Für-

sten, den dritten die weltlichen Fürsten, den vierten die Grafen und Freiherrn, Barone, auch die Semperfreien genannt, weil sie den Fürsten gleich, unmittelbar unter dem Kaiser standen, Adelige zu Vasallen haben konnten, und von denen allmählig immer mehrere zu Fürsten wurden. Diese bildeten den hohen Adel. Dann folgte der niedre Adel. Den fünften Heerschild führten die Ritterbürtigen oder Mittelfreien, die auf ihren kleinen Gütern sich unabhängig gemacht und durch Bündnisse unter einander so verstärkt hatten, daß sie später ein unmittelbarer Reichsstand wurden. Den sechsten Heerschild führte die gemeine Ritterschaft, Vasallen der Fürsten und Herren, den siebenten alle andern Freyen, Bürger, freie Bauern. Die unfreien Bauern bildeten als Hörige der andern Stände keinen eigenen Heerschild.

Kapitel CCLXXXIII.

Hörigkeit, Lehnswesen, Verträge.

Die so verwickelten Verhältnisse aller Laien unter einander lassen sich auf drey Arten der wechselseitigen Verbindung zurückführen.

Aus uralter Zeit bestand noch das Verhältniß der Leibeigenschaft, Knechtschaft, Sklaverei. Ein Theil des Volkes gehörte dem andern leibeigen zu. Der Knecht war von leibeignen Eltern als Knecht geboren, oder als freier Mann freiwillig in die Knechtschaft getreten. Knechte gab es überall. Jeder freie Mann aus jedem Stande konnte sich Knechte halten. Diese waren entweder Bauern oder persönliche Diener, Ministerialen. Die Bauern lebten familienweise, wie bisher, doch immer mehr in Dörfer um die Burgen und Kirchen her versammelt am eignen Herde und bestellten neben einem eignen kleinen Gut das große des Ritters oder der Kirche, und

mußten auch noch vom Ertrag ihres kleinen Gütchens dem Herrn Abgaben geben, welche dieser nach Bedarf und Willkühr ausdehnte. Verkauf der Bauern wurde seltner, Freylassung häufiger, wobey jedoch ihre Verpflichtungen zu Arbeit und Zinsen beybehalten blieben und nur die persönliche Sclaverei aufhörte und in Lehndienst verwandelt wurde. Die Ministerialen waren geborne Knechte, die Haus, Hof, Stall besorgten, oder Freie, selbst Adelige, die sich auf lebenslang zu einem persönlichen, doch höhern Dienst verpflichteten. Dies waren die Hofherren und Hofdamen des Kaisers, der Fürsten, Herren, Bischöfe, Aebte, und zwar nach dem Muster des Kaiserhofes, Marschälle, Truchsesse, Mundschenken, Kämmerer, Küchen- und Kellermeister. Doch nahm auch diese Ministerialität ab und besoldete Beamte traten seit dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert an ihre Stelle.

Das Lehnwesen umschlang das ganze Reich. Man sah das Reich als ein großes Alod an, als dessen Besitzer den Kaiser, sofern der Papst nicht diesen wieder als seinen Vasallen betrachtete. Als Alodherr war der Kaiser aber nicht nur Besitzer des Grund oder Bodens sondern auch Herr und Richter des dazu gehörigen Volkes, und besaß die Macht wieder zugleich den Grund und Boden und seine Herrngewalt in Lehnweise abwärts zu vergeben. Der Klerus schloß sich von der Gewalt aus und gestattete nur im Scepterlehn dem Namen nach eine Abhängigkeit des geistlichen Landgebiets vom Kaiser. Alle Laien, die unmittelbar das Lehn vom Kaiser empfingen, waren unmittelbare Reichsstände, Reichsglieder; alle die das Lehn wieder von Lehnsträgern empfingen, waren Aftervasallen, waren mittelbare Reichsglieder, Landstände, und verzweigten sich abwärts bis zu den niedrigsten Aftervasallen, den freigelassenen Bauern.

Reichsunmittelbar waren ursprünglich nur die Herzöge und Erzbischöfe; seit diese Würden aber in Verfall gekommen, alle Fürsten, Grafen, Bischöfe und Klöster, und in den Landschaften, wo keine großen Fürsten mehr waren, auch Ritter; ferner die mächtigsten Städte und die freien Bauern. Reichsmittelbar waren dagegen die Ritter der geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, und die Landstädte, und wieder die Aftervasallen des Landadels und die Hintersassen und Schützlinge der Städte. Alle Lehne waren erblich geworden und in allen Lehnssachen entschied ein freies Gericht der Lehnsträger selbst. Dadurch wurde der Verarmung, in welche vertriebene Lehnsträger oder deren Nachkommen hätten fallen müssen, und der Willkühr der Lehnsherren in der Behandlung der Vasallen vorgebeugt. Dennoch brachte das Lehnwesen außerordentliche Nachtheile mit sich, und setzte das Reich in Verwirrung. Alles gab und nahm Lehne. Zwar ward es für eine Schande gehalten, eines nicht Ebenbürtigen Vasall zu seyn und ursprünglich sogar der Lehndienst bey einem Ebenbürtigen verschmäht, indeß überwog der Vortheil das Vorurtheil der Ehre sehr bald und Fürsten nahmen von Fürsten, Ritter von Städten, alle aber, selbst der Kaiser, von jedem Bischof oder Abt irgend ein Stück Land oder ein Recht zu Lehn. Eben so waren die Privilegia, welche der Kaiser lehnweise vergab, von so verschiedner Art und so sehr nur gelegentlich ertheilt, daß es z. B. einem Bürger schon schwer fallen mußte, alle Rechte seiner Stadt zu kennen, und daß ein späterer Kaiser wieder oft die Privilegien, die seine Vorgänger ertheilt, nicht kennen konnte. Hieraus erzeugten sich zahllose Streitigkeiten, indem einer des andern Recht verletzte, weil er es oft nicht kannte, oder weil ein Recht mit dem andern wirklich im Widerspruch war. Ein nicht minder großes Unheil war die Theilung der

Lehne. Der Vater theilte Grund und Boden seines Lehns unter die Söhne und eben so die darauf haftenden Rechte. Solche Theilungen waren schon an sich schwierig; da alles Grundlehn und alle Rechte durcheinander liefen und z. B. derselbe Ritter hier ein Grundstück ohne dessen Ertrag, dort den Ertrag ohne das Grundstück, oder von dreien einer den Boden, der andre den Wald, der dritte die Jagd besaß; sie führten aber zu den verworrensten Händeln, indem die Erbfolge durch Wechselheirathen von Seitenverwandten sehr oft streitig wurde. Der größte Nachtheil des Lehnwesens war endlich der Umstand, daß ein Individuum, eine Familie so viel Lehne zusammenbringen durfte, als sie konnte, daher mancher geringe Edelmann sein kleines Gut, indem er immer mehr Lehne dazu erwarb, zu einem Fürstenthum erweiterte. Durch solche neu entstandne große Landgebiethe wurde nicht nur der alte Rechtsbestand verändert, sondern die einmal errungene Vasallenmacht gab auch den empor strebenden Familien Mittel in die Hände, mit Gewalt ihr Gebiet zu erweitern, die benachbarten Ritter und Bauern in die Unterwürfigkeit zu zwingen.

Der Kaiser sollte dieser Unordnung begegnen; doch war er zum Theil oft selbst eine streitende Parthey, selbst auf Lehnserweiterung des Stammgebietes bedacht, zum Theil gebrach es ihm an Macht, da ihm dieselbe von den Fürsten eben lehnweise war abgenommen worden. Die gesunde kräftige Natur des Volks mußte sich daher selber helfen. Dies geschah durch wechselseitige Vereinigungen 1) Richtungen oder Frieden zwischen streitenden Partheien, 2) Erbverträge, Erbverbrüderungen, um künftigem Streit vorzubeugen, 3) landständische Vereine, 4) Bündnisse oder Eidsgenossenschaften.

Kapitel CCLXXXIV.

Der Kaiser.

Je mächtiger die untern Stände und zumal die Fürsten wurden, desto abhängiger wurde der Kaiser von ihrer Wahl und sein Regiment von ihrem guten oder bösen Willen. Fast jeder neue Kaiser mußte sich gefallen lassen, an den Papst durch Concordate, und seit dem Untergang der Hohenstauffen auch an die Fürsten durch Capitulationen von seinen Rechten zu vergeben.

Indeß blieb dem Kaiser noch immer die alte Ehre und die große Idee eines Oberhirten der gesammten Christenheit gab ihm noch lange wenigstens ein unsichtbar geistiges Uebergewicht. Auch blieb er noch immer die Quelle der höchsten Macht, wenn sie auch von unten her je mehr und mehr eingeschränkt wurde.

Der Kaiser war Quelle des Gesetzes. Er führte den Vorsitz auf dem Reichstag und traf dort die allgemeinen Gesetzesverfügungen, die dem ganzen Reiche gelten sollten; im Einzelnen aber blieb es ihm überlassen Privilegia zu ertheilen, einzelnen Fürsten, Städten, Bauerngemeinden und überhaupt allen, die unmittelbar unter dem Reich standen. Diese Rechte wurden aber sehr geschmälert, indem die allgemeinen Reichsgesetze sich fast gänzlich auf Verträge, Landfrieden und fast immer nur auf kurze Zeit beschränkten, die Privilegien aber eben nur Befreiungen von der kaiserlichen Gewalt waren. Auf der andern Seite gaben sich die Geistlichkeit, die Fürsten und ihre Stände, die Städte und zuletzt sogar die Bauern selbst Gesetze, wobey der Kaiser nichts zu thun hatte, als daß er sie bestätigte.

Der Kaiser war Quelle der richterlichen Gewalt. Er führte den Vorsitz im höchsten Fürstengericht auf dem allgemeinen Reichstage oder an besondern Fürstentagen,

wo über Fürsten von den Fürsten allein gerichtet werden konnte. Er verlieh den Fürsten in ihren Landen, den Reichsvögten und freien Gemeinden in Stadt und Land, so weit sie unmittelbar unter dem Reich stunden, die richterliche Gewalt, und von allen niedern weltlichen Gerichten konnte an ihn appellirt werden. Indeß hinderten ihn Kriege, oder Rücksichten auf mächtige Fürsten an der vollen Anwendung dieser Rechte nicht wenig. Deshalb ward ein Hofgericht bestellt, das in seinem Namen die höchste Gerichtsbarkeit üben sollte. Diesem fehlte jedoch in seiner Abwesenheit das lebendige persönliche Ansehn.

Der Kaiser war Quelle der ausübenden Macht. Er verlieh die Würden des Reichs, die zu seiner innern Verwaltung bestimmt waren, beschloß an der Spitze des Reichstags Krieg und Frieden und alle äußern Angelegenheiten des Reichs und war Herr und Befehlshaber des Reichsheeres. Die Fürsten empfingen mit der Fahne, worauf ihrer Länder Wappen gemahlt war, die volle gesetzgebende, richterliche, ausübende und Herrngewalt über diese Länder vom Kaiser zu Lehn. So blieb also nur, was nicht zur Kirche oder zu den Fürsten gehörte unmittelbar unter der Verwaltung des Kaisers, also Reichsstädte und freie Bauern. Nur hier war es ihm vergönnt, Würden zu vergeben, d. h. Reichsvögte zu setzen, aber auch hier überließ er den Gemeinden bald, sich allein selbst zu regieren. Die Fürsten vergaben in ihren Ländern die niedern Würden selbst und alle geistlichen blieben vom Kaiser unabhängig. So war also auch dieses Recht zum Schatten hingeschwunden. Was die Reichsverwaltung selbst anbetraf, so hieng sie aus dem gleichen Grunde mehr von den Fürsten und Ständen ab, als vom Kaiser. Wenn die Fürsten nicht wollten, so konnte der Kaiser auch nichts thun, ja gemeine

einzelne Städte oder Ritter wagten ihm den Gehorsam zu versagen. Es ward daher seit dem Untergang der Hohenstauffen nothwendig, daß die Kaiser sich erst in weitläufige Unterhandlungen und Bitten mit Fürsten und Ständen einlassen und ihnen was sie verlangten bewilligen mußten, bevor sie im Großen und nach außen etwas unternehmen konnten. Da begannen die langweiligen, meist fruchtlosen und dem Reich schädlichen und schimpflichen Reichs- und Fürstentage, deren Wirksamkeit traurig gegen das rasche und große Handeln der alten Kaiser abstach. Auch im Heerwesen hatte der Kaiser nicht mehr freye Hand. Wenn er mit großer Mühe die Fürsten und Stände aufgeboten, so verließen sie ihn oft im nächsten Augenblick wieder und da die Macht bey ihnen war, so blieb ihm nichts übrig als vergebliches Klagen. Darum geschah seit den Hohenstauffen nicht viel Großes mehr nach außen.

Der Kaiser war Quelle des Besitzes, wenigstens der Laien, wenn ihm auch der Papst dies Recht streitig machte. Man sah den Kaiser immer noch als Alodbesitzer des Reichs an, von dem früher die Herzöge, später die Städte ihren Besitz zu Lehn erhalten. Der Kaiser war aber in der Regel ärmer als irgend eine deutsche Handelstadt, denn fast alle Regalien waren an die Kirche, die Fürsten und Städte gekommen und Reichssteuern, die unter den Hohenstauffen versucht wurden, kamen nicht zu Stande, weil der Kaiser keine Macht hatte, sie einzutreiben. Nur die wenigsten Zölle, Münzen, Bergwerke waren noch in des Kaisers Händen und selbst die verfallenen Lehne kamen nicht mehr an das Reich, sondern an Erben und wenn der Kaiser sich dieselben aneignete, so nahm er sie doch nur an sein Geschlecht, nicht ans Reich. Die ergiebigsten Einkünfte waren dem Kaiser höchstens die Geschenke für Privilegien, Exemtionen

von gewissen Pflichten und Legitimationen unehelicher Söhne oder streitiger Erben. Es ward damals oft ein schimpflicher Handel getrieben. So gaben die Herzöge von Oesterreich ein gewisses Geld dafür, daß sie nicht beym Reichstag erscheinen durften und daß der Kaiser sie in ihrem eignen Lande belehnen mußte. Ziemlich viel brachten den Kaisern auch die Steuern ein, welche die Juden dafür zahlen mußten, daß sie geduldet wurden. Sie hießen deshalb des heil. römischen Reichs Kammerknechte und es wurden ihnen besondre Reichsvögte, Judenvögte, gesetzt. Sie lebten in den Städten, aber in abgesonderten Gassen, mußten eine ausgezeichnete Kleidung tragen und wurden ihres Wuchers wegen oft verfolgt. Als die Universitäten aufkamen, erhielten dieselben kaiserliche Privilegien und der Kaiser hatte das Recht, die gelehrten Würden zu ertheilen. Dies geschah durch einen besonders dazu eingesetzten Pfalzgrafen. Da diese Ehrenvergabungen an arme Gelehrte wenig einbrachten, fingen die Kaiser einen noch einträglichern Handel mit Titeln an, die sie dem Adel vergaben. Sie machten Grafen zu Fürsten, Herren zu Grafen, Bürgerliche zu Rittern, ohne daß diese Titel im wirklichen Stand ihrer Inhaber etwas geändert hätten. So entstanden viele kleine Fürsten unter dem Titel Herzöge, die kaum ein Heer hatten; Grafen wurden ernannt, die weder Gau- noch Volksrichter waren; in den Ritterstand kamen alle Doctoren der Universitäten, wenn sie auch nie ein Roß geritten hatten. Diese Thorheiten begannen im 14ten Jahrhundert.

Kapitel CCLXXXV.

Reichstage. Churfürsten.

Die Reichstage wurden durch das Ueberwiegen großer Herzöge mehr und mehr Fürstentage. Das niedre

Volk ward von den Verhandlungen ausgeschlossen und nur die mächtigsten geistlichen und weltlichen Fürsten zugelassen. Unter diesen führten seit alter Zeit die Erzbischöfe von Mainz, Cölln und Trier die erste Stimme und seit den Hohenstauffen hatten wieder vier weltliche Fürsten sich einen Vorrang bey der Kaiserwahl angemaßt. Die häufigen Theilungen machten indeß das Recht dieses Vorrangs streitig, und jeder mächtige Fürst behauptete seinen Einfluß auf dem Reichstage, er mochte Churfürst heißen oder nicht. Im vierzehnten Jahrhundert aber wurden sieben regelmäßige Churfürsten festgesetzt, den sieben Cardinälen gleich, und ein jeder erhielt zugleich ein stehendes Hofamt. Sie folgten sich in dieser Reihe. Der Churfürst, Erzbischof von Mainz, als des deutschen Reiches Erzkanzler; der Churfürst, Erzbischof von Trier, als Canzler von Burgund; der Churfürst, Erzbischof von Cölln, als Canzler von Italien; der Churfürst, Pfalzgraf am Rhein, als des Reiches Truchseß, der beym Krönungszug den Reichsapfel trug und beym Mahl die Schüsseln aufsetzte; der Churfürst, Herzog von Sachsen-Wittenberg, als des Reiches Marschall, der das Schwert vortrug und den Stall besorgte; der Churfürst, Markgraf von Brandenburg, als des Reiches Kämmerer, der das Scepter vortrug, dem Kaiser das Waschwasser reichte und das Hauswesen besorgte; der Churfürst, König von Böhmen, als des Reiches Schenk, der den Becher auftrug. Diese Churfürsten wählten den Kaiser, der Regel nach zu Frankfurth am Main, und krönten ihn zu Aachen, und zu Nürnberg mußte der Kaiser den ersten Reichstag halten.

Die Churfürsten benutzten ihr Ansehn, wählten solche Kaiser, die ihrer nicht mächtig werden konnten und legten denselben bey der Wahl Capitulationen vor, worin sie sich große Vorrechte ausbedungen. Auch konnten die

Kaiser bald nichts unternehmen ohne ihre Einwilligung, und mußten sich dieselbe durch Briefe oder durch Fürstenversammlungen bestätigen lassen, welche den regelmäßigen Reichstagen vorhergingen oder sie gar ersetzten.

Indeß erhielten die untern Stände ein solches Uebergewicht, daß sie sich mit Gewalt wieder in die Reichstage drängten und dieselben wieder zu wahren Volksversammlungen umschufen. Schon unter dem Barbarossa waren Städte zum Reichstag gezogen worden; es geschah später immer öfter, doch nur ausnahmsweise, bis im 15ten Jahrhundert alle Reichsstädte als echte Reichsstände Sitz und Stimme auf dem Reichstag erhielten. Auch die unabhängigen Ritter machten sich je mehr und mehr geltend und erhielten das gleiche Recht, doch erst im 16ten Jahrhundert.

Die Reichstagsverhandlungen wurden aber durch die Freiheiten, die alle Stände für sich genossen, sehr eingeschränkt. Jeder Stand regierte sich selbst und gab sich selbst Gesetze. Der Reichstag hatte daher nichts anders zu thun, als den Kaiser zu wählen oder abzusetzen, die innern Fehden der Stände durch Landfrieden wenigstens auf kurze Zeit zu beschwichtigen, Friedensstörer und Reichsverräther in die Acht zu thun, d. h. aus dem Reichsverband auszuschließen und als Feind zu behandeln, endlich Krieg und Frieden zu schließen. Der Reichstag war aber nur selten vollzählig oder einig, und die Parthey, gegen welche ein Beschluß gefaßt wurde, stets bereit, sich mit Gewalt zu widersetzen. Nicht mehr des Kaisers Machtspruch von oben, nur das Gleichgewicht der Kräfte von unten erhielt das Ganze beysammen.

Kapitel CCLXXXVI.

Gesetze.

Alle Gesetze bestanden aus Verträgen oder Privilegien.

Vertragsgesetze waren 1) Concordate zwischen Papst und Kaiser. Der Kaiser verlor darin immer mehr an die Kirche und dem kanonischen Recht erwuchsen daraus wesentliche Zusätze. 2) Reichsgesetze zwischen Kaiser und Reichsversammlung auf Reichstagen abgeschlossen, dasselbe was ehmals die Capitularien gewesen, jetzt größtentheils nur noch Landfriedensschlüsse, Reichsabschiede, für bestimmte Zeit die Ordnung des Reichs herstellend. Einer umfassenden Gesetzgebung, wie sie z. B. Friedrich II einführen wollte, widerstand der unabhängige Sinn der Stände. 3) Capitulationen, Bewilligungen, Willebriefe, Erb- und Theilungstraktate zwischen Kaiser und mächtigen Fürsten abgeschlossen. 4) Lehnrechte, zwischen Lehnsherren und Lehnsträgern abgeschlossen. 5) Landrechte, zwischen Fürsten und Landständen verabredet. 6) Bundesgesetze der Ritter- und Städte- und Bauernbündnisse. 7) Gemeinderechte der Städtebürger und Bauerschaften.

Privilegien wurden vom Kaiser, aber auch von Fürsten ertheilt und betrafen immer nur einzelne Vorrechte.

Der verwirrten weltlichen Gesetzgebung stand die kanonische eben so klar und ausgebildet entgegen als die Kirche dem Kaiserreich selbst. Eine neue vortreffliche Sammlung aller Kirchengesetze veranstaltete Gratianus 1151 und die Universitäten beschäftigten sich lebhaft mit der Erlernung und Aufklärung dieses Rechtsfaches.

Um auch in die weltlichen Gesetze Ordnung zu bringen, schien namentlich den Hohenstauffen nichts schicklicher, als das römische Recht vollkommen einzuführen, da man ohnehin von dem Grundsatz ausging, das

deutsche Reich sey nur eine Fortsetzung des römischen. Friedrich I und II gaben sich besondre Mühe, mit Hülfe des römischen Rechts von oben her auf die deutschen Rechte einzuwirken und begünstigten das Studium dieses Rechts, das seit Heinrich V durch den großen Juristen Irnerus (Werner) auf der Universität Bologna eingeführt worden, in jeder Weise. Dennoch konnte das römische Recht, das auf eine strenge Monarchie berechnet war, bey den Deutschen, die damals in jeder Hinsicht Republikaner waren, nicht durchdringen und erst einige Jahrhunderte später mit der monarchischen Fürstengewalt herrschend werden.

Dagegen versuchten die Deutschen selbst, allgemeine Gesetzbücher aus den vielen einzelnen zusammenzusetzen. So sammelte zuerst Eike (Ecco, Ekhard) von Repcow auf Veranlassung des Grafen Hoier von Falkenstein alle Hauptgesetze und Rechte der Sachsen unter dem Namen des Sachsenspiegels zugleich in lateinischer und niederdeutscher Sprache 1215. Darin war Kaiserrecht, Lehnrecht, Landrecht und alles Herkommen in Rechtsachen verbunden und jeder Sachse konnte sich darin für alle Rechtsfälle Raths erholen. Wo der Sachsen altes Recht den neuen Papstsatzungen widersprach, ward es vertheidigt und behauptet, weshalb der Papst viele Titel dieses Rechtsbuches verwarf. Wiewohl nun der Sachsenspiegel keineswegs vom Reich erlassen oder bestätigt worden, auch lange nicht vollständig alle deutschen oder nur sächsischen Rechte umfaßte, ja sogar in ziemlicher Unordnung abgefaßt war, so ward doch das Bedürfniß nach einem solchen allgemeinen Gesetzbuch so lebhaft gefühlt, daß dies Buch sogleich den höchsten Ruhm erlangte, unzähligemal abgeschrieben und mit örtlichen Veränderungen und Zusätzen vervollständigt wurde. Schon 1282 erschien es in neuer Gestalt als Schwabenspiegel, wobey

nur das verändert wurde, was in der Ansicht der Zeit anders geworden oder was auf Schwaben oder Sachsen insbesondre sich bezog, bald darauf mit neuen Zusätzen als s. g. Richtsteig und als Kaiserrecht. Allen diesen liegt der Sachsenspiegel zum Grunde.

Unter den besondern Rechten ward das Longobardische Lehnrecht von 1235 und das österreichische Landrecht von 1250, die Stadtrechte von Soest und Lübek und das friesische Bauernrecht am berühmtesten. Davon bey den einzelnen Ständen.

Kapitel CCLXXXVII.

Gerichtswesen.

Es erhielt sich noch vieles von den altgermanischen Rechtsgrundsätzen. Das Wergeldsystem war wenigstens noch in gewissen Fällen Richtschnur. Immer noch konnten Streitende sich mit Umgehung des ordentlichen Gerichtes unter einander selbst oder durch gewählte Schiedsrichter vergleichen. Ueberhaupt galt noch immer der Grundsatz, daß ohne Klage des beleidigten Theiles kein Gericht möglich sey, und es gab durchaus noch keinen öffentlichen oder Staatsankläger. Desgleichen wurden die Gerichte der Regel nach immer noch öffentlich und mündlich abgehalten, vom kaiserlichen bis zum Bauerngericht. Die allgemeine Norm dafür war das alte Schöffengericht. Es gehörte dazu der Richter, die Schöppen, der Frohnbote, der das Gericht ansagte und die Partheien vorbeschied, sodann vor dem Schöppenstuhl der Kläger und Beklagte und umher das Volk. Auch die gerichtlichen Beweise durch Zeugen, Zweikampf und Ordalien blieben beybehalten. Der Zweikampf kam durch das Aufblühen der Ritterschaft ganz vorzüglich in Gewohnheit. Die Feuer- und Wasserproben nahmen dage-

gen allmählig ab. Endlich blieb aus der alten Zeit die Selbstrache und Fehde bey Verwirrung des Gerichtes bestehn. Immer noch galt der Grundsatz: man kann niemand zwingen, Gericht anzunehmen; so er es aber weigert, mag man ihn als ausgeschlossen aus der Gemeinde betrachten; so er feindlich gegen Glieder der Gemeinde handelt, mag man ihn als Feind ausrotten. Auf diesem Grundsatz beruhte die Reichsacht und jede Fehde.

Die veränderten Verhältnisse brachten jedoch auch immer mehr Neuerungen ins Gerichtswesen. Schon mit dem Christenthum hatten die Deutschen, wie wir gesehn haben, einige Hauptgrundsätze des römischen und mosaischen Rechts angenommen, und diese verbreiteten ihren Einfluß auf das deutsche Recht immer weiter. Dies war der römische Grundsatz der Zulassung von Leibes- und Lebensstrafen überhaupt, und der Mosaische: Aug um Auge, Zahn um Zahn! wodurch jener noch grausamer angewendet wurde. Wirklich stieg in Folge dieser Grundsätze das mittelalterliche Gerichtswesen bis ins siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zu einer unerhörten Barbarei, wovon die altgermanische Zeit, einem reinen und deutschen Grundsatz folgend, nie etwas gekannt. So kam an alle niedere Gerichte die Gewalt, nicht nur wie bisher bis zu einer gewissen Höhe das Wergeld oder die Buße zu bestimmen, sondern auch über Haut und Haar zu verfügen, d. h. den Schuldigen stäupen, prügeln oder kahl scheeren zu lassen; an alle höhern Gerichte sodann die Gewalt, über Hals und Hand oder Leib und Leben Urtheil zu sprechen, d. h. den Schuldigen verstümmeln oder tödten zu lassen. Hiebey wurden die mosaischen Gesetze zu Grunde gelegt, und in die Strafen die größte Mannigfaltigkeit gebracht. Da war es mit Hängen, Rädern nicht genug. Auch Händeabhauen, Augenausstechen u. s. w. kamen an die Tagesordnung. Die To-

desstrafe folgte stets dem Diebstahl, jeder Art von Gewalt und Mord, der Falschmünzerei und Ketzerei. Ketzer wurden stets lebendig verbrannt. Auf diese barbarische römisch-jüdische Gerichtspflege übte jedoch der alte Grundsatz des Wergeldsystems, nach welchem die Strafe sich nach dem Range der Schuldigen modificirte, wesentlichen Einfluß. Der Adel wie der Klerus war nicht nur von vielen Klagen gradezu befreit, sondern auch von vielen Strafen, denen nur Unfreie unterworfen wurden. Um einen hohen Geistlichen gewisser Sünden zu zeihen, wurden so viel Zeugen erfordert, als dabey nie gegenwärtig gewesen seyn konnten. Allmählig ward zur Gewohnheit, daß nur Ebenbürtige Kläger seyn konnten. Die Kaiser theilten selbst Privilegien aus, daß dieser oder jener Ritter nur von einem Ritter angeklagt werden könne. In den Strafen selbst ward derselbe Unterschied gemacht, und die Geschichtschreiber bemerken es stets als Ausnahme, wenn Ritter gehenkt worden, was an einem niedern Stande nicht auffiel.

Durch die Römer kam auch die abscheuliche Tortur ins deutsche Gerichtswesen, zuerst in die Städte. Hiermit erreichte die Barbarei den Gipfel, so wie auch unter allen gerichtlichen Uebelständen sie zuerst, obwohl vor noch nicht gar langer Zeit abgeschafft worden. Endlich muß bemerkt werden, daß auch die Schreiberei und Heimlichkeit allmählig ins Gerichtswesen eindrang und die alte Mündlichkeit und Oeffentlichkeit verdrängte, zumal seit dem vierzehnten Jahrhundert. Der Anfang ward schon früher dadurch gemacht, daß schriftliche Urkunden als gerichtliche Beweise angenommen wurden. Dann wurden auch die wichtigsten Urtheile schriftlich abgefaßt, um sie zur Kunde zu bringen. Als endlich das Gericht nicht mehr durchgängig lehnweise vergeben, sondern an bestellte Beamtete unter engere Aufsicht der Lan-

desfürsten übertragen und die Appellationen in regelmäßigen Gang gebracht wurden, mußten sich die Stellvertreter beym wirklichen Inhaber der Rechtsgewalt, der Hofrichter beym Kaiser, der Landrichter beym Fürsten u. s. f. und wieder das niedre Gericht beym höhern durch Protocolle, Relationen, Proceßacten rechtfertigen und wieder durch Controllen in Aufsicht halten, durch Recesse bescheiden lassen. Je mehr aber das römische, dem Volk unbekannte, Recht sich eindrängte, je mehr nur überhaupt die deutschen Rechte verwickelt wurden, desto weniger konnte das Volk seinen Einfluß, seine Aufsicht bey den Gerichten behaupten und die Heimlichkeit trat mit dem Geheimniß oder der Unkunde des Rechts von selber ein.

Kapitel CCLXXXVIII.

Fehmgericht.

Wie in Friesland, so erhielten sich auch im alten westphälischen Sachsenstamm die alterthümlichen Formen am längsten. Dort richteten noch bis auf Heinrich den Löwen die Gaugrafen unter dem Herzog. Als das Herzogthum Westphalen dann unter das geistliche Regiment von Cölln fiel, blieben die Gaugrafen beybehalten, nur daß sie seitdem vom Erzbischof belehnt wurden. Das Gericht, das sie nach alter Weise unter freiem Himmel mit Zuziehung gewählter Schöppen im Beyseyn der freien Bauern hielten, ward zum Unterschied von Sind- und Landgericht das Freigericht genannt, der Gerichtsstuhl Freistuhl, der Graf Freigraf, die Schöppen Freischöppen. Sie übten nach altem Recht den Blutbann und waren frey von jedem geistlichen, Fürsten- Lehns- oder Stadtgericht. In jedem Gau waren mehrere Stühle, entsprechend den alten Centen.

Im dreizehnten Jahrhundert aber kam über dies Gericht ein andrer Geist und es entstand daraus das Fehmgericht (s. v. a. Obergericht) oder das heimliche Gericht, Stillgericht (secreta judicia). In den letzten Zeiten der Hohenstauffen nahm das Faustrecht dergestalt überhand, daß ein strenges Gericht höchst wünschenswerth wurde. Oeffentlich konnte dies nicht geschehn, weil man jedem Richter, er mochte Fürst, Geistlicher, Adliger, Bürger oder Bauer seyn, Partheilichkeit für seinen Stand vorgeworfen haben würde, und weil die Beschuldigten oder Bestraften an den Richtern gerächt, ein strenges Gericht, das sich öffentlich kund gegeben hätte, überhaupt bald ausgerottet worden wäre. Es zeigte sich also ein Bedürfniß rechtliebender Männer, sich in eine heimliche Innung zu verbinden, um heimlich zu richten und zu strafen. Dies Bedürfniß scheint zuerst von den Erzbischöfen von Cölln, namentlich von Engelbrecht, als er Reichsverweser war, gefühlt worden zu seyn. Das Freigericht aber, das am unabhängigsten dastand, eignete sich am besten, dem neuen Zwecke zu dienen. Es kam allmählig in die Hände der zum Recht Verschwornen oder »Wissenden« an deren Spitze der Erzbischof von Cölln stand, nahm eine neue Gestalt an, breitete sich in dieser neuen Weise bald in ganz Westphalen aus und nachher im übrigen Deutschland, so daß man im 14ten Jahrhundert an 100,000 Wissende zählte.

Ein feierlicher Schwur verband die Wissenden. Ein Verräther ward sieben Fuß höher gehängt, als ein andrer Verbrecher. Sie theilten sich in vier Klassen. Vom ersten Range war der Stuhlherr oder Vorsteher des ganzen Gerichts, ein Fürst, der Erzbischof von Cölln, später sogar der Kaiser selber. Vom zweiten Range waren die Freigrafen, welche der Stuhlherr wählte. Vom dritten Range waren die Freischöppen, welche der Freigraf

wählte. Vom vierten endlich waren die Frohnboten, welche das Gericht und die Beklagten beriefen und die Strafe vollzogen. Alle Wissenden erkannten sich an geheimer Losung.

Es ward kein Geistlicher, mit Ausnahme des geistlichen Fürsten, kein Jude, kein Weib und kein Knecht unter die Wissenden aufgenommen, aber auch vor diesem Gericht nicht verurtheilt. Nur freie Laien wurden hier von ihres Gleichen gerichtet. Auch wurden nur solche Klagen angenommen, die von einem andern Gericht nicht erledigt worden waren oder werden konnten. Diebstahl, Mord, Raub, Gewalt, Kirchenfrevel, Ketzerei, schlechter Lebenswandel waren die wichtigsten Gegenstände der Klage.

Das Gericht versammelte sich heimlich. Ein Wissender trat als Kläger auf. Der Beklagte ward dreimal vorbeschieden. Appellation fand nicht Statt, außer wenn das Gericht getheilt war, und dann nur an Kaiser oder Papst. Wenn der Beklagte nicht erschien, so reichte der Eid des wissenden Klägers hin, ihn als schuldig zu verurtheilen. Wiederum konnte jeder Wissende, der selbst angeklagt worden, sich durch bloßen Eid reinigen. Wer aber verurtheilt oder verfehmt worden, den traf die Strafe eben so heimlich, als er vor Gericht gefordert worden. Man fand in nicht langer Zeit seine Leiche, in welcher ein Dolch steckte mit dem Zeichen SSGG (Stock, Stein, Gras, Grein).

Dies Gericht verbreitete große Furcht und wirkte sehr heilsam gegen Willkühr und Faustrecht. Indem es auf ein wesentliches Bedürfniß der Zeit gegründet war, sich der Gerechtigkeit befleißigte, an Zahl der Wissenden immer zunahm, sich sogar durch den Namen Karls des Großen, auf den es seinen Ursprung zurückzuführen suchte, ein Ansehn gab und im 14ten Jahrhundert die

Kaiser selbst unter die Wissenden aufnahm, gewann es eine so ausgedehnte Gewalt, daß die Fürsten selbst davor zitterten. Zugleich drang aber auch Misbrauch ein und im 16ten Jahrhundert hörte das Fehmgericht von selbst wieder auf, da es nicht mehr zu den übrigen Staatseinrichtungen paßte. Dortmund in Westphalen blieb immer der Hauptstuhl der Fehme; die ersten geschriebenen Gesetze gab sie sich am Anfang des 15ten Jahrhunderts.

Kapitel CCLXXXIX.

Fürsten und Herren.

Ein glänzender Kreis von hohem Adel, im Besitz geistlicher und weltlicher Würden und Länder umgab den Kaiserthron, der allemal einem aus ihrer Mitte zu Theil ward. Zu diesem hohen Adel gehörten die vier ersten Heerschilde und aus dem fünften fanden nicht selten Erhebungen in den vierten Statt. Sie waren einander ebenbürtig, denn Kaiser, Könige, Fürsten konnten die Tochter eines Grafen, der Graf die Tochter des Kaisers selbst heirathen. Sie waren alle semperfrei, d. h. sendbar frei und durften vor kein Gericht gezogen werden als vor das Kaiserliche. Sie waren reichsunmittelbar und erschienen in Person auf den Reichstagen. Sie konnten Ritter zu Vasallen und Ministerialen annehmen.

Dem Titel und der Macht nach unterschieden sich zwar die Reichsfürsten mit dem Fahnen- und Scepterlehn von den Grafen und Freiherren, freien Standesherren, Baronen; doch wechselten sie häufig mit dem Range. Die Söhne von mächtigen Fürsten wurden durch Theilungen unbedeutende Grafen, z. B. die von Anhalt, und einzelne mächtige Grafen erhoben sich wieder zu Fürsten, so die von Brabant, Luxenburg u. s. w. Erst

später unterschied man auf den Reichstagen genau die Fürstenbank und Grafenbank. Die unmittelbaren Herren ahmten die Fürsten nach, nur in einem kleinern Gebieth, und so entstanden neben den großen die vielen kleinen und kleinsten Höfe in Deutschland, die erst in neuesten Zeiten in die großen übergegangen.

Dem Titel nach umfaßte das römisch-deutsche Kaiserthum folgende Fürstengebiete: 1) Königreiche. Der Kaiser selbst war so lange nur deutscher König, bis er die Kaiserkrone vom Papst empfangen; und dann konnte sein Sohn und Nachfolger den Titel eines deutschen Königs besonders führen. Vom Königreich Burgund und der Lombardie blieb dem Kaiser der Titel. Die Königreiche Böhmen, Ungarn, Neapel und Sicilien wurden als Theile des deutschen Reichs angesehn, auf kurze Zeit auch Dänemark und Polen. 2) Herzogthümer. Braunschweig, Westphalen, Meklenburg, Pommern, Sachsen (Wittenberg und Lauenburg), Schlesien (Breslau, Liegnitz, Oppeln, Glogau, Schweidnitz, Teschen, Wohlau, Brieg, Sagan, Oels, Troppau, Jägerndorf, Jauer, Münsterberg, Neisse) Oesterreich, Kärnthen, Baiern, Brabant, und abwechselnd einige italienische. 3) Die Pfalzgrafschaft am Rhein. 4) Die Markgrafschaften Brandenburg, Meißen, Toscana, Ancona. 5) Die Landschaften Thüringen und Hessen. 6) Grafschaften in großer Menge. 7) Erzbisthümer, Bisthümer und Abteyen, die wenigstens ein Drittel alles Grund und Bodens inne hatten. Die Titel änderten zum Theil. So wurden im 14ten Jahrhundert die Grafschaften Geldern, Luxenburg, Jülich, Berg zu Herzogthümern und die von Henneberg, Nassau, Saarbrück und die Burggrafschaft Nürnberg gefürstete Grafschaften. Reichsfürst war auch der jedesmalige Hochmeister des deutschen Ordens.

Den Geschlechtern nach treten nach dem Untergange der Hohenstauffen und Babenberger folgende fürstliche Häuser hervor, das alte Geschlecht der Welfen in Braunschweig, derer von Wittelsbach in Baiern, derer von Ballenstädt in Brandenburg und Anhalt, der Zähringer in Baden, derer von Wettin in Meißen, derer von Löwen in Brabant und Hessen, dann die slavischen des Niklot in Meklenburg, des Piast in Polen und Schlesien und das pommerische und böhmische, das von Arpad in Ungarn, das französische von Anjou in Neapel, Sicilien und bald auch der Provence. Unter den bisher minder bedeutenden Geschlechtern erheben sich seit dem 13ten Jahrhundert die gräflichen von Habsburg in der Schweiz, von Hohenzollern, Würtemberg, Fürstenberg, Hohenlohe in Schwaben, von Nassau, Katzenelnbogen am Rhein, Luxemburg, Flandern, Geldern, Holland in den Niederlanden, Holstein, Oldenburg, Waldeck, Stollberg, Mansfeld, Schwarzburg, Reuß in Sachsen, Savoien, Burgund (franche comté), Welsch-Neuenburg (Neufchatel) in Burgund u. s. w.

Kapitel CCXC.

Landeshoheit.

Die Gewalt der Fürsten über ihr Erbland oder ihre Landeshoheit war theils die lehnsherrliche, theils die altherzogliche, theils die altgräfliche. Als Lehnsherr gebot der Fürst nur über seine unmittelbaren Vasallen, von denen also alle Geistlichen, alle unmittelbaren Grafen und Ritter, die Reichsstädte und freien Bauern ausgeschlossen waren, wenn sie auch sein Land überall durchkreuzten. Als Herzog hatte der Fürst das Banner und bot zum Heerzug auf. Aber die alten Herzogthümer waren in mehrere Fahnlehne zerfallen und die Reichsunmit-

telbaren zogen unter dem Banner des Reichs selbst aus, so daß den Fürsten wieder nur ihre Vasallen folgten. Als Graf hatte der Fürst das Gericht, aber ebenfalls nur über seine Vasallen, da die Geistlichen und alle Reichsunmittelbaren davon ausgeschlossen waren. Vom Fürstengericht selbst aber wurde wieder das Gericht in Lehnssachen und Gemeindesachen getrennt, was den Vasallen und Gemeinden selbst überlassen blieb. So beschränkte sich jene richterliche Gewalt nur auf persönliche Verbrechen oder Händel. Da aber die alten Grafen eine ganz andre Bestimmung erhalten, so traten an ihre Stelle Beamtete, vom Fürsten ernannte Richter. Der oberste Richter im Lande war der Fürst selbst, oder sein Stellvertreter, der Vitzthum (vicedomus) auch Landeshauptmann genannt. Von ihm war der Landrichter, der in Lehnsachen des Fürsten Stelle vertrat, und der Hofrichter, der über die Privatbesitzungen des Fürsten gesetzt war, zuweilen verschieden, zuweilen auch eine Person mit ihm. Viele Fürsten erwarben das Vorrecht, daß von ihren Gerichten nicht mehr an den Kaiser appellirt werden durfte (privilegia de non appellando). Doch blieb der Kaiser noch immer allein Quelle der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt, so daß eben ein solches Privilegium nur als Ausnahme galt, und daß der Kaiser, so oft und wie er wollte, im ganzen Reich, auch fürstlichen Unterthanen, neue Privilegia ertheilen konnte. Unter dem Oberlandesgericht standen besondre Landgerichte, dem alten Gaugericht entsprechend, (judicia provincialia) die ein Landvogt versah, und unter diesem wieder gleich den alten Centgerichten die Vogteien oder Aemter mit Vögten und Amtmännern. Die niedern Gerichte urtheilten über die geringern Vergehn, das Landgericht über peinliche Verbrechen.

Ein neuer Zuwachs der fürstlichen Macht waren die Regalien, welche die Kaiser ihnen überlassen mußten, Zölle, Bergwerke u. s. f.

Die kleinen Herren, die durch den Verfall der Herzogthümer unmittelbar geworden, machten auch ihr Gericht von den Fürsten unabhängig, so wie die Geistlichkeit und die Städte, und suchten desfalls emsig beym Kaiser um Privilegien nach. Da bekam bald jeder kleine Grafensitz, jedes Kloster, jede Stadt, mit ihrem eignen Banner und kleinen Fürstenhof auch ihren eignen Galgen und Scharfrichter. Das ganze große Reich zerfiel in unzählige kleine Reiche. Der große Fürst that dem Kaiser nach und der kleine Abt, Graf, Freiherr wieder dem Fürsten und seine Macht war in der That dieselbe, nur auf einen engen Raum beschränkt.

Am uneingeschränktesten waren die Fürsten in den slavischen Grenzlanden, wo der Geist persönlicher Unabhängigkeit nicht so tief im Volk eingewurzelt war; daher auch die Fürsten von Brandenburg, Böhmen und Oesterreich bald alle andern an Macht übertrafen. In den deutschen Westländern gab es desto mehr kleine Herren. Ueberall aber hatten die Fürsten, nachdem sie den Kaiser von sich abhängig gemacht, mit den untern Ständen einen langen Kampf zu bestehn, der aber die für sie so günstige Einrichtung der Landstände zur Folge hatte.

Kapitel CCXCI.

Landstände.

Alle Verhältnisse des Reichs wiederholten sich im kleinen in den einzelnen Ländern. Wie der Kaiser dort dem Papst, den Fürsten, dem Adel, den Städten und Bauern gegenüber stand, so traten hier den Fürsten, Bischöfen, Aebten, Herren wieder Ritter, Bürger

und Bauern entgegen. Wie die Stände sich im Großen tummelten und an einander rieben, so wieder in jedem Lande besonders. Wie sie aber das allgemeine Reich doch zu einem unauflöslichen Ganzen verband, so konnten sie auch je in den einzelnen Ländern sich nicht von einander losreißen, und Stammverwandtschaft, Nachbarschaft, Lehnsverhältniß, wechselseitige Bedürfnisse führten jeden Kampf immer wieder zur Herstellung der Einheit. Die Eigenthümlichkeit der Stämme waltete noch vor und zog mit der Gewalt des Naturtriebes die Stammsgenossen aneinander. Dies knüpfte sie mit einem neuen festen Bande an den Lehnsfürsten, den sie gern wieder als ihren alten Stammfürsten betrachteten. Wie heftig auch die Stände im engen Raum eines Fürstenthums sich bekämpften, so zwang sie doch eben diese Nothwendigkeit des Beysammenlebens, sich endlich zu vertragen. Auch dies verknüpfte sie dem Landesfürsten. Der Fürst seinerseits sah nur im Frieden mit seinem Lande die Möglichkeit sich zu erhalten und seine Macht zu erweitern, stand daher den Ständen alle billigen Rechte zu. So bildeten sich Verträge zwischen den Ständen eines Landes und dem Fürsten desselben, die den großen Reichstag im Kleinen nachahmten. Dem Fürsten trat sein Landtag zur Seite, wie dem Kaiser der Reichstag.

Die Landtage waren wesentlich unterschieden von den Hoftagen, die nur die Vasallen angingen, von der alten Heerschau, von den alten placitis oder Gerichtstagen und von den Bundesversammlungen, die damals so häufig waren, indem sich Fürsten, Adel, Städte wider einander vereinigten. Den letztern entsprachen die Landtage am meisten, doch so, daß sie sich nur auf ein Land beschränkten. Nicht nur der lehnspflichtige Adel, auch die Grafen und Herren, sodann die Bischöfe und Aebte und die Städte, gingen mit dem Fürsten Verträge ein,

die den wechselseitigen Vortheil, die Einheit und Ruhe des Landes, darin sie zusammenlebten, die Ehre des Stammes, dem sie angehörten, bezweckten. Erst schlossen sie nur einzeln bestimmte Verträge für gewisse Zwecke. So bewilligten 1302 die Herren und Ritter von Oberbaiern ihrem Herzog eine Steuer, 1307 auch die Geistlichkeit und die Städte, doch jeder Stand für sich, und erst 1396 traten alle drey Stände zu gemeinsamen Zwecken in einen Landtag zusammen.

Der vierte oder Bauernstand war nur noch in wenigen Ländern mitten unter den übrigen Ständen frei, um zum Landtag zugezogen zu werden, als Landstand Sitz und Stimme zu führen. Dies geschah in Tyrol, Würtemberg, Kempten, Hadeln, Hoia, Baireuth.

Auf den Landtagen sicherten sich die Fürsten und Stände ihre Rechte und wechselseitigen Schutz. Die Stände erkannten den Fürsten als ihr Haupt, sicherten seinem Geschlecht die Nachfolge, bewilligten ihm Steuern und Heerfolge; der Fürst aber durfte kein Vorrecht eines einzelnen Standes oder einer Person antasten, durfte sein Erbe nicht theilen oder darüber anders verfügen, als die Stände wollten, durfte keine Steuer fordern, wenn die Stände sie nicht bewilligten, durfte keinen Krieg unternehmen, wenn ihn die Stände nicht gebilligt hatten.

Kapitel CCXCII.

Slavische Länder.

Die dem Reich zugewandten slavischen Fürstenthümer unterschieden sich von den echt deutschen dadurch, daß ihnen der freie Bauernstand und auch größtentheils der Bürgerstand gänzlich fehlten. Außer in Böhmen, an der Oder und an den Ostseeküsten gewannen die slavischen

Städte niemals große Bedeutung. Ein angestammter Fürst, meist von einem übermüthigen Adel gewählt und abhängig, der Adel auf Stammschlössern in größerm oder kleinerm Landbesitz und mit den Würden und Aemtern des Landes begabt, ein mächtiger Clerus zwischen beyden und unten der leibeigne Bauernstand, bildeten die Elemente der Verfassung, die weit einfacher war, als die deutsche. Dort sah man nichts von jener unzähligen Menge von Städten und freien Gemeinden, wie in der Schweiz, in Schwaben und am Rhein, durch welche das Land ins unendliche zerstückelt wurde; sondern nur große Ländermassen, die durch den allein herrschenden Adel zusammenhingen.

Meißen, Brandenburg, die Lausitz, Oesterreich, Kärnthen, Meklenburg und Pommern nahmen fast gänzlich deutsches Wesen an, doch Bürger und Bauern gelangten hier bey weitem nicht zu dem Ansehn, wie in den rein deutschen Ländern. In Böhmen übte der Adel große Gewalt über den König, doch wußte dieser einen Bürgerstand zu gründen, wie ihn die außerordentliche Geistesbildung der Böhmen verlangte, wodurch ein ganz eigenthümliches Leben in das Volk kam. Mähren richtete sich immer nach Böhmen. Schlesien war unter eine Menge kleiner Fürsten vertheilt, eben deshalb der Adel nicht selbständig genug. Die Landstädte waren ganz ohne Bedeutung, der Bauer leibeigen. Nur Stadt und Bischof von Breslau waren mächtig genug, den kleinen Fürsten beständig die Spitze zu bieten. Polen war eine Zeitlang durch die Mongolen und durch die Theilungen der Piasten zerrüttet, bis am Ende des 14ten Jahrhunderts die lithauische Familie der Jagellonen zum Thron gelangte. Auch hier war der Adel überaus mächtig, ein Bürgerstand nicht vorhanden, der Bauer in tiefster Knechtschaft.

Preußen und Liefland wurden vom deutschen Orden regiert. Marienburg war Hauptsitz des Ordens, Liefland als Provinz durch eine besondre Landmeisterschaft verwaltet. Die Küstenstädte waren von Deutschen gegründet, frei, mächtig und im Hansabunde. Das Land aber ward zur tiefsten Sklaverei erniedrigt, sein Adel ausgerottet. Alle Eingebornen waren vom Orden, von Aemtern und Würden ausgeschlossen und wurden nur als Bauern und niedre Handwerker geduldet.

In Ungarn wohnten Madjaren, Slaven, Deutsche, Zigeuner, Juden, Tataren durcheinander. Auch hier behauptete jedoch der Adel das Uebergewicht und zwang 1222 dem König Andreas einen Vertrag ab, der den König gänzlich abhängig machte. Böhmen, Polen, das deutsche Ritterreich und Ungarn waren Wahlreiche und ihre Fürsten wurden als deutsche Reichsfürsten vom Kaiser belehnt. Nur Polen und Ungarn bestritten dies.

Kapitel CCXCIII.

Ritter.

Die Ritter im engern Sinn bildeten den fünften und sechsten Heerschild und waren entweder mittelfrey, d. h. unmittelbar, oder gemeine Ritterschaft, d. h. Vasallen der Fürsten und Herren.

In den Mittelfreien erneuerte sich das alte Verhältniß der Alodbesitzer und erweiterte sich wieder, in dem Maaß als es beschränkt worden. Der Lehnsherrlichkeit des Herzogs entledigt setzten sich die Ritter des Landes so gut auf eigne Hand, als die Grafen und Herren, Städte und Bauerschaften, besonders in Schwaben und am Rhein, wo noch keine großen Fürsten aufgekommen. Diese Ritter bekümmerten sich in der Regel weder um Fürsten noch um Kaiser, beugten sich der Uebergewalt, wenn

sie mußten, und brachen schnell den Landfrieden wieder, wenn sie konnten. Sie waren in der That wieder, wie in alter Zeit, Papst und Kaiser auf ihrem kleinen Eigenthum, und von den Fürsten und Herren nur dadurch verschieden, daß sie nicht so viel Eigenthum besaßen, daß sie denselben nicht ebenbürtig waren und daß deshalb auch wieder kein ihnen selbst ebenbürtiger Ritter ihr Vasall werden wollte. Jeder Mittelfreie konnte jedoch Freie zu Vasallen annehmen, und wenn er die Umstände zu benutzen verstand, so fiel es ihm nicht schwer, sich in den Stand der Herren zu erheben, so daß mancher Ritter ein Freiherr oder Graf wurde, wie mancher Graf ein Fürst. Die Unabhängigkeit behaupteten diese Ritter zunächst durch ihre festen Burgen, worin sie sich gegen jeden Angriff verschlossen, und gegen größere Feinde durch Bündnisse, davon wir die wichtigsten in der Geschichte kennen lernen werden. Aus diesen starken Verbindungen der freien Ritterschaft erzeugte sich eine selbständige Macht, die im Reich ihr Recht ansprach so gut als die Macht der Kirche, der Fürsten und Städte. Wie zuerst die freien Reichsstädte, so erhielt bald darauf auch die freie Reichsritterschaft als selbständiger Standeskörper Sitz und Stimme auf dem Reichstag.

Die gemeine Ritterschaft bestand aus dem Lehnsadel auf dem Lande, oder aus Ministerialen an den Höfen und war dem zweiten, dritten und vierten Heerschild untergeben. Nicht nur weltliche Fürsten, auch Grafen und Herren und wieder Bischöfe und Aebte beherrschten diese Ritter, in denen das alte Verhältniß der Aftervasallen fortdauerte, doch so, daß ihre Lehne so gut erblich geworden, wie die der Herren selbst. In diesen Vasallen regte sich indeß derselbe Geist der Unabhängigkeit und von ihren festen Bergschlössern herab trotzten sie selbst ihren Herren. Auch Verbindungen gingen sie ein, na-

mentlich um Burgfesten zu gründen, wenn der Einzelne zu arm dazu war. So legten mehrere auf gemeinsame Kosten und zu gemeinsamem Besitz und Erbe Schlösser an, wo sie zusammen wohnten und sich unabhängig zu erhalten suchten. Jedes solche Gemeinerbe ward eine Gauerbschaft genannt. Man erzählt, daß einst in einer solchen Burg fünf Ritterfamilien zusammengewohnt, die im ganzen hundert Kinder gewonnen hätten. Aus vielen Fehden der Vasallen mit den Herren erzeugte sich endlich ein Vertrag zwischen beyden, in welchem die erstern die Nothwendigkeit der Einheit und des fürstlichen Schutzes, die andern die Nothwendigkeit einer größern Freiheit des Adels anerkannten, und woraus das Verhältniß der Landstände hervorging.

Kapitel CCXCIV.

Ritterliche Sitte.

Die Ritterschaft im weitesten Sinn (ordo militaris, militia) war Orden der christlichen Helden und umfaßte demgemäß auch den dritten und vierten Heerschild und aus dem siebenten viele freie Bürger und Bauern, ja der Kaiser selbst war Ritter und empfing den Ritterschlag. Nur Geistliche und Unfreie waren schlechterdings von der Innung der Waffen ausgeschlossen. Der Haß des Adels gegen die freien Bauern schloß zwar diese von der ritterlichen Würde, wo es anging aus; in Friesland aber und in der Schweiz, wo der Bauer den Meister spielte, blieb auch die Ritterschaft bestehn. In den Städten wurden die Patrizier erst dann für unritterlich erklärt, als sie von den Zünften der Handwerker unterdrückt wurden, doch öffnete der gelehrte Stand den Bürgerlichen abermals die Ritterwürde, indem sie jedem

Doctor verliehen ward, und eben so seit dem 14ten Jahrhundert das Aufkommen der Adelsbriefe.

Das Ritterthum beruhte noch wesentlich auf dem altheidnischen Heldenthum, und persönliche Tapferkeit war das erste, was vom Ritter verlangt wurde, das Schwert sein Zeichen, der Krieg sein Leben. Die ritterliche Waffenschule war ganz den alten Heldengilden nachgebildet. Man lernte zunftmäßig das Waffenhandwerk bis zum Ritterschlag, der die Meisterschaft beurkundete, und jeder Fürst und Kaiser ward verachtet, der nicht ein gelernter Ritter war, ganz wie bey den Germanen. Auch die abentheuerlichen Fahrten kehrten wieder. Der Jüngling zog aus, dem versuchtesten Ritter zu dienen, bey ihm zu lernen; dann wieder der Ritter, um seine Heldenkraft leuchten zu lassen durch alle Länder, in allen Turnieren den ersten Preis zu lösen, den Ruhm der Unbesiegbarkeit zu erringen. Auch die alte Berserkerwuth der Helden kennt das Mittelalter noch und nennt sie die deutsche Wuth (furor teutonicus). Eben so unzertrennlich vom alten Heldengeist war der Sinn der Unabhängigkeit, der Höhensinn und der Natursinn der Ritter. Nichts anders war es, was diese unbändigen Ritter im Gefühl unbesieglicher Heldenkraft alle Gesetze stolz verschmähen ließ und jenes Faustrecht gründete und den Fehdegeist, und den kühnen Trotz, von einem kleinen Felsenneſt herab die ganze Welt zu verachten und furchtlos alles zu befehden und zu bekriegen, nach dem Wahlspruch des wildesten von allen, Eberhards von Würtemberg: Gottes Freund und aller Welt Feind! So ganz aller Zahmheit abgeneigt, ein Geschlecht königlicher Adler horsteten sie hoch auf den Bergen und ihr Geist war in gleichen Höhen nur heimisch, verachtend was in der Tiefe mühsam ein dunkles Leben hinschleppt. Jener wunderbare Höhensinn, der sie zu den sonnigen Berggipfeln

trieb, um dort die stolzen Burgen zu gründen, von dort übermüthig auf alles andre Volk niederzuschauen, von dort die Thäler zu beherrschen, wie die Gipfel selbst, war noch ganz aus dem Heidenthum herübergepflanzt, das ebenfalls die Berge sich zu Stühlen der Könige, zu Altären der Götter auserkoren. Nicht minder aber lebte noch jener alte Natursinn in den Rittern, der vom freien Leben auf den Bergen, vom steten Tummeln unter freiem Himmel und von der beständigen und fast ausschließlichen Uebung des Leibes unzertrennlich ist, und aus diesem Naturleben auf sonnenhellen Höhn, in Wäldern, unter Blumen, erwachte der schöne zarte Geist der Poesie, der, nichts Erkünsteltes, aus der Natur selber wuchs, die schönste wunderbarste Blüthe.

Der Naturgeist aber, der auf diese Weise in unverfälschter Kraft aus grauem Alterthum wie das Land und seine Berge, Wälder, Ströme unzerstörbar ausgedauert, ward von oben her durchleuchtet, verklärt, seine wilde Kraft in zarten Fesseln der Ehre, Sitte, Andacht gemildert durch das Christenthum. Nicht mehr die Kraft allein genügte zur Ehre, ihr ward ein Zweck gesetzt, Vertheidigung des Glaubens, der Frauen und der Unschuld. Nicht mehr der Sieg allein erwarb den Ruhm, ihm ward eine höhere Bedingung gesetzt, ehrenhafter Kampf, großmüthige Sitte. Nicht mehr das Schwert allein war Zeichen und Ehre des Ritters; es ward unterthan dem Kreuz des Glaubens und der Rose der Liebe, die mit ihm vereinigt die drey höchsten Symbole des christlichen Ritters bildeten. Im Gesang aber und in der Dichtkunst verwandelte sich das Schwert nach einem andern Symbol in den Fidelbogen, und wie dem Heldenkampf ein höheres Ziel gegeben war, so ward auch der Heldensang ein andrer, höherer, heilig nicht dem Schwert

allein in der Heldensage, auch dem Kreuz im religiösen Gedicht und in dem Minnelied der Rose.

Kapitel CCXCV.

Hofdienst, Turniere, Minne.

Die Höfe des Kaisers, der Fürsten wurden auf natürliche Weise Mittelpunkte des ritterlichen Lebens. Hier suchten die Ritter den Glanz, indem sie ihn den Höfen erst verliehen. Hier fanden sie sich zusammen, prüften ihre Kräfte, dienten den Damen, lernten feine Sitte. Immer nach dem höchsten strebend liebten sie die äußern Zeichen desselben, Pracht in Pallästen, Sälen, Rüstungen, Kleidern, und die höchste Würde der Kraft schien wieder nur in edler feiner Sitte zu bestehn. Die rohen deutschen Ritter sahen mit Bewunderung bey Franzosen, Spaniern, Normannen und selbst bey den Muhamedanern ein feines, adeliges Wesen, das sie sich alsbald anzueignen strebten. Sie lernten es an den Höfen auswärtiger Fürsten und brachten es den einheimischen. Nur die Höfe konnten Schule dieser neuen Höflichkeit seyn. Hier war Geselligkeit möglich, die den einsamen Burgen abging. Die Fürsten aber suchten wieder den höchsten Ruhm in der glänzendsten Hofhaltung, der gastfreisten Sitte, dem häufigsten Zuspruch fahrender Ritter, der Abhaltung der zahlreichsten und berühmtesten Turniere, wodurch sie geehrt und bereichert wurden, denn gern traten die trefflichsten Ritter in des ritterlichsten Fürsten Lehndienst. Die Ritter ritten zu Hofe, gaben Geschlecht und Wappen kund, wurden liebreich empfangen und oft lange Zeit behalten, tummelten sich in Turnieren oder fochten die Fehden des Fürsten aus und pflegten dann mit reichen Geschenken an Waffen, Kleidern und Rossen auch wohl Dienern entlassen zu werden.

Das wichtigste und erste Geschäft des Ritters blieb immer, seine Kraft und Waffenkunst im Turnier zu erproben. Wenn ein Fürst ein Turnier ausschrieb, strömten die Ritter von weiten Enden herbey. Ein Herold oder Wappenkönig prüfte die Ritterbürtigkeit und Zuläßigkeit zum adeligen Werk. Nach feierlichen Begrüßungen begann das Turnier in Gegenwart der Fürsten, der Damen, die den Preis austheilten und unzählbaren Volkes. Boden, Licht und Sonne war gerecht abgetheilt, daß kein Kämpfer im Nachtheil stand. Auch alle Waffen mußten gleich seyn. Turnier bedeutet überhaupt Kampfspiel und es gehörten dazu verschiedene Kampfarten, zu Fuß und zu Roß, mit bloßen Armen, Schwert, Lanze. Die Hauptsache war immer das Rennen oder Lanzenbrechen, wodurch die Kraft vor allem erprobt ward. Die Ritter saßen ganz in Eisen gekleidet auf eisenbedeckten Rossen und rannten mit langen schweren Lanzen gegen einander. Wer den furchtbaren Stoß aushaltend im Sattel sich erhielt, und den Gegner niederwarf, blieb Sieger. Dazu gehörte freilich eine nach unserm Maaßstab fast unglaubliche Leibesstärke und sichre Uebung. Jeder Ritter führte sein besondres Wappen, dazu die Farbe seiner Dame und gewöhnlich auch einen Wahlspruch. Uebrigens waren die Wappen weder eine neue Erfindung, noch gehörten sie dem Adel allein an. Schon die Germanen hatten ihre Wappenschilde, jeder ihrer Stämme, jeder Gau, jedes Geschlecht, und ausgezeichnete Personen wieder für sich, meist Thierbilder, die den alten Göttern entsprachen oder Bezug auf die Natur des Landes oder eine bestimmte Begebenheit hatten. Dasselbe blieb im Mittelalter. Wie das Reich so hatte jeder Stamm seine Wappen und wieder jedes Geschlecht, auch bürgerliche in den Städten, und einzelne Männer wählten sich wieder besondre Zeichen, so Heinrich der Welfe

den Löwen, Albrecht von Brandenburg den Bären. Hierbey muß auch bemerkt werden, daß die Geschlechtsnamen mit dem Vorsatz von anfangs nichts weniger als eine Auszeichnung des Adels waren, indem jeder Bauer sich von dem Ort seiner Geburt oder Wohnung nennen konnte.

Das zweite Geschäft der Ritter an den Höfen war die Ausbildung der Ehre und ritterlichen Sitte. Hier schleifte sich das ungeschlachte viereckte Wesen ab, das sie von ihren Dörfern mitbrachten. Hier ward der noch oft blutgierigen Barbarei der Zügel der Sitten angelegt. Nur ein geläuterter Wille, eine Selbstbeschränkung der Kraft nach dem Gesetz der Ehre konnte das wilde Wesen auf freie Weise und darum am sichersten bändigen; aber nur die Schule der Geselligkeit konnte zum gültigen Sittengesetz erheben, was sonst nur Sache des bessern Gefühls in den Einzelnen gewesen wäre. Man lernte die Pflichten der Ehre neben der Führung der Waffen, ein geistiges Ritterthum neben der Ritterthat. Der rohe Held ward verachtet, wenn er in der Schule der Ehren nicht Meister geworden. Mit derselben Innigkeit und ernsthaft emsigen Genauigkeit aber, mit der die kräftige Natur des Volkes damals alles trieb, was ihm lieb und heilig geworden, ward auch die schwere Kunst der Ehre gepflegt und bis zu einer unglaublichen Feinheit der Unterscheidung ausgebildet. Als in der Folge freilich der lebendige Geist aus dem Ritterthum gewichen, blieb dem Adel nur noch die todte Form der Ehre in ihrer Künstlichkeit zurück, namentlich in der verderbten Sitte des Zweykampfes, und in dem Dünkel der Vornehmigkeit.

Endlich war der ritterliche Frauendienst ein wesentlicher Bestandtheil der Hof- und Rittersitte. Den Ur-

sprung nahm er schon in der heidnischen Verehrung der Frauen, verklärt ward er durch das Christenthum, schulgerecht zur Kunst und Sitte in der Geselligkeit der Höfe in und mit den Gesetzen der Ehre ausgebildet. Nie ein Frauenzimmer zu beleidigen, war das erste Rittergesetz, da die Ehre schon jedem Starken gebot, den Schwachen zu schonen. Den Frauen aber zu dienen, auf ihr Geheiß und in ihrem Namen große Thaten zu vollbringen, sie zu Schutzgottheiten oder Heiligen zu wählen, unter ihren Farben zu siegen und zu sterben, dazu trieb die göttliche Erscheinung der Schönheit, Milde, Liebe in den Frauen noch immer, wie in uralter Zeit, und diese Schmiegsamkeit unter das zarte Joch sanfter, zur Demuth und Gottesfurcht erzogner Weiber trug das allermeiste zur Entwilderung der Sitten, zum Gedeihen eines schönen Geistes der Bildung und Menschlichkeit bey. Die Gunst der Frauen war Sporn, Regel und Lohn der ritterlichen Ehrenthaten; aber wozu Tapferkeit zuerst berechtigte, was ein edles ehrenhaftes Wesen noch mehr verdiente, das ward erst völlig errungen durch die Minne. Nicht wer unter Männern zu siegen und die Ehre zu handhaben wußte, nur wer zugleich den Umgang und Dienst der Frauen, das Werben um ihre Liebe oder den Minnedienst verstand, durfte des Lohns der Minne, der Gegenliebe und der Hand der Geliebten sich versichern. Auch dies ward zu einer Kunst gesteigert. Die Minne war eine Schule, und der Ritter mußte Liebesproben bestehn. In zahllosen Liedern und Gesängen wurden die Regeln der Liebe verkündet, und ihre Fälle mit der genauesten Umständlichkeit verhandelt. Es gab sogar Minnehöfe von ausgewählten Frauen und ritterlichen Sängern, die mit seltnem Scharfsinn über alle Fälle der Minne ihr Urtheil sprachen. In den romanischen Ländern hieß diese Kunst Galanterie; jetzt aber bezeichnet

dieser Name auch bey uns nur noch das leere eitle Schattenbild der alten Minne.

Kapitel CCXCVI.

Schwäbische Ritterpoesie.

Zwar durchdrang der poetische Geist des Mittelalters alle Stände; doch schloß den Klerus sein höherer Beruf von der sinnlichen Richtung aus, der Bürger und Bauer aber, an sein Handwerk gefesselt, war in den freien geistigen Höhen noch nicht heimisch geworden. Nur den Rittern war die unendliche Natur mit allen Reizen aufgethan und das Geisterreich nicht verschlossen. Der höhere Zweck des Ritterordens, die Verbindung mit der Priesterschaft in den geistlichen Orden und in der Stiftsfähigkeit erschloß dem Adel die ganze Tiefe der Ideen, die in dem Glauben und den Geheimnissen der Kirche lagen. Wiederum waren die Ritter innig der Natur und ihrem Geiste vertraut, ja sie selbst in männlicher Herrlichkeit die höchste Blüthe der irdischen Natur. Vom Zaubergeist des Waldes in schöner Einsamkeit der Burgen aufgezogen, nie gefesselt an ein mühseliges Erdenwerk, nur herrschend und spielend in den Reizen der Natur, kraftvoll mit starken Sinnen aufblühend, in Kriegen, auf Abentheuern, im Dienst der schönsten Frauen alles Hohe und Liebliche des Lebens erprobend, waren sie in den Mittelpunkt des Schönen gestellt, was die Erde bieten mag. An sie auch war die Dichtkunst der Vergangenheit geknüpft; alles Schöne und Heilige alter Sagen rankte sich an den uralten Stammbäumen der adeligen Geschlechter fort. Endlich fand der Adel allein Muße genug, den edlen Künsten des Gesangs zu leben, und er allein konnte diese Künste, als nothwendige Bildungsmittel zu vollendeter Persönlichkeit sich an=

eignen. Darum war die Poesie jener Zeit wesentlich Sache der Ritter und trägt wieder das Gepräge der Ritterlichkeit, so daß sie in dem Augenblick eine andre Richtung bekam, als sie in die Hände der Bürger fiel.

In der deutschen Sprache waren unterdeß im Verlauf der Zeiten zwey Hauptmundarten ausschließlich herrschend geworden, die schwäbische oder deutsche, darin sich die alemannischen, fränkischen (und gothischen) Mundarten vermischt hatten, und die sächsische oder niederdeutsche, auch plattdeutsche genannt, die von den sächsischen Stämmen auf die Wenden überging. Die schwäbische Mundart nun war wie das Volk, das sie redete, zur Poesie mehr geeignet, als die sächsische, aus Gründen, die allein in der Natur liegen. Das Gebirg, der mildere Süden, der nähere Einfluß der schönen und hochgebildeten romanischen Südländer begünstigte hier die lieblichen Blüthen der Poesie, die in dem platten und sandigen Boden im sächsischen Norden nicht gedeihen konnten. So sind nur wenige niederdeutsche Gedichte der Ritterzeit zum Vorschein gekommen, während in ganz Oberdeutschland und selbst in Thüringen und Schlesien in oberdeutscher Mundart eine ganze Welt von Liedern erschlossen wurde.

Die Blüthenzeit dieser schwäbischen Ritterpoesie beginnt im 12ten und endet im Anfang des 14ten Jahrhunderts, wird also durch die Herrschaft der Hohenstauffen bezeichnet. Alle Hohenstauffen selber waren Sänger, nicht nur in der schwäbischen, auch in der italienischen Sprache, und einige von ihren Liedern sind noch erhalten. Die Höfe der Hohenstauffen waren Sammelplatz und Schulen der ritterlichen Sänger. Auch geringere Fürsten erwarben sich diesen Ruhm, vor allen Herrmann, Landgraf zu Thüringen, Leopold, der vorletzte Babenberger in Oesterreich, Heinrich der Erlauchte von

Meißen, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Wenzel von Böhmen, Johann von Brabant.

Alle Dichter waren Sänger und trugen lebendig im Gesang die Dichtung vor, oft unter Begleitung von Musik. Im Kreise saßen Ritter und Frauen und der Sänger erhob sich und sang zur Harfe, dem Lieblingsinstrument des Mittelalters. Doch scheint auch schon sehr frühe die Geige oder Fidel im Gebrauch gewesen zu seyn, daher die Sänger Harfener oder Fideler hießen. Jeder Ritter lernte die Kunst des Gesanges, die man für so nothwendig hielt, als die der Waffen. Die Ritter aber, die den höchsten Ruhm des Gesanges errungen, wurden eifrig gesucht und pflegten an den Höfen umherzureisen, um viele zu entzücken und sich selbst bekannt und beliebt zu machen.

In allen Dichtungsarten herrschte der Reim vor, eine uralte deutsche Erfindung und dem Wesen der deutschen Sprache so ganz und ausschließlich eigen, daß ihn die ältern Völker, Griechen und Römer, nicht gekannt, die neuern romanischen Sprachen nur von der deutschen angenommen haben. Andre Völker kannten nur das Maaß der Verse, erst die Deutschen den Reim. Durch das Maaß wurde nur die Kürze oder Länge eines Grundtons, des Vocals, ausgedrückt; im Spiel der Reime dagegen ward der Unterschied der Vocale hervorgehoben, der verwandte vom abstoßenden ausgeschieden und dem verwandten zugesellt, und durch den Doppelklang der eigenthümliche Reiz eines jeden hervorgehoben. Dadurch erst ward die Sprache zur Musik mannigfaltiger Töne, während sie bisher nur im Auf- und Absteigen eines Tons befangen gewesen. Darum bezeichnet aber auch der Reim eine höhre Dichtungsart, indem er die Sprache auf eine neue und reiche Weise geschickt macht, das Schöne auszudrücken.

Kapitel CCXCVII.

Minnelieder.

Uralt, wie Poesie und Liebe selbst, waren in Deutschland die Minnelieder. Wir dürfen nicht zweifeln, daß die germanischen Helden nicht sollten von Liebe gesungen haben, da sie alles, wovon sie ergriffen wurden, in raschem Herzenserguß im Gesang ausströmten. Die altnordischen Sagen belegen es zur Gnüge. Aus der Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen erfahren wir, daß die deutschen Nonnen Winlieder (Win, Freud) gesungen, die der fromme Kaiser als zu weltlich verboten hätte. Sie mögen sich erhalten und wieder erzeugt haben, ohne daß sie auf uns gekommen sind. Später finden wir nur meist lateinische und zu geistlichen Uebungsbüchern gehörige Liebeslieder an die Jungfrau Maria und an andre weibliche Heilige, darin man die höchsten Ideale weiblicher Schönheit und mannigfacher weiblicher Tugenden sich zu deuten suchte. In der schwäbischen Ritterzeit geht aber mit einmahl eine strahlende Sonne der Minne am deutschen Himmel auf und weckt viel tausend Blumen auf, eine Welt voll Liebeslieder, und sie sind uns von etlichen hundert Sängern erhalten, während freilich das meiste in der Zeiten Ruin verloren gegangen.

Der Hauptgegenstand dieser Lieder sind die Gefühle der Liebe in allen ihren wechselnden Fällen der Lust und des Grams, ihr Wahlspruch »Lieb und Leid.« Diese Lieder sind Blumen, ihre Wurzel das Herz, ihre Sonne die Liebe, ihr Wetter das Schicksal, ihr Boden die Natur. Die Wonne des Herzens vergleichen sie dem Frühling, die Qual dem Winter. Diese Naturansicht geht durch sie alle hindurch, schlingt ein Band um alle, und sie sind unter einander wieder nur wie die Blumen verschieden in hellern und dunklern Farben zartern Düften

und im Knospen, Blühen, Welken. Auch ihre Menge und die Masse des Gleichartigen entspricht einem bunten unermeßlichen Blumenfeld. Von der Schilderung der Gefühle findet dann ein Uebergang Statt, theils in dem erzählenden Ton der Geschichte, theils in den lehrenden Ton moralischer und religiöser Ansichten. Einzelne Fälle der Minne, Scenen zwischen Liebenden, Scheidenden, merkwürdige Liebesgeschichten werden erzählt, oft noch in der engen Form des Minneliedes, bald aber in größerer Ausdehnung, von der Art was wir jetzt Romanzen, Balladen, Idyllen, Novellen, Romane zu nennen pflegen, immer aber in gereimten Versen. Den spätern Volksbüchern der schönen Magellona und Melusine liegen offenbar solche Gedichte zu Grunde. Die schönste Idylle ist der arme Heinrich von Hartmann von Aue, dem sanftesten aller Minnesänger. Ins Gebiet der Moral und Religion verbreiteten sich die Minnelieder auf mannigfache Weise. In vielen Liedern wurden Lehren der Minne gegeben, Warnungen, Spott ausgetheilt, die Fehler und Tugenden der Männer und Weiber, der Jugend und des Alters auf anmuthige Weise zur Sprache gebracht und als Beyspiel aufgestellt, wobey widerstreitende Ansichten nicht selten in poetischem Wettkampf ausgefochten wurden. Hierbey ist der Scharfsinn der Sänger in gleichem Maaße zu bewundern, wie in den Liedern des Gefühls der Reichthum und die Tiefe ihres Herzens. Zum religiösen Andachtsliede steigerte sich das Minnelied in den Lobgesängen auf die Jungfrau Maria, die als Ideal der höchsten Liebe wieder die Schirmerin jeder besondern wurde, auf die sich daher der ganze Minnesang ursprünglich bezieht, in der alle seine Richtungen den Brennpunkt finden.

So war dieser wunderbare Liebessang beschaffen, in dem die metallne Welt des Mittelalters in eignen süßen Ton

sich auflöste. Der Geist dieser Minne ist uralt und echt deutsch. Wenn er in der Provence zu Anfang des 12ten Jahrhunderts zuerst erwachte, wenn einzelne Richtungen desselben von andern romanischen Völkern vorzüglich ausgebildet wurden, so kam er zu diesen doch nur durch das deutsche Blut, das in ihren Adern floß. Den Deutschen bleibt der Vorzug, das tiefste und höchste im Minnesang und zugleich die größte, eine fast unglaubliche, Menge von Dichtern und Gedichten hervorgebracht zu haben. In den deutschen Minneliedern spricht das tiefste, reichste und reinste Gefühl sich aus und bey ihnen ist wieder die höchste Ansicht der Liebe in der Anbetung der himmlischen Mutter vorzüglich herrschend geworden. Die Provenzalen sind dagegen dadurch ausgezeichnet, daß sie den Minnesang zuerst begonnen und in scharfsinnigen Urtheilen über Minnesachen nirgend übertroffen worden; so wie die Nordfranzosen, Engländer und Skandinavier in Balladen und Romanzen das meiste gethan.

Außer den Hohenstauffen sind auch noch andre Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen und mehrere hundert deutsche Ritter als Minnesänger bekannt. Der größte von allen war Walther von der Vogelweide, der an Geist, Tiefe des Gefühls, Klarheit der Gedanken, Meisterschaft der Sprache, des Verses und Reimes alle hinter sich läßt.

Die Erhaltung der schönsten Minnelieder mit den Namen ihrer Verfasser verdankt die Nachwelt dem edlen Ritter Rüdiger Maneß von Manek, Bürger von Zürich, der sie ums Jahr 1300 mit großem Fleiß gesammelt und in einer mit Bildern reich ausgestatteten Handschrift hinterlassen. Dieser Codex ist 1815 in Paris vergessen worden. Ein anderer bedeutender Codex von Minneliedern befindet sich zu Jena, kleinere in Heidelberg.

Kapitel CCXCVIII.

Deutsche Heldensage.

In jedem deutschen Stammvolk hatten alte Sagen sich erhalten von den Helden, die es groß gemacht, viele schon in geschriebenem Gedicht, andre so, daß neuere Dichter sie umgestalten konnten. Auch sie wurden von dem Strom der schwäbischen Poesie ergriffen. Es war aber nur der alte heimische Heldengeist in seiner eigenthümlichen wunderbaren Erhabenheit, der die ritterlichen Sänger anzog, und darum bestrebten sie sich, ihn unverfälscht zu bewahren. Ihre großen Heldengedichte sind daher nur im Allgemeinen von demselben poetischen Geist durchdrungen und in derselben blühenden Sprache gedichtet, wie die Minnelieder, doch eine andre Welt, die alte versunkne des Heidenthums, tritt uns darin entgegen.

Dieser Kreis von Gedichten ist in zwey Büchern niedergelegt, dem Buch der Niebelungen und dem Heldenbuch. Der Verfasser des ersten und herrlichsten von allen ist nicht bekannt. Unter den Dichtern des andern ragt Heinrich von Ofterdingen hervor. Innerlich sind sie verbunden theils durch den Geist des alten Heldenthums, theils durch die geschichtliche Verknüpfung der Helden und Begebenheiten, wie sie in der Völkerwanderung wirklich Statt gefunden. Ihr gemeinsamer großer Gegenstand ist Wirken und Tod der Helden. Daran knüpft sich aber wieder die Heldensitte, das häusliche Leben, die ganze eigenthümliche Welt der alten Zeit, selbst ihre Religion, zwar von den christlichen Dichtern in den Hintergrund geschoben, doch immer noch die wunderbaren Gestalten von Riesen, Zwergen, Naturgeistern heraufbeschwörend und mit Zauberwesen rings umgeben. Auch die großen Charakterzüge der verschwundenen Zeit, der

stete Bruderkampf der deutschen Stämme und die erhabne Ansicht des gesammten Alterthums von seinem Untergange, sind in jenen Gedichten scharf und kraftvoll hingezeichnet. Jene einzelnen Kämpfe sind im Heldenbuch, ihr allgemeines Zusammentreffen zur wechselseitigen Vernichtung im Lied der Niebelungen geschildert. Die poetische Geschichte geht aber genau den Gang der wirklichen. Die alten nordischen Kämpfe werden in den fränkischen Sagen von Sifrit und den sächsischen von Gudrun dargestellt und spielen nach Skandinavien hinüber. Die spätern Kämpfe der Völkerwanderung finden wir bezeichnet in dem Uebergange der fränkischen Sifritsage zu der Burgundischen von den Niebelungen, zu der allgemeinen Sage von Etzel und den Hunnen, und zu der gothischen Sage von Dietrich von Bern, an die sich wieder die longobardische vom fabelhaften König Otnit reiht, die dann unmittelbar das Heldenbuch schließend zu den spätern Heldensagen des Mittelalters und der Kreuzzüge den Uebergang bildet. In die Mitte dieser vielgestaltigen Sagen, sie alle zusammenfassend, stellt sich das Niebelungenlied. Hier sind alle Helden der alten Zeit und alle Stämme und in ihnen alle Richtungen des alten Heldenlebens in einen einzigen ungeheuren Kampf zusammengedrängt, der mit allgemeiner Vernichtung endet. Die ganze Fülle des alten Lebens mit allen seinen Tugenden und Helden wird hier noch einmal in einen Zauberring verbunden, und geht in ihrer Herrlichkeit unter durch sich selbst, denn der Untergang war ihr verheißen und unabwendbar. Eben so bewundernswürdig aber wie die Grundidee und geschichtliche Entwicklung im Liede der Niebelungen ist die Kraft und Lieblichkeit seiner Sprache, also daß es in allen Stücken die andern deutschen Sagen übertrifft und die Krone aller Lieder dieses Kreises genannt werden muß.

Grade die Bedeutung aber, die man den alten Helden beylegte, und die Gewohnheit des Volks überhaupt feuerte fortwährend an, auch die neuern Volkshelden zu besingen. So wurden die thatenreichsten Kaiser theils in lateinischen, theils in deutschen Liedern besungen, z. B. Heinrich IV, Friedrich Barbarossa. Auch einzelne Stämme priesen ihre Helden mit besonderer Vorliebe, z. B. Ernst von Schwaben, Heinrich den Löwen. Auch die Stammsagen berühmter Geschlechter blieben Gegenstand der Poesie und selbst der niedre Adel hatte die seinigen. Die der Welfen ist schon erwähnt; die der Luxenburger ist uns in der bekannten Geschichte von der Melusine erhalten. Wenn sie eine allgemeine Richtung des Volkslebens aussprachen, so kamen sie in den Mund alles Volkes, so die Sage der Grafen von Provence in der allgemeinen bedeutsamen Liebes- und Leidensgeschichte der schönen Magellona. Auch war kaum eine Tugend des Volks, die nicht wie in Legenden, so in Heldensagen verherrlicht worden wäre, z. B. die deutsche Treue in der Sage vom treuen Ekhart.

Kapitel CCXCIX.

Die Sagen von Karl dem Großen.

Während die ritterliche Heldenpoesie in jenen deutschen Sagen wesentlich den Geist der altgermanischen Zeit in sich aufgenommen, huldigte sie dem Geist des christlichen Mittelalters auf einer eigenthümlichen und der weltlichen und geistlichen Richtung des Mittelalters gemäß auf einer doppelten Bahn. Einerseits wurde die Idee des Kaiserthums, die Gemeinschaft der Helden in dem herrlichen Völkerkranz um den höchsten Thron der Erde, anderseits der höhere geistige Zweck des Ritterthums ein neuer erhabner Gegenstand der Poesie. Zu-

gleich aber war das deutsche Volk im Mittelalter aus den engen Schranken der Heimath herausgetreten und hatte seit der Völkerwanderung mit den romanischen Völkern sich eng verbunden, seit den Kreuzzügen auch die reiche Welt von Asien sich aufgeschlossen. Darum verschmolz die Poesie der Deutschen, Römer, Griechen und Asiaten in eine einzige, so wie die Dichter selbst, die Ritter, in einer allgemeinen großen Gesellschaft in Europa und Asien zusammenhingen. Christliche Legende, Minne, deutsche Heldensage, altrömische Kaiserpracht, griechische Poesie, alle besondern schönen Eigenthümlichkeiten der europäischen Völker und Länder, ferner arabische, persische, sogar indische Poesie und Eigenthümlichkeit verschmolz in der wunderbarsten poetischen Zauberwelt, die jemals den Völkern aufgegangen. Der große Kreis aller ihrer Schöpfungen läuft aber in zwey kleinere Kreise auseinander, die wir die Poesie des Kaiserthums oder den Sagenkreis von Karl dem Großen und die Poesie des geistigen Ritterthums oder den Sagenkreis vom heiligen Graal nennen.

Die Poesie, die sich an die große Idee des Kaiserthums knüpfte und alle die herrlichen Erscheinungen des Mittelalters, die mit dem Kaiserthum zusammenhängen, umfaßt, wählte mit Recht das Haupt und den Stifter desselben, Karl den Großen, zur Grundlage und zum Mittelpunkt. Auf ihn häuft sie alle Größe, allen Glanz des Kaiserthums und aller derer, welche die Krone nach ihm getragen. Damit Einheit herrsche, sind die Thaten und Tugenden vieler spätern Kaiser auf Karl übergetragen und zum großen Hort gesammelt, der alle Herrlichkeit der Welt in sich vereinigt. Karl steht als Ideal und Muster eines Kaisers da. Um ihn her aber reiht sich der Heldenkranz, in welchem wieder die Bilder der besten spätern Helden und Fürsten ihren Platz finden. Sie

theilen sich in die Thatkraft des Kaisers und sind sein Ausfluß, während ihm selbst größtentheils die erhabne ja göttliche Ruhe der Macht zuerkannt wird. Ihre Thaten aber sind vorzugsweise gegen die Heiden und Ungläubigen gerichtet. Die Ritter des Lichts kämpfen mit den bösen Geistern der Finsterniß. Der große Gegensatz des ganzen Mittelalters ist hier vorzüglich hervorgehoben. Darum aber wird der größte Heldenruhm immer auf den Namen Rolands übergetragen, weil dieser Held unter Karl dem Großen wirklich gegen die Ungläubigen gestritten und gefallen, und das große Rolandslied vom Pfaff Conrad steht unter den andern dieses Kreises oben an. Der Thaten Schauplatz ist aber immer die Doppelwelt der Christenheit in Europa und der Ungläubigen in Asien und Afrika und alle Wunder beyder Welten sammeln sich auf natürliche Weise um des Helden Kampf. In niedrer Abstufung dem Gange der Geschichte folgend, schließen sich an diese Gedichte einige andre an, die das Kaiserthum nicht mehr auf seiner glänzenden Höhe, sondern schon im Verfall, die Helden nicht mehr im Dienst derselben sondern im Kampf dagegen darstellen und die Empörung rechtfertigen. Sie sind von den romanischen Nationen ausgegangen, die sich wirklich vom Kaiserthum losgerissen. Das schönste von allen ist das große Gedicht von den vier Haimonskindern. In andrer Weise findet sich wieder ein Uebergang von der Poesie des Kaiserthums in die des Papstthums und des alten römischen Kaiserthums. Die Stadt Rom ist hier der Mittelpunkt, und wie erst diese Verbindung die Idee des deutschen Kaisers erzeugt, so erscheint auch das große herrliche Gedicht von der Herrlichkeit Roms unter allen Päpsten und unter allen römischen und deutschen Kaisern, die noch ungedruckte Kaiserchronik, als Vorgänger der übrigen Kaisergedichte, indem es schon im 11ten Jahrhundert ver-

faßt worden. Es füllt die große Lücke zwischen Helden- und Legendenpoesie.

Kapitel CCC.

Die Sagen vom heiligen Graal.

Noch bot über alles hinaus die geistige Richtung des Ritterthums den erhabensten Gegenstand der Poesie dar. Ihr großer Gedanke ist die Prüfung und das Aufsteigen des Helden zur höchsten geistigen Reinheit und Vollendung. Ein kräftiges aber rohes, thörichtes Kind tritt er in die Bahn, muß Tadel und Mühen dulden, unerhörte Gefahren bestehn, übernatürliche Werke der Kraft und des Muthes vollbringen, bis er die Rohheit abgeschliffen, über die Welt und sich nachdenklich geworden, edle Sitten, Ehrenhaftigkeit, Großmuth und Menschlichkeit gewonnen, bis der Stern in der Brust ihm aufgegangen, der ihm leuchtet auf der höchsten Bahn, der ihn in Entsagung alles Gemeinen, in Demuth vor dem Höchsten, in unwandelbarer Standhaftigkeit und ewiger Sehnsucht einem Ziele zuführt, das in Erkenntniß des höchsten und heiligsten Geheimnisses der Welt besteht, wodurch der Mensch geistig vollendet, ein Heiliger und Engel auf Erden wird. Der Gegenstand des Zieles ward symbolisch ausgedrückt in dem heiligen Graal, dem Gefäß des Abendmahls Christi, dessen Besitz durch jene Kraft und Entsagung errungen wurde, und dessen Wunderkraft den Besitzer über alle Menschen erhob. Diese Ansicht hat der tiefsinnigste und kraftvollste aller deutschen Dichter, Wolfram von Eschilbach, in seinen großen Gedichten Parcifal und Titurel ausgesprochen. Die Idee aber, die er in das Ritterthum hineintrug, hat eine noch höhere Bedeutung. Sie bezeichnet das Wachsthum des deutschen Volkes überhaupt, sein Ringen nach

immer höherer geistiger Vollendung, den Geist seiner ganzen Geschichte von Anbeginn. Darum sind Eschilbachs Gedichte wahrhaft welthistorisch zu nennen. – In der Form aber, das Erhabenste in der reichsten Mannigfaltigkeit der Rittergeschichten kunstreich verbergend, sind sie den großen Domgebäuden gleich zu stellen.

Eine andre große Richtung des Ritterthums, die Minne, hat im Sagenkreis des heiligen Graales ebenfalls ihren vollendeten Ausdruck gefunden in dem großen Gedicht, Tristan, von Gottfried von Straßburg. Hier erscheint die Minne nicht mehr allein wie in den Minneliedern blos in den Gefühlen oder wie in den heiligen Marienbildern allein in ihrer höchsten religiösen Beziehung, sondern in allen Beziehungen zugleich, im regen Leben eines Ritterromans und in ihm ist aller Minnesang vollendet, wie in Parcifal der Heldengesang. Was deutscher Wille, deutsche Kraft je erstrebt, findet im Parcifal, was deutsches Herz und deutsche Liebe je Tiefes und Liebliches erzeugt, findet im Tristan seinen höchsten Ausdruck.

In dieser Weise hat das Mittelalter auf seiner Höhe sich selbst begriffen und darzustellen gewußt und die innerste Tiefe der deutschen Natur, wie sie durch alle Geschichte sich bewährt, mit dem goldnen Zauberschlüssel der Poesie sich aufgeschlossen. Nur wer an diesen Quellen geschöpft, mag sein Volk zu begreifen glauben.

Kapitel CCCI.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Auf mannigfaltige Weise reihten sich an die erwähnten poetischen Kreise minder bedeutende Dichtungen an, moralisch = poetische Betrachtungen, Fabeln, Räthsel, Sinngedichte, Kriegs = Spott = Klagelieder, gereimte

Chroniken. Zugleich ward sehr viel aus dem Lateinischen und Romanischen übersetzt, so die Geschichte Alexanders des Großen und des Aeneas, die dem ritterlichen Sinn der Zeit entsprachen, und viele romanische Novellen, darunter die schönste Flos und Blancflos. Immer das Herrlichste ward von allen Völkern zugleich auf eigenthümliche Weise behandelt und die Erfindung ist oft streitig. Die Art, wie die Deutschen aber den fremden Stoff ausbildeten, ihm einen neuen großen Sinn gaben, unterscheidet sie von allen fremden Dichtern. So haben sie zwar äußerlich die Geschichten des heiligen Graals von den Bretonen und Spaniern entlehnt, den erhabnen Sinn derselben aber erst selbst hineingelegt.

Bedeutend sind uns noch die Sängerkriege. Schon die Turniere führten auf einen ähnlichen Wettkampf im Gebiet der poetischen Waffen. Scharfsinn und Erfindungskraft fordert sich von selbst zum Streite, und der Ruhm weckte Nebenbuhler. Auch dem politischen Kampf der Zeit konnten die poetischen Waffen nicht ganz fern bleiben. Endlich gingen die deutschen Dichter verschiedne Wege der Poesie und augenscheinlich haben sich die Sänger des deutschen Sagenkreises denen des heiligen Graals gleichsam als Nationaldichter den Weltdichtern gegenüber gestellt.

Alle wetteifernden oder zwieträchtigen Kräfte finden wir nun in einem großen Kampfspiel mit einander ringen, das eben dadurch einen so großen Ruhm erworben, in dem Sängerkrieg auf der Wartburg. Landgraf Herrmann von Thüringen versammelte die edelsten Sänger Deutschlands auf der Wartburg. Das waren: Heinrich von Veldek, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschilbach, Bittwolf, Reinhard von Zwetzen, Heinrich von Ofterdingen, Klingsor von Ungerland. Mit Räthseln und sinnreichen Fragen begannen sie an Scharfsinn,

Witz, Schnellkraft und Tiefe des Geistes sich zu überbieten. Dann erhob Heinrich von Ofterdingen den Ruhm Herzog Leopolds von Oesterreich und Wolfram von Eschilbach den des Landgrafen Herrmann. Ohne Zweifel griff hier ein tieferer Zwiespalt ein. Grade diese beyden Sänger hatten die entgegengesetzten Richtungen der deutschen Sagenpoesie und der Poesie des heiligen Graales am reinsten ausgebildet, und wiederum wird der Partheienkampf der Zeit zwischen Welfen und Gibellinen in ihren Gedichten bemerkbar. Darauf deuten schon die Namen der rheinisch-deutschen Niebelungen und der italienisch-gothischen Wölfinger, und ein Gedicht des Heinrich von Ofterdingen: der kleine Rosengarten, spricht sich so partheiisch für die Wölfinger aus, daß man dabey neue politische Beziehungen mit Nothwendigkeit voraussetzen muß. Die Sage meldet, der Streit zwischen Wolfram und Heinrich sey so ernsthaft geworden, daß sie um den Preis des Lebens gesungen. Der Scharfrichter sey bereit gewesen, denjenigen von beyden auf der Stelle hinzurichten, der von dem andern besiegt werden würde. Da sey der gewaltige Eschilbach mit seinen metallenen Klängen Sieger geblieben, Heinrich von Ofterdingen aber sey durch die Zauberei des fremden Sängers und Schwarzkünstlers Klingsor von Ungerland gerettet worden. Dieser Kampf geschah in dem großen Saale auf der Wartburg, der noch heute vorhanden ist, im Jahr 1207.

Kapitel CCCII.

Die Städte.

Von kleinem Ursprunge wuchsen die Städte zu einer Macht heran, die Königen trotzte und eine der wichtigsten Stützen des Reichs wurde. Der innere Grund die-

ses Wachsthums ist in der großen Entwicklung des deutschen Lebens selbst zu suchen. Früher besaß das Volk nur gefestete Grundgüter; indem ein ungeheurer Reichthum beweglichen Gutes dazu geschlagen wurde, war ein Stand nothwendig, der ihn in Handel und Wandel vertrieb. Die überfließende Kraft des Reichs mußte sich endlich auch auf das Meer werfen und eine große Handels- und Seeherrschaft begründen, was wieder nur von Städten ausgehen konnte. Die steigende Bildung hatte vielfältige Bedürfnisse erzeugt, die nur durch den in einandergreifenden Fleiß und Verkehr vieler Hände in den Städten befriedigt werden konnte. Endlich suchte der freie Geist des Volks, der durch das Lehnsystem auf dem Lande allzu sehr eingeschränkt wurde, in den freien Bürgerschaften der Städte einen Zufluchtsort und drängte zu einem unabhängigen Stande hin, der zwischen Herren und Knechten in der Mitte sich hielt.

Die Mittel aber, wodurch sonach die Macht der Städte sich äußerlich erweiterte und befestigte, waren theils Privilegien, welche die Kaiser den Reichsstädten, Fürsten den Landstädten ertheilten, theils die Gewalt des Geldes und der Waffen, womit sie sich selbst größer machten, theils die Vortrefflichkeit der innern Verfassung. Die Kaiser ertheilten den Städten um so bereitwilliger Privilegia und befreiten sie von der Gerichtsbarkeit der Landesherren, Bischöfe und Reichsvögte, als sie grade in der Macht unabhängiger Städte gegen die übermächtigen Fürsten und selbst gegen die Päpste eine Stütze fanden. Viele Fürsten aber fanden in ihren Landstädten ebenfalls theils Schutz gegen ihre Aftervasallen, theils eine unversiegbare Quelle des Reichthums und begünstigten sie auch schon darum, damit sie sich nicht zu freien Reichsstädten erheben und ganz von ihnen unabhängig machen möchten. Daher genossen die Landstädte

fast alle Freiheiten der Reichsstädte. Wenn die Kaiser keine Privilegien ertheilten, so befreiten sich die Städte selbst mit gewaffneter Hand, denn leicht ward eine zahlreiche stolze Bürgerschaft eines Bischofs und seiner Vasallen mächtig. In allen großen Bischofstädten, namentlich in Mainz, Cölln, Worms, Magdeburg geschahen Empörungen, wurden die bischöflichen Vögte vertrieben, die Burg oder das Castell der Stadt von Bürgern besetzt, und eine unabhängige republikanische Verfassung der Bürgerschaft eingeführt, nachher auch von den Kaisern bestätigt. Wo noch Reichsvögte waren, wurden sie von den Kaisern freiwillig zurückgezogen und die Regierung den Stadträthen übergeben. Auch auf Kosten des umliegenden Landadels breiteten die Städte sich gewaltsam aus, indem sie seine Burgen brachen und seine Unterthanen als Pfahlbürger aufnahmen, oder durch große Summen Geldes seine Güter auskauften.

Kapitel CCCIII.

Verfassung der Städte.

Im äußern Verhältniß zum Reich hatten die Städte sich folgende Rechte rechtlich erworben oder angemaßt.

Die Reichsunmittelbarkeit, wovon nur die Landstädte ausgenommen waren. Alle großen Städte wurden Reichsstädte, die von niemand abhingen, als vom Kaiser und Reich, über die kein Fürst und Bischof mehr zu gebieten hatte. Der Kaiser allein konnte ihnen einen Vogt setzen, oder ihnen durch Privilegia die Selbstregierung erlauben. Dafür waren sie nur zur Heerfolge unter dem Banner des Reichs verpflichtet, und zu Benden, (erbetenen Hülfsgeldern).

Die Selbstregierung. Sie konnten sich selbst Gesetze machen, die der Kaiser nur bestätigte. Anfangs hatten

die Landesfürsten diese Gesetze zu Gunsten der Bürger entworfen, so zuerst die Zähringer das Stadtrecht von Freiburg im 11ten Jahrhundert. Heinrich der Löwe das Stadtrecht von Lübek. Sehr alt und hochberühmt ist das Stadtrecht von Soest, das Soester Skrau genannt, aus dem 12ten Jahrhundert. Ihm folgt das von Stade noch vor 1204, das von Schwerin 1222, von Braunschweig 1232, dann die von Mühlhausen, Hamburg, Augsburg, Celle, Erfurth, Regensburg u. s. w. Mit der eignen Gesetzgebung verband sich die eigne Gerichtsbarkeit. Die Bürger der Reichsstädte waren von jedem Landgericht ausgeschlossen und nur ihrem Stadtgericht unterworfen, das früher der Vogt, später der Stadtrath verwaltete mit aus der Bürgerschaft zugezogenen Schöppen, und von wo nur an den Kaiser appellirt werden konnte. Die Verwaltung endlich ging ganz auf den Rath über, dessen innre Verhältnisse wir nachher betrachten wollen.

Freiheit, Ehre, Recht der Waffen (jus armorum). Alle Bürger waren freie Männer, als solche geehrt, führten den Rittern gleich die Waffen und waren der ritterlichen Würde fähig, wovon erst später Ausnahmen gemacht wurden.

Grundbesitz, lehnsherrliches Recht. Der Grund und Boden der Stadt gehörte der Burgerschaft zu eigen. Sie konnte denselben erweitern durch Kauf und Vertrag, that es auch oft durch gewaltsame Ausrottung des benachbarten Raubadels und ertheilte hinwiederum das gewonnene Gut ihren eignen Bürgern oder Auswärtigen als Lehn.

Daran knüpfte sich das Recht, Pfahlbürger anzunehmen. Dies widerstritt zwar den Rechten des Adels durchaus, ward daher immer und immer wieder verboten, brachte jedoch den Städten sowohl als den unter-

drückten Landsassen so viele Vortheile, daß es bis zum Ende des 14ten Jahrhunderts nie völlig ausgerottet werden konnte. Viele vom Adel entschlossen sich daher, sammt ihren Dörfern und Hintersassen in benachbarten großen Städten das Bürgerrecht zu nehmen, weil sie dies allein sicher stellen konnte. Dadurch gewannen vornehmlich in Italien und der Schweiz die Städte die größte Ausdehnung.

Hiermit hing überhaupt das Schutzrecht zusammen. Das gemeine Volk, was unaufhörlich in die Städte strömte, um daselbst zu dienen, Handwerke zu lernen oder zu treiben, ward ursprünglich von der edlen Bürgerschaft nur in Schutz genommen, bildete die Hintersassen der Städte, hatte sonst aber kein Recht in Regierungssachen mitzusprechen. Dies Recht maßten sich später erst die großen Zünfte der Handwerker an. Immer aber blieben die neuen Ankömmlinge und Dienstleute Hintersassen und mußten das Bürgerrecht erst unter großen Bedingungen erwerben. Zu den Schützlingen gehörten auch die Juden, die sich überdem eines allgemeinen Schutzes des Kaisers erfreuten. Sie durften nur in abgesonderten Gassen wohnen, mußten eine ausgezeichnete Kleidung tragen und dem Kaiser große Steuern zahlen, daher sie Kammerknechte des Reichs hießen. Der Kaiser bestellte ihnen Judenvögte. Uebrigens durften sie ihre innern Angelegenheiten selbst besorgen durch ihre gewählten Rabbiner, und ihren Gottesdienst in Synagogen halten. Von jedem edlern Geschäft ausgeschlossen, blieb ihnen nur Wucher und kleiner Kram übrig. Sie bedienten sich desselben aber so geschickt, daß sie nicht selten äußerst reich wurden und die Christen zu Schuldnern hatten. Dies und ihr fremder Glaube zogen ihnen vielfache Mißhandlungen zu. Der großen Judenverfolgung zur Zeit des ersten Kreuzzugs folgte nach der großen

Pest im 14ten Jahrhundert eine zweyte und viele tausend Juden wurde abermals vom abergläubigen Pöbel geschlachtet. Als sie dennoch bald darauf in großen Reichthümern saßen, befahl der launige Kaiser Wenzel, daß alle Schulden, die Christen den Juden zu bezahlen hätten, null und nichtig seyn sollten. So ward dies Volk stets widerrechtlich behandelt und mit Gewalt in jenen listigen tückischen Charakter hineingedrängt, den es noch jetzt nicht ganz abgelegt hat.

An jene Rechte knüpfte sich wieder das Recht der Colonien. So durften die Nordseestädte in Preußen und Liefland neue Städte gründen und fast in allen Ländern Europa's Handelsniederlagen errichten.

Das Recht politischer Bündnisse oder Kriege. Dies erzeugte sich im Drange der Umstände von selbst, und ward von den Kaisern allemal bestätigt, wenn die großen Städtebünde und ihre Kriege gegen Fürsten und Adel der kaiserlichen Macht vortheilhaft schienen.

Das Recht der Regalien. Viele Städte wurden mit den Regalien belehnt, mit dem Münzrecht, Zollrecht, mit Bergwerken und kaiserlichen Gütern.

Marktrechte. Alle Städte erhielten das Recht, große Märkte zu halten, zu denen das Landvolk sich einfinden mußte, weil keine Krämer mehr auf das Land kamen. Zu diesem Behuf ward auch kein Handwerker mehr in den Dörfern gelitten, sondern alle mußten zunftmäßig in den Städten wohnen. Viele Städte erhielten auch das Stapelrecht, d. h. alle Waarenzüge, die durch die Stadt, oder auf Flüssen bey ihr vorbey zogen, mußten anhalten und die Waaren eine Zeitlang feil geboten werden. Endlich wurden alle großen Festlichkeiten und Versammlungen in die Städte verlegt.

Handelsrechte. Den Städten ward erlaubt zu handeln, wohin sie wollten, und sich desfalls selbst Gesetze

zu geben. Zu diesem Behuf wurden sie im Innern des Reichs durch Zollfreiheit und Befreiung von allen Handelssperren, so wie bey auswärtigen Mächten durch kaiserliche Fürsprache unterstützt.

Kapitel CCCIV.

Patrizier und Zünfte.

Da die Städte zum Behuf der Landesvertheidigung gegründet worden, so war der Kern der Bürgerschaft von Anfang an kriegerisch; Handwerker, Schützlinge schlossen sich als Hintersassen an die eigentlichen Bürger an und wurden von denselben nur geduldet und beherrscht. In diesem übergeordneten Verhältniß nannte man die edlen regierenden waffenfähigen Bürger wie einst zu Rom Patricier, mit dem deutschen Namen aber insgemein Geschlechter, weil ihre Gewalt in der Familie forterbte. Sie standen anfangs unter dem Vogt des Bischofs oder Kaisers, regierten sich und die Stadt dann selbst durch einen aus ihrer Mitte gewählten Rath, dem sie dann wieder einen oder mehrere Bürgermeister vorsetzten. Ihre Macht beruht auf dem Herkommen, auf dem Besitz der Herrschergewalt, auf dem Ruhm alter Geschlechtsnamen, auf der ritterlichen Würde, auf langgehäuften Schätzen, auf klugem Zusammenhalten gegen außen und auf einer zahlreichen Clientel, d. h. auf einem Anhange unter dem niedern Volk, das bey ihnen Arbeit, Schutz, Unterstützung fand.

Indem aber die Zahl der Hintersassen, besonders der Handwerker, ungeheuer anwuchs und dieselben an Verstand, Freiheitssinn, Reichthum und in den häufigen Fehden auch an Tapferkeit keineswegs hinter den Geschlechtern zurückblieben, mußte die Herrschaft der letztern bald unnatürlich und unhaltbar erscheinen. Einige wenige

Familien, die sich aus Stolz gar nicht einmal mit Handwerken oder bürgerlichen Gewerben befaßten, dieselben vielmehr verachteten, mußten mit Recht den vielen ehrlichen und kräftigen Gewerkern verhaßt seyn. Seit die Städte nicht mehr allein dazu dienten, das Land zu vertheidigen, sondern im Betrieb von Kunst und Gewerbe, Handel und Wandel den höhern Beruf verfolgt, war das ritterliche Regiment der Patricier überhaupt unnütz geworden und das Wohl der Städte verlangte von deren Regenten Maaßregeln, die allein auf Gewerb und Handel und dessen Gedeihen berechnet waren; davon aber verstanden die Patricier weit weniger, als die Handwerker und Kaufleute selbst.

Anfangs thaten sich die gewerbtreibenden Hintersassen in Zünfte oder Gilden zusammen, die nur die Vervollkommnung je der einzelnen Gewerbe bezweckten, ohne noch das Regiment der Geschlechter anzutasten. So war die älteste und mächtigste Gilde der Kaufleute zum Behuf des Handels entstanden und bald hatte jedes Handwerk seine besondere Zunft. Die Einrichtung der Zünfte war dem uralten Vorbild der Waffengilden abgesehn und entsprach der Einrichtung der Ritterzunft. Man trat in die Zunft als Lehrling, ward Gesell, endlich Meister. Der Gesell mußte wandern, er mochte Kaufmann oder Handwerker seyn, gleich den ritterlichen Knappen. Zum Meister ward ein Meisterstück, eine Meisterarbeit erfordert und an Cäremonien gebrach es bey dem Meisterwerden so wenig als beym Ritterschlag. Auf Ehre ward streng gehalten. Uneheliche Geburt, schlechter Lebenswandel schlossen von der Zunft aus. Um die Ehre zu wahren, ward strenge policeyliche Aufsicht gehalten und in jeder Stadt ein Zunftmeister über jede Zunft gesetzt. Wer zur Zunft gehörte, ward von derselben in jeder Noth unterstützt. Jeder innere Zwiespalt ward als dem

Ganzen schädlich beygelegt. In der Regel wohnten die Glieder einer Zunft in einer besondern Gasse bey einander und hatten ihren gemeinsamen Stand auf dem Markt. Am meisten trugen die Zünfte zur Vervollkommnung einer jeden Kunst und jedes Gewerbes bey. Auf der Wanderschaft lernte der Gesell, was er zu Hause nie gelernt. Durch strenges Halten auf das Meisterstück und durch Ausstoßen jedes Pfuschers ward die Arbeit der Zunft immer vollkommner gemacht, und es war nicht nur Wetteifer der Meister in einer Zunft, sondern auch der Zünfte unter einander selbst, die beste Arbeit zu liefern. Um aller abgesonderten aufsichtslosen Pfuscherei vorzubeugen, wurden auf den Dörfern keine Handwerker mehr geduldet, sondern alle mußten in den Städten, beysammen, unter Aufsicht wohnen. Die Zünfte verschiedener Städte hingen in der Regel nicht zusammen; außer daß der Zunftgenoß einer fremden Stadt bey den Zunftgenossen der andern stets freie Herberge fand und die allgemeinen Kunst- und Zunftregeln überall gleich waren. Nur die Kaufmannsgilden bildeten in der Hansa den großen Bund vieler Städte, und auch die Freimaurer hingen eng untereinander zusammen, da ihre Kunst bald hie bald da erfordert wurde, weshalb ihre Zunft nicht an einen bestimmten Ort gefesselt seyn konnte. Sie theilten sich daher in ganz Deutschland nach den Himmelsgegenden in vier Klassen, und jede derselben hielt sich an eine besondre Hütte (Bauhütte, symbolischer Ausdruck für Versammlungshaus) da die Meister zusammenkamen, gemeinsam über die Ausführung großer Bauwerke beriethen, Gesetz und Vorschrift in Kunst- und Zunftsachen ertheilten, neue Meister ernannten u. s. w. Die vier großen Hütten waren zu Cölln, Straßburg, Wien und Zürich.

Man fürchtete mit Recht die große Macht der Zünfte und suchte sie zu unterdrücken. Fürsten, Bischöfe, Adel

so wie die Patricier in den Städten selbst waren heftig dagegen. Die klugen Kaiser jedoch begünstigten sie. Gunst und Ungunst entschied aber hier nichts. Die Kraft, die in den Zünften lag, brach sich selbst die Bahn. Wie konnten die wenigen Geschlechter der ungeheuern auf Waffen, Geld, Handwerksehre und innre Einheit trotzenden Masse der Gewerker widerstehn, oder wie konnten diese im Besitz der Kraft das Regiment nicht an sich reißen wollen, das in den Händen der Patricier ihrem Interesse nicht selten hinderlich oder zuwider war? Cölln, Aachen, Straßburg konnten jede 20000 waffenfähige haushäbliche Bürger, ungerechnet die Jünglinge, zum Kampf stellen. Nürnberg stellte am Ende des Mittelalters 30000 Mann. In Basel starben an der großen Pest im 14ten Jahrhundert allein 140,000 Menschen und die Stadt blühte dennoch frisch fort. In Lübek bestand die Zunft der Kaufleute aus 5000 Häusern. In Löwen umfaßte allein die Zunft der Weber 4000 Meister und 15000 Gesellen. Solchen gedrungnen Massen war nicht zu widerstehn. Es brachen im 13ten und 14ten Jahrhundert in allen Städten Empörungen aus. Oft siegten die Zünfte sogleich und trieben die Geschlechter aus oder diese gingen in die Zünfte über; oft wehrten sich die Geschlechter mit ihrer Clientel und mit Hülfe des umliegenden Landadels noch eine gute Weile. Oft trat der Kaiser mit einem Machtwort dazwischen oder die Nachbarn schufen einen Frieden der Partheyen. Hieraus ergaben sich eine Menge sehr mannigfaltiger Verfassungen für die Städte, worunter wir aber im wesentlichen folgendes unterscheiden. 1) Die Geschlechter blieben am Regiment und im alten Rath; es trat ihnen aber ein neuer Rath an die Seite, der aus den Zunftmeistern besetzt ward. Der erste besorgte mehr das Gerichtswesen, der andre mehr die Gewerbesachen. 2) Alle Geschlechter

wurden ausgerottet und es bildete sich ein ganz neuer Rath aus lauter Zunftmeistern. Desfalls ward die ganze Bürgerschaft in Zünfte getheilt und die kleinen minder zahlreichen Gewerke vereinigten sich je mehrere in eine Zunft. Indem aber fast immer der Sohn bey der Zunft des Vaters blieb, erhielten sich wieder besondre Geschlechter im Besitz der Zunftmeisterwürde und es trat oft eine neue Art von Patriciat ein. 3) Wo dies der gemeinen Bürgerschaft gefährlich schien, so stellte sie dem Rath einen Bürgerausschuß gegenüber, um über denselben zu wachen. Der erste hieß dann der kleine Rath und hatte die ausübende Gewalt nach vorgeschriebenem Gesetz. Der Ausschuß hieß der große Rath, hatte die gesetzgebende Gewalt und zog den kleinen zur Rechenschaft.

Kapitel CCCV.

Die Hansa.

Große Städtebünde, deren Macht wesentlich immer auf dem Handel beruht, können auch nur in Küstenländern recht gedeihen. Darum steht die Hansa an der Nord- und Ostsee weit fester, gewaltiger und dauernder da, als der rheinische und schwäbische Städtebund.

In der Hansa stellte sich die Kaufmannszunft an die Spitze des Stadtregimentes und ordnete die politische Bedeutung der Städte den Handelszwecken unter. Dadurch erzeugte sich mitten im Reich ein eigenthümlicher Handelsstaat, der jedoch im Reich nichts störte, vielmehr eins der geschicktesten Glieder desselben war. Es bezeichnet unmittelbar den Gipfelpunkt des deutschen Reichs, seiner Macht, seiner Lebenskraft, daß es die Herrschaft des Meeres gesucht und gewonnen, so wie mit dem Verlust derselben auch das Reich in völliger Ohnmacht hinsank. Heutzutage, da die deutsche Flagge

so gar nichts mehr bedeutet, mag uns die Erinnerung an eine kräftigere Vorzeit theils erquicken, theils beschämen.

Die Brennpunkte des Hansebundes waren Lübek und Hamburg. Je nach Umständen traten Städte ab und zu dem Bunde. In seiner höchsten Blüthe schloß er 108 Städte in sich. Man unterschied nach der Art des Bundesvertrags drei Classen von Städten: 1) solche, die in allen Fällen mit ihrer ganzen Macht zu Schutz und Trutz verbündet waren; 2) solche, die nur für gewisse Zwecke sich politisch mit den ersten verbanden; 3) solche, die nur in Handelsverbindung mit jenen standen, ohne für sie zu den Waffen zu greifen. Dies waren die auswärtigen Hafenstädte im Mittelmeer in England und in Skandinavien. Nach den Ländern unterschied man vier Classen oder s. g. Quartiere der Hansestädte. Jede derselben hatte eine Hauptstadt, einen gewählten Aldermann, eine besondre Verfassung, Versammlung, Archiv und Casse. 1) Die wendischen Städte, Lübek, Hauptstadt des gesammten Hansebundes, allwo das Direktorium des Bundes, das allgemeine Archiv, die allgemeine Casse sich befand, wo die größern Hansetage von den Deputirten aller Hansestädte abgehalten, Handelsspeculation, Rüstung von Flotten, Krieg und Frieden berathen wurden; Hamburg, Bremen, Wismar, Rostock, Kiel, Greifswald, Stralsund, Lüneburg, Stettin, Colberg, Wisby auf Golfland u. s. w. 2) Die westlichen oder Westerlinge Städte, Cölln mit den niederländischen Städten Nimwegen, Stavern, Gröningen, Dordrecht, Amsterdam, Utrecht, Mastricht, Emden, Zülphen rc. rc. und dem westphälischen Soest, Osnabrück, Dortmund, Duisburg, Münster, Wesel, Minden, Paderborn u. s. w. 3) Die sächsischen, Braunschweig, Magdeburg, Halle, Hildesheim, Goslar, Göttingen, Eimbek, Hannover, Hameln, Stade, Halberstadt, Quedlinburg, Aschersleben,

Erfurt, Nordhausen, Mühlhausen, Zerbst, Stendal, Brandenburg, Frankfurth an der Oder, Breslau u. s. w. 4) Die östlichen oder Osterlinge Städte, Danzig, Thorn, Elbing, Königsberg, Kulm, Landsberg, Riga, Reval, Pernau u. s. w.

Die innere Einrichtung der Hansa war vortrefflich und könnte in vieler Hinsicht uns zum Muster dienen. Indem sie gegen Außen durch Flotten und Heere sich schirmte, war sie auch mit großer Einsicht bedacht, alle inneren Hemmungen des wahren Handelsinteresses zu beseitigen. So gab sie die strengsten Gesetze gegen Betrug und Verfälschung und hielt mit gesammter Macht auf die Befolgung derselben. Eben so schien es ihre Ehre und ihren Vortheil zu gefährden, wenn Bundesglieder unter einander sich zankten, einander selbst zu schaden suchten. Sie schlichtete daher mit großem Eifer alle Händel der Städte unter einander oder der Bürgerschaften und ihrer Obrigkeiten. Aufs allerstrengste ward aber den Hansegliedern verboten, sich bey einem außerhansischen Gericht zu verklagen. Da jede Art von Handelssperre als höchst nachtheilig erkannt wurde, so eröffneten sich nicht nur alle Hansestädte wechselseitig ihre Häfen, Märkte, Straßen, sondern hielten sie auch gegen Fürsten und Adel offen und sicherten sie durch Gewalt oder Privilegien. Da jedoch aus allzu großer Concurrenz schädliche Nebenbuhlerei hätte entstehen können, so vertheilte sie Last und Vortheil mit einer unglaublichen Einsicht je auf die einzelnen Hanseglieder. Keine Stadt durfte der andern den Vortheil abnehmen, der ihr gebührte; nie durften die Verkäufer sich drängen und wechselseitig schaden. Mit äußerster Weisheit ward die Zahl der Handelsschiffe und Waarenzüge, die Richtung der Handelswege, der Antheil jedes Landes und jeder Stadt an dem großen Verkehr festgestellt und indem das ganze Handels-

system durch geschickte Vertheilung der Kräfte je am rechten Platz mit dem kleinsten Aufwand die größten Wirkungen hervorbrachte, trug es genau denselben großen Charakter, den wir in dem Bau der Dome kennen gelernt. Wie dort die schwerste Last von den leichtesten Bogen getragen wird, so ward wieder hier in lebendigem Handel die großartigste Unternehmung leicht durch die Harmonie der betheiligten kleinen Kräfte.

Nach Außen stellte sich die Hansa höchst kräftig und großartig dar. Ihre Flotten beherrschten alle Meere rings um Europa und gönnten nur im Mittelmeer denen von Venedig den Vorrang. In Nowogrod in Rußland, Bergen in Norwegen, Stockholm in Schweden, London in England, Brügge und Antwerpen in den nicht hansischen Niederlanden, Calais, Rouen, Bourdeaux, Bayonne, Marseille in Frankreich, Lissabon in Portugall, Cadix, Barcellona in Spanien, Livorno, Neapel, Messina in Italien hatte die Hansa große Handelsniederlagen. Dahin und daher segelten beständig ihre Flotten, Waaren holend und bringend. Die skandinavischen Reiche, England und Frankreich gönnten der Hansa den Alleinhandel. Nur Hanseaten führten daselbst Waaren ein und aus. Als Erich von Norwegen der Hansa zuwider war, schloß diese das Land von allem Handelsverkehr aus, daß eine Hungersnoth darin entstand und der König mußte mit großen Aufopferungen die Gunst der Hansa aufs neue erkaufen, 1285. Andre Händel mit Flandern, Nowogrod, Frankreich, England schlugen eben so glücklich für die Hansa aus. Alle sahen sich gezwungen, um nicht von allem Handel ausgeschlossen zu werden, der Hansa das Monopol desselben zu bewilligen. Als aber König Woldemar III von Dänemark die Hansa im vierzehnten Jahrhundert förmlich bekriegte, ward er in offnem Kampf überwunden und mußte schimpflich um Frieden bitten.

Kapitel CCCVI.

Der rheinische und schwäbische Städtebund.

Beinahe gleichzeitig mit der Hansa war der oberrheinische Städtebund entstanden. Auch hier war die Wohlfahrt des Handels der Zweck des Bundes, seine Waffen richteten sich aber vorzüglich gegen den Raubadel, der am Rhein und seinen Nebenflüssen von festen Schlössern herab die Waarenzüge und Schiffe plünderte oder die reisenden Kaufleute zu harten Zöllen zwang. Die Rheinzölle wurden äußerst wichtig durch die ungeheure Menge von Schiffen, die den Strom auf- und abgingen, und eben deshalb ein immerwährender Gegenstand des Streites. Die Städte suchten den Fluß ganz von Zöllen zu befreien, einige altherkömmliche des Kaisers ausgenommen. Die benachbarten Herren und Ritter aber suchten stets neue Zölle anzulegen. Gewalt entschied von beiden Seiten. Als Graf Diether von Katzenellenbogen 1246 das Schloß Rheinfels mit einem Zoll anlegte, verbanden sich Mainz, Worms, Speier, Basel und Straßburg zur gewaltsamen Abschaffung des Zolles. Bald traten dem rheinischen Städtebund noch eine Menge andre Städte bey, zu gleichem Endzweck, die Schifffahrt und die Straßen am Rhein und seinen Nebenflüssen frei zu halten, und sich gegen die Angriffe des Adels gemeinsam zu vertheidigen, Zürich, Freiburg, Breisach, Colmar, Hagenau, Weißenburg, Neustadt, Wimpfen, Heidelberg, Oppenheim, Frankfurth am Main, Wetzlar, Gelnhausen, Marburg, Rheinfelden, Mühlhausen, Aschaffenburg, Bingen, Erbach Bacharach, Wesel, Boppard, Andernach, Bonn u. s. w. Cölln aber vermittelte das Handelsinteresse der Oberdeutschen mit dem der Hansa und knüpfte beide Bünde aneinander. Der ganze rheinische Bund theilte sich in zwei Kreise, davon der eine Worms, der andre Mainz

zur Hauptstadt annahm. Indeß erreichte dieser Bund nie den Glanz und die Macht der Hansa, indem die im Binnenland zerstreuten Städte den sichern Rückhalt des Meeres nicht hatten und den Angriffen des mächtigen Adels bei weitem mehr ausgesetzt waren. Er ward zu verschiednen Zeiten erneuert und Städte traten ab und zu. Im Jahr 1271 brach er die meisten Raubschlösser, mußte sich aber schon 1277 abermals gegen neue Unbilden verbinden. Er ward im vierzehnten Jahrhundert noch neunmal aufgelöst und wieder vereinigt, je nachdem die Rheinschifffahrt aufs neue durch Zölle gefährdet wurde. Endlich ging er 1381 in den schwäbischen Bund über.

Die schwäbischen Städte verbanden sich zuerst 1307 gegen die Ritter, vorzüglich gegen die Grafen von Würtemberg, und erneuerten den Bund zu verschiednen Zeiten. Die wichtigsten Städte waren Eßlingen, Augsburg, Ulm, Reutlingen, Gmünd, Heilbronn, Mosbach, Donauwerth, Sinsheim, Nördlingen, Bopfingen, Rotweil, Memmingen, Nürnberg, Kempten, Bibrach, Ravensburg, Constanz, Lindau, St. Gallen, Schaffhausen u. s. w. Die Landkriege dieses Bundes wurden sehr wichtig und zogen 1381 eine Vereinigung mit dem rheinischen Bunde nach sich. Nach einem heftigen Kampf lösten sie sich aber noch vor Ablauf des Jahrhunderts wieder auf, während die Hansa erst in die höchste Blüthe kam.

Kapitel CCCVII.

Der Handel.

Der wichtigste auswärtige Handel ward auf zwei See- und zwei Landwegen getrieben. Die Hansa war im Besitz des Seehandels. Die älteste und bei weitem wichtigste Handelsstraße aus Asien ging durch Rußland über Nowogrod zur See nach Wisby, Danzig und sofort

nach Lübek und Bremen, von wo die Waaren rheinauf nach Cölln oder zu Lande nach Braunschweig geschafft wurden. Ein Theil der asiatischen und russischen Waaren ward auch auf einem nähern Landweg über Breslau, Magdeburg, Erfurt ins Reich geschafft. Der zweite Seeweg führte aus dem Mittelmeer nach Flandern, Brügge und Antwerpen, von da nach Cölln. Dieser Weg ward besonders beliebt, seit die Hansa mit Nowogrod und Preußen zerfallen. Theils holten die Hanseaten im Mittelmeer die Waaren des Südens und Asiens von den Venetianern, theils kamen die Venetianer selbst bis Brügge. Ein Theil dieser Waaren ward aber auch hier wieder auf einem nähern Landweg über die Alpen, Ulm, Augsburg und Nürnberg ins Reich geschafft, besonders seit einige Eifersucht zwischen Flandern und der Hansa entstanden. Außerdem fuhren die Hanseaten noch insbesondre nach Norwegen, Schweden, England, Frankreich, Portugall und Spanien, um mit den einzelnen Ländern zu verkehren. In Frankreich und England hatten sie den auswärtigen Handel allein. In London besaßen die Cöllner ein großes deutsches Haus, die Niederlage und den Sammelplatz der deutschen Kaufleute, die Gildehalle oder der Saal der deutschen Kaufmannsgilde genannt (Gildehalla Teutonicorum). Kein deutscher Kaufmann durfte vor ein englisches Gericht gezogen werden. So weit erstreckte sich die Macht der Hansa.

Im Innern des Reichs bildeten zunächst die Flüsse naturgemäße Handelsstraßen, der Rhein mit seinen Nebenflüssen, wodurch vorzüglich Schwaben und Oberdeutschland mit Sachsen und den Niederlanden verbunden wurde; der Main, wodurch von Franken und Nürnberg her Verkehr eröffnet ward; die Elbe von Hamburg bis Magdeburg; die Oder mit Stettin und Breslau; die Donau war noch sehr wenig benutzt. Die wichtigsten Landstraßen

lagen zwischen den vier Brennpunkten des auswärtigen Handels, Hamburg, Cölln, Augsburg, Breslau und concentrirten sich im Innern vorzüglich in den Städten Braunschweig, Erfurth, Nürnberg. Als die große Hauptstraße mitten durch Europa, wodurch es gleichsam in zwei Hälften getheilt ward, konnte man den Rhein und als den Mittelpunkt des gesammten europäischen Binnenhandels die Stadt Cölln betrachten. Hier flossen die Waaren von allen Weltgegenden zusammen und nach einem weisen Gesetz der Hansa durfte kein Kaufmann, der von Westen aus Frankreich, Flandern, Spanien kam, seine Waaren weiter führen als bis Cölln, keiner der von Osten kam, auch kein Niederländer, den Rhein weiter hinauf, kein Oberländer weiter hinab fahren als bis Cölln.

Die Ausfuhr aus dem Reich bestand größtentheils in Getraide, Bier, Wein, Leinwand, Tuch, Waffen; die Einfuhr theils aus morgenländischen Waaren, Specereien, Gewürze, Seide, Baumwolle, Edelsteinen, Perlen, theils aus den Produkten der Nachbarländer, namentlich den nordischen Pelzen, Bernstein, Metallen. Die Friesen und Pommern beschäftigten sich außerdem besonders mit dem Heringsfang.

Die Handelswissenschaft und das Handelsrecht wurden durch den großen Verkehr erweitert. Bestand ehemals aller Handel in Tausch, ward später das Geld eingeführt, so erfanden die Deutschen im Mittelalter zuerst die Wechselbriefe, wodurch der Handel ausnehmend erleichtert ward. Der ganze Handelstand vereinigte sich über See- Stapel- Geleit- Markt- Zoll- Geld- Wechselrechte im Allgemeinen und sicherte durch wechselseitige Garantie wieder die Vorrechte einzelner Städte; doch so daß der Handel im Ganzen immer dadurch gewinnen mußte. So wurden den großen Städten an Häfen und

Flüssen wie billig größre Freiheiten zugestanden, den kleinern im Binnenlande sie verweigert, weil im Gegentheil der Gang des Handels eben so hätte stocken müssen, als der Blutumlauf im Körper, wenn ein kleines Gefäß so viel Blutmasse festhalten wollte als die größten Adern. Ueber die Handelsgesetze entschieden im Großen die Bünde der Städte; im kleinen wachte darüber in jeder Stadt ein s. g. Hansgraf d. h. Aeltester der Kaufmannsgilde.

Kapitel CCCVIII.

Bürgerliche Künste.

Von jeher hat sich an das Städteleben der Erfindungsgeist geknüpft, welcher dem Leben die äußre Bequemlichkeit schafft. Zerstreut lebende Familien befriedigen ihre höchste Nothdurft. In Städten arbeiten alle Hände in einander. Die deutschen Städte des Mittelalters konnten die nützlichen Gewerbe und Künste sogar beinahe ausschließlich zu ihrem Geschäft machen, weil die Geistlichkeit, die Ritter und die Bauern sie der übrigen Geschäfte des Lebens überhoben. So sind sie denn auch an Kunstfleiß nirgend übertroffen worden. Dieser stieg auf natürliche Weise mit dem Wachsthum der Städte und die gleichzeitigen Kreuzzüge, durch welche die gebildeten Künste der Griechen und Araber dem Abendlande bekannter wurden, flossen wohlthätig darauf ein. Die Einrichtung der Zünfte, wodurch jeder Kunst theils das Ziel der Meisterschaft gesteckt, theils durch das gesellige Ineinandergreifen die bequemsten Mittel zur vollkommensten Ausführung bereitet wurden, gingen unmittelbar aus dem Wesen des Berufs hervor, den sich der Bürgerstand vorgesetzt, auf dem er stets eben so beschränkt

blieb, als die Geistlichkeit auf das Göttliche, der Ritter auf das Schwert, der Bauer auf den Pflug.

Wie die schönen Künste, die wir kennen gelernt, so ward auch jedes wieder Handwerk zu einem bedeutenden Grade der Vollendung gebracht. Dauerhaft, bequem, zierlich mußte jedwede Arbeit gefertigt werden. Der allgemein herrschende Reichthum und noch mehr die schickliche Vertheilung desselben verschaffte den Handwerkern den gehörigen Absatz und steigerte den Wetteifer in ihren Bemühungen. Man darf nur die noch erhaltnen alten Häuser und ihr Innres betrachten, um den Wohlstand und den Sinn für Pracht und Bequemlichkeit jener Zeiten zu bewundern. Schon von außen gewährten die Städte mit regelmäßigen Mauern und Gräben, prachtvollen Kirchen, Rathhäusern, Privatgebäuden, besonders mit zahlreichen Thürmen den herrlichsten Anblick. Die Straßen waren gepflastert und wenn sie krumm und eng waren, so rührte das nur von dem unansehnlichen Ursprung der Städte und ihrer allmähligen, unsichern, darum planlosen Erweiterung her. An jedem einzelnen Hause liebte man wieder Zierlichkeit, Giebel, Erker, Schnitzwerk, auch wohl Bildsäulen. Das Innere der Gemächer war ebenfalls mit Schnitzwerk reich verziert, so wie alles Hausgeräth. Kunstreich gestickte Teppiche fehlten nicht. Die Fenster wurden auch an Bürgerhäusern mit Glasmalereien angefüllt, welche die Bildnisse und Wappen der Besitzer oder den Hauspatron und Geschichten darstellten, die auf die Familie Bezug hatten. In den Gefäßen herrschte großer Aufwand. Von der Stadt Nürnberg wird gerühmt, daß ihre Kaufleute nur von Gold und Silber gespeist hätten.

Die Kunst, mit den Metallen umzugehn, gewann eine große Ausbildung. Man entdeckte immer mehr Bergwerke, im Harz schon im 10ten, in Schlesien und

Böhmen im 11ten, im Erzgebirg im 12ten Jahrhundert. Alle waren äußerst ergiebig. Im Meißnischen wurden in Zeit von 30 Jahren allein in einem Bergwerk bis 325,000 Centner Silber gewonnen und im 15ten Jahrhundert sogar eine einzige gediegene Silberstufe von 400 Centner gefunden. Am ergiebigsten unter allen war aber das böhmische Silberbergwerk zu Kuttenberg. In der Kunst prachtvolle Kirchengefäße, Becher, Geschirr aus edlen Metallen und wieder Waffen, Rüstungen und allerhand Schmiedewerk aus den unedlen zu verfertigen, waren die Deutschen als Meister anerkannt. Der Kunstfleiß, den sie darauf verwandten, führte die Deutschen zur Erfindung der Taschenuhren, die zuerst unter dem Nahmen der Nürnberger-Eier bekannt wurden. In Italien aber entdeckte 1320 zu Amalfi Flagio Giorga die wunderbare Eigenschaft der Magnetnadel und erfand den Compaß.

Die Kunst der Weberei gewann vorzüglich in den Niederlanden die höchste Ausbildung. Tücher, Leinwand, Spitzen wurden dort von der feinsten Art verfertigt. Dies war zugleich Ursache und Wirkung der neuen Kleiderlust, die sich besonders seit den Kreuzzügen verbreitete. Man lernte bey andern Nationen zierliche Trachten kennen, liebte die Schönheit der persönlichen Erscheinung, war im Besitz großer Reichthümer. Wie hätte man sich nicht in gewählter Kleidung gefallen, wie hätte die Kunst nicht dafür ausgebildet werden sollen! Anfangs beherrschte der allgemeine Schönheitssinn auch noch die Kleidermoden und erst im funfzehnten Jahrhundert begannen darin garstige Uebertreibungen. Indem man auf die Webekunst die Aufmerksamkeit richtete, erfand man die Zubereitung des Papiers aus Lumpen im Anfang des 14ten Jahrhunderts.

Da die Lust nach Erfindungen überall herrschend geworden, und viele Versuche aller Art angestellt wurden, so geschah es, daß Berthold Schwarz, ein Mönch zu Freiburg im Breisgau 1354 zufällig das Schießpulver erfand. Er kannte die Kraft der Vermischung nicht, die er aufs gerathewohl unternommen und das Pulver sprang und nahm ihm das Leben. Die Erfindung ward aber bald benutzt. Schon 1360 hatte die Stadt Lübek die erste Pulvermühle, 1365 Herzog Albrecht von Braunschweig die erste Canone. Der erste bekannte und hochberühmte Stückgießer, dessen sich Fürsten und Städte bedienten, war Johann von Arau. Die ersten Kugeln wurden nach seiner Erfindung in einer Fehde der Hanseaten in den Feind geschickt, 1387.

Die großen Wirkungen der drey Haupterfindungen des 14ten Jahrhunderts, des Compasses, des Papiers und des Pulvers treten indeß erst in der folgenden Periode hervor.

Kapitel CCCIX.

Bürgerliche Sitten.

Wir gewahren in den Städten Freiheitstolz und Ehre wie bei den Rittern, doch einerseits weder die erhabne adelige Gesinnung und poetische Tiefe, noch anderseits die Wildheit, die den Söhnen des Waldes eigen war. Das Handwerk und das Gefühl des untergeordneten Ranges trat dort, die freundliche Geselligkeit der Städte hier entgegen. Wohl erkannten die Bürger ihre Bestimmung und von bettelstolzer Vornehmigkeit, die sich in den höhern Stand drängen will, war noch keine Spur. Der Schuster vergaß nicht, daß er Pech an sich habe; er sah dies aber grade als Ehrenzeichen seines Standes an. Der Kaufmann schämte sich der Elle nicht. Alle

Handwerkszeichen waren heilig. Wenn der Adel darüber spottete, so vertauschten sie oft das Schwert mit der Elle, der Scheere, den Leisten, und schlugen die Ritter aufs Haupt, daß sie lustig den Spott umkehren durften. Das Lächerliche, was sich von selbst an mancherley Handthierungen und Lebensarten der Handwerker knüpft, ward von diesen selbst aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet und im Gefühl der Kraft und Würde als heitrer Scherz behandelt, eine Quelle der Volksbelustigung. Darum hatte jede Zunft bey öffentlichen Festen ihren Hanswurst, der alle lächerliche Seiten des Standes anmuthig herauszukehren wußte.

Im Kampf zeichnete die Bürger Ehrgeiz, Wetteifer mit dem Adel, große Tapferkeit, Geschick besonders in Vertheidigung und Belagerung aus. Auch übertrafen die Bürger in der Kunst des Massengefechts und der Stellungen den Adel immer, wo dieser ihnen in persönlicher Kraft überlegen war. Die ersten Feldherren, die dem rohen Faustkampf ein Ende machten, gingen aus dem Bürgerstande hervor. Dies rührte daher, weil die Bürger zuerst die mathematischen Kenntnisse pflegten. Im Handel und Wandel waren die Bürger durch Ehrlichkeit und Treue berühmt. In ihren Gemeindeverhandlungen zeigten sie große Umsicht, gingen aufs Einzelnste und Kleinste ein, wurden aber deshalb auch oft umständlich, langsam, sich selbst hinderlich. Bey öffentlichen Festen war der Bürger höchst lebendig, ausgelassen, Gaukler, Possenreißer, Marktschreier, Maskenzüge, Fastnachtsspiele durften nicht fehlen. Hier freuten sich die Städte in voller gesunder Lust ihres Wohlstandes und legten ihn zur Schau. Kleiderpracht, Luxus der Gastmähler stiegen ins Große. Man wirft überhaupt allen Ständen des Mittelalters große Lust am Essen vor, indessen mögen sie wohl bey üppiger Gesundheit und reger

Thätigkeit zur Hungerleiderei wenig geneigt gewesen seyn, und es muß uns freuen, in jener Zeit selbst beym Leibeignen die Klagen der Armuth zu vermissen. Noch mehr wird den Deutschen der damahligen Zeit die Trunkenheit vorgeworfen, und es ist wirklich erstaunenswerth, was die Pfaffen, Ritter und Bürger vermochten. Der Weinbau so wie die Bierbrauerei genossen deshalb die ausgesuchteste Pflege und es herrschte der größte Ueberfluß an edlem Getränk. Der Brandwein war noch nicht nicht genug im Gebrauch, um die Gesundheit und das fröhliche Leben der untern Stände zu vergiften. Im Hause war aber der Bürger durchgängig nüchtern, fleißig, der Familienkreis äußerst zurückgezogen und sittsam, die Hausfrau emsig, die Tochter fromm und verschämt, der Sohn gehorsam, alle gesellige Sitten bieder und streng und rein. In Bezug auf Religion waren die Bürger minder begeistert als die Ritter, minder leichtsinnig als die Geistlichen selbst, minder blind als der Bauer, vielmehr sittlichfromm und zum Nachdenken, daher oft zur Ketzerei geneigt.

Kapitel CCCX.

Universitäten.

Die ältesten gelehrten Schulen in Deutschland waren die Klosterschulen zu Fulda, Hirschau, Reichenau, St. Gallen, Corvey, Hirschfeld, Prüm, Mainz, Weissenburg, St. Emmeran, Regensburg, Trier, sämmtlich schon aus der Zeit Karls des Großen, später Paderborn, Muri, Cölln, Lüttich, Hildesheim, Utrecht, Bremen seit der Zeit der Ottonen. Anfangs waren die Lehrer nur Mönche und die Schüler angehende Mönche. Zu Gunsten der weltlichen Wissenschaften fanden sich aber seit dem 11ten Jahrhundert freiwillige Lehrer ein, denen

auch freiwillige Schüler folgten, die beyderseits an den Klosterzweck sich nicht banden, sondern rein die Wissenschaft trieben. Sie traten in sofern in eine Innung, wie jeder andre Stand. Die Lehrer wurden Meister, die Schüler Lehrlinge und Gesellen, reisten auch als solche gleich den Handwerkern umher und hießen fahrende Schüler. Besonders die Bettelmönche machten sich das Schulhandwerk zum Geschäft.

Am Ende des 11ten Jahrhunderts erhielt endlich die gelehrte Zunft zuerst in Italien größere Freiheiten. Die Schule zu Bologna ward selbständig gemacht, eine freie gelehrte Gemeinde (universitas litteraria), und 1158 von Friedrich Barbarossa mit noch ausgedehntern Freiheiten versehn, bald darauf auch die Schulen zu Padua, Neapel, Rom u. s. w. In Deutschland ward erst 1347 nach dem Muster der italienischen Universitäten die hohe und freie Schule zu Prag gegründet von Kaiser Karl IV, darauf 1365 Wien, 1385 Heidelberg, 1388 Cölln, 1392 Erfurt, 1403 Würzburg.

Auf jeder dieser Universitäten bildeten Lehrer und Schüler und örtliche Dienerschaft eine geschlossene Innung, eine selbständige Gemeinde, der niemand zu befehlen hatte, als der Kaiser, die ihr eignes Gericht hatte, ihren Vorsteher oder Rector sich selber wählte. Dem Rector zur Seite stand ein Rath oder Senat, der aber keineswegs nur aus Lehrern bestand, sondern auch aus Schülern oder Studenten, denn alle Glieder der gelehrten Gemeinde, Schüler wie Lehrer, hatten gleiches Stimmrecht und es ward nur nach Nationen oder Landsmannschaften gestimmt. Die gelehrten Grade des Baccalaureus, Magisters und Doctors hatten nur auf die Wissenschaft selbst Bezug, nicht auf die Verfassung der Innung. Die Universitäten knüpften sich unmittelbar ans Städteleben an, wie örtlich, so der Verfassung und

den Gliedern und ihrem Geiste nach. Die meisten Studenten und Lehrer gingen aus dem Bürgerstande hervor. Das klösterliche Wesen verlor sich im Getümmel der Städte und bey dem regen Leben der ungebundenen Studentenwelt. Die durch Kunst, Gewerbe, Verkehr gewonnene Bildung der Städte floß wohlthätig auf die gelehrte Bücherbildung der Hochschulen ein und diese wieder auf den Geist der Bürger. Darum ward hier der Ketzerei ein beständiger Feuerheerd aufgethan, der nimmer verlöschte und bald das Reich in lichte Flammen setzte.

Kapitel CCCXI.

Weltliche Wissenschaften.

Man theilte die Wissenschaften im Ganzen auf den hohen Schulen nach vier Facultäten: Theologie, Rechtswissenschaft, Medicin und Philosophie. Die Theologie ward als Hauptsache betrachtet und eigentliche Scholastik. Von Rechten lehrte man anfangs nur das canonische Recht. Das römische seit dem großen Irnerus in Italien, erst seit dem 15ten Jahrhundert in Deutschland. Das deutsche Recht ward auf Universitäten aus einem natürlichen Grunde gar nicht gelehrt, weil es keines gab, sondern nur besondre Gesetze für einzelne Verhältnisse, die nur diesen oder jenen, nicht aber alle angingen, und weil man unmöglich damals schon alle überblicken und einen allgemeinen Geist deutscher Rechte abziehen konnte. Die Arzneykunde ward seit dem 12ten Jahrhundert fleißiger als bisher betrieben, doch hatte man die tiefe Kenntniß der Natur, die ältern Völkern eigen gewesen, schon verloren und nur einen oft misbrauchten Aberglauben erhalten und der neue Weg ging langsam, ward durch Vorurtheile gehemmt. Religion

und Sitte verboten die öffentliche Anatomie und geschickte Aerzte sahen sich oft bey einem kühnen Gebrauch geheimer Naturkräfte der Gefahr ausgesetzt, als Zauberer und Hexenmeister angeklagt zu werden. Dies widerfuhr dem größten Naturkundigen, der im Mittelalter gelebt, dem Albertus Magnus († 1280) von dessen Zauberkräften Mit- und Nachwelt sich die artigsten Geschichten zu erzählen weiß. Große öffentliche Entdeckungen in der Naturkunde wurden zwar erst im 14ten Jahrhundert gemacht, doch nur in Folge der emsigen Versuche, die seit dem zwölften auch in diesem Fach der Wissenschaft, wie in jedem andern, angestellt worden. Alles drängte zu Erfahrungen, zu einer Ausbildung des Verstandes, die das Mittelalter verdrängen sollten. Die Philosophie in enger Verbindung mit der Theologie nahm doch immer freiere Standpunkte und holte sich theils aus der erweiterten Naturkunde, theils aus der Geschichte neue Waffen, um die Dogmen zu bekämpfen.

Geschichte ward nicht sowohl gelehrt, als häufig geschrieben. Die Chroniken gingen ununterbrochen fort und enthielten bald die Geschichte der ganzen Welt, immer wieder von vorn beginnend, bald die Geschichte des Reichs allein oder nur der Zeitgenossen. Im 11ten Jahrhundert folgten sich die berühmten Chroniken des lahmen Herrmann (Hermannus contractus) des höchst geistreichen Lambert von Aschaffenburg, des Marianus Scotus, des für den Norden höchst wichtigen Adam von Bremen, im 12ten Jahrhundert des Sigebert von Gemblours, des fürstlichen Otto von Freisingen, Sohn Leopolds von Babenberg-Oesterreich, Oheim des Barbarossa, des Günther Ligurinus, Gottfried von Viterbo, des sächsischen Annalisten, die slavische Chronik des Helmold; im 13ten Jahrhundert des Albert von Stade, des Martinus Polonus. Alle diese haben noch lateinisch geschrieben.

Seitdem finden wir die schönsten und wichtigsten Chroniken in deutscher Sprache, mit Stadt- oder Provinzialchroniken, darunter die Limburger Chronik von Tillman am Ende des 14ten Jahrhunderts oben an steht. Die Geschichte kam überhaupt um diese Zeit aus den Händen der Mönche in die der Bürger. Dies veränderte ihren Charakter wie ihre Sprache. Zugleich ging auch die Poesie von den schwäbischen Rittern auf die ehrlichen Meister der Städte über unter dem Namen der Meistersängerei. Die Blüthenzeit der bürgerlichen Schriftstellerei fällt aber erst in die folgende Zeit, wo wir sie genauer kennen lernen werden.

Kapitel CCCXII.

Die freien Bauern.

In Schwaben und Sachsen erhielten sich die freien Bauergemeinden am längsten, namentlich in den Alpen, in Tyrol, Würtemberg, Friesland, Dithmarsen und einige unbedeutendere im Lande Hadeln, im Baireuthischen, bey Hall ꝛc.

Die Rechte dieser Bauern bestanden darin, daß sie nicht als Knechte oder Aftervasallen mittelbar unter den Rittern, sondern als freie Männer unmittelbar unter einem bischöflichen oder Reichsvogt standen, daß sie zur Führung der Waffen und zur Ritterehre fähig waren, daß sie schöppenbar waren und sich selbst mit Zuziehung des Vogts Gesetze geben und richten konnten. Auch selbständig in Bündnisse zu treten oder Fehden zu beginnen hieng von ihrem Willen ab.

Ursprünglich waren alle diese Gemeinden theils Gaue, theils Centen unter den Grafen und Centnern gewesen, und nur gleichsam als Inseln aus der großen Ueberschwemmung des Lehnwesens zurückgeblieben, hier größer,

dort kleiner. Darnach bestimmt sich auch ihre größere oder geringere Macht und Freiheit. Nur die Friesen und Schweizer wurden mächtig genug, sich über die andern Stände zu erheben. In den übrigen Ländern standen die Bauern durchaus zurück.

In Friesland traten nach den Normannenkriegen an die Stelle der Grafen die Bischöfe von Utrecht und Bremen und unter dieser gelinden geistlichen Aufsicht erhob sich die alte Bauernfreiheit um so mächtiger wieder, als die Friesen überhaupt mit eiserner Beharrlichkeit an den alten Sitten hingen und sich mit keinem andern Stamm vermischten. Sie behaupteten daher neben den geistlichen Diakonen und dem Sindgericht in jedem Gau gewählte Volksrichter (consules anni) und ein selbständiges Bauerngericht, und setzten ihre Freiheit sehr oft mit gewaffneter Hand gegen die Bischöfe durch. Gefährlicher ward ihrer Unabhängigkeit der mächtige und nach größerm Lehnbesitz strebende Graf von Holland, dem es wirklich 1005 gelang, Westfriesland an sich zu reißen und in hundertjährigen wiederholten Kämpfen zu behaupten. Die Ostfriesen schlugen aber nicht nur jeden Angriff siegreich ab, sondern waren auch stark genug, den thätigsten Antheil an den Kreuzzügen zu nehmen und den Ruhm ihrer Waffen ins ferne Asien zu tragen. Im Jahr 1219 traf Friesland eine furchtbare Wassersnoth, die Marcellusfluth genannt. Die gemeinsame Noth und die Gefahr, die noch überdem von den Nachbarn drohte, brachte alle Friesen in ein enges allgemeines Bündniß, das zwar schon in uralten Zeiten bestanden hatte, doch aufgelöst worden war. Dies war die Vereinigung der sieben freien Seelande oder ostfriesischen Gaue am Upstalesboom, 1224. An dieser heiligen Stätte traten die Deputirten der einzelnen Gaue zusammen, um über die allgemeinen Angelegenheiten aller freien Friesen zu rath-

schlagen. Hier gaben sie sich allgemeine Gesetze, die s. g. 17 Willkühren und 24 Landrechte, wozu später die s. g. Nebenkühren traten und die endlich in ein Upstalesboomisches Gesetzbuch zusammengefaßt wurden, 1323. Außerdem zerfielen die einzelnen Landschaften Frieslands wieder unter viele kleine Stämme, die sich wieder selbst regierten, alljährlich einen Richter (rediewa) und einen s. g. Talemann wählten, welcher letztere den etwaigen Willkührlichkeiten des erstern zu begegnen hatte. Jeder dieser Stämme hatte wieder sein eignes Gesetz, ganz ähnlich den altgermanischen. Die wichtigsten sind das Hunsingoer Landrecht, der Rüstringer Asegabuch und die Brokmer Briefe. Bald darauf wurden die Stedinger dem Fanatismus geopfert. 1287 traf Friesland eine neue furchtbare Fluth des Meeres, wobey viel Land mit ganzen Dörfern und 50,000 Menschen untergingen. Zu dieser Noth kamen neue Kämpfe mit Holland und den Bischöfen, auch der Bauern unter einander. Zugleich erhoben sich einzelne Familien in den Dörfern zu Häuptlingen (Haudlingar) und begannen sogar unter dem Vorwand der Landesvertheidigung 1285 die erste Burg anzulegen. Dies veränderte die Verhältnisse der freien Bauern um vieles und als sie die lose gewordene Verbindung 1323 zu Upstalesboom erneuerten, traten statt des einen Bauernstandes schon drey Stände, Häuptlinge, Geistliche und Gemeine zusammen. Die Friesen vertheidigten sich seitdem nach wie vor äußerst tapfer theils gegen Holland, theils gegen die Hansa, die ihre Seeräuberei nicht dulden konnte, doch zerfielen sie unter einander selbst in noch weit heftigere Partheien und Kämpfe, indem die Häuptlinge um Oberherrschaft buhlten.

Die Dithmarsen rissen sich 1148 von den Grafen von Stade los, deren letzten Sproß sie umbrachten. Dann befreiten sie sich in der Schlacht bey Bornhövede 1227

von den Dänen und behaupteten ihre Freiheit bis zum Anfang des 16ten Jahrhunderts.

Die Schweizer und ihre Freiheitskämpfe sind ausführlich in dem Verlauf unsrer Geschichte geschildert.

Alle diese Bauern zeichneten sich durch die Tugenden der alten Germanen aus und kamen denselben bis auf den Unterschied des Christenthums beinahe völlig gleich. An Tapferkeit und Leibeskraft waren sie in der Regel den Rittern und Bürgern überlegen, daher sie bey geringer Anzahl so oft den glänzendsten Sieg erfochten. Wie zur germanischen Zeit schlossen sie sich ab in einzelnen Stämmen, in Tracht und Mundart, vermischten sich selten unter einander, nie mit Fremden. Ihr Freiheitstolz hütete sie vor Gemeinheit; ihre höchst keusche Zucht und Sitte machte sie schön und ehrwürdig; ihr reinliches, freundliches Hauswesen, ihre unverfälschte Ehrlichkeit, ihr gesunder Witz und Verstand stellte sie weit über den Begriff, den wir uns etwa jetzt von einem Bauer machen. Diese Bauern waren Herren.

Kapitel CCCXIII.

Die Leibeignen.

Im allgemeinen ist von der Hörigkeit oben die Rede gewesen. Die Leibeignen gewannen sehr durch den allmähligen Einfluß christlicher Gesinnung, durch Freilassungen, durch Beschränkung auf den Landbau und durch die Achtung, in welche der Landbau nach und nach kam. Der Leibeigne war nur noch Bauer, der Bauer nothwendig, darum nicht selten von Fürsten sehr begünstigt.

Wir unterscheiden auf den Dörfern Schutzbauern, Lehnbauern und endlich noch völlig Leibeigne. Die erstern waren alle Alodbesitzer und konnten selbst wieder Leibeigne haben, hielten Rosse, leisteten einigen Zins und

Fuhren gegen den herrschaftlichen Schutz. Die andern waren alle Vasallen oder Freigelaßne und ihr Vertrag verschieden. Sie hielten nur Rinder und mußten in der Regel in den wichtigsten Jahreszeiten der Herrschaft persönlich dienen. Die Leibeignen dienten täglich auf dem Guth des Herrn. Ueber alle übte der Ritter oder die Geistlichkeit das Gericht, wobey jedoch in Straffällen der Rang unterschieden wurde. Anfangs hatte der Burgvogt die Aufsicht über die um die Burg her in ein Dorf versammelten Bauern, später überhaupt ein Vogt oder Schulz. Daß es an Willkührlichkeiten dieser Vögte nicht gefehlt habe, daß der Adel oft grausam seine Leibeignen behandeln lassen, ist ohne Zweifel. Die Verachtung der Sclaven vererbte sich aus alten Zeiten her, und das unnatürliche Verhältniß selbst erzeugte Laster und Verbrechen unter den Leibeignen, gegen welche mit der größten Strenge verfahren werden mußte. Dies war besonders in den slavischen Ländern der Fall. Was man noch heute in Schlesien, Polen, Preußen oft vernehmen kann, daß, wenn der Edelmann nicht streng ist, die Bauern nicht gut thun, das drückte schon Ditmar von Merseburg im 11ten Jahrhundert mit den derben Worten aus: »wenn die slavischen Bauern gehorchen sollten, so müsse man sie Heu fressen lassen, wie Ochsen, und in der Zucht halten, wie Esel.« Hier vernehmen wir mitten in der Harmonie des Mittelalters einen gellenden Mißton, den Schrei unterdrückter Natur und Menschlichkeit. Wenden wir uns davon ab und freuen uns, daß diese Barbarei wenigstens nach und nach etwas ermäßigt worden.

Bey den echt deutschen Stämmen war das Loos der Leibeignen bey weitem milder als bey den Wenden. Darum sehn wir bey ihnen auch eine gewisse bäurische Cultur, ja Literatur. Die bäurische Sitte hatte viel

Anmuthiges, Festliches, verrieth Wohlhäbigkeit. Der Scherz fand freies Spiel, ein Zeichen der Zufriedenheit. Da entstand jener wunderbare Eulenspiegel, die Quintessenz und der Niederschlag des Bauernwitzes. Doch auch für Höheres fand sich ein frischer Sinn in niedern Hütten. Ja die schönsten oft tiefsinnigsten Gedichte wurden in die prosaische Volkssprache übertragen und jedem Bauer bekannt. Diese trefflichen Volksbücher, im rauhen Gewand die lieblichste Poesie verbergend, finden wir noch jetzt auf allen Jahrmärkten, die Genovefa, die Haimonskinder, die Melusine, die Magellone, den Herzog Ernst, den Octavianus u. s. w. Zahlreiche Sagen und Lieder lebten im Munde des gemeinen Volkes fort, während die höhern Stände sie schon verloren hatten.

Vierzehntes Buch.

Die Luxenburgischen Kaiser.

Kapitel CCCXIV.

Charakter dieser Zeit.

Der widersprechende Charakter der folgenden Zeit läßt viele Täuschungen zu, gegen die wir uns im voraus verwahren wollen. Weil darin die Keime der folgenden Zeit gepflegt wurden, hat man einseitig das Gute gepriesen und das Feindselige, Kleinliche, ja Niederträchtige, was der Verfall der alten Größe und die unreife, einseitige Verstandesrichtung mit sich brachten, übersehn. Andre dagegen haben wieder mit Recht die Entheiligung vergangner Größe beklagt, den Mangel großer Männer und Thaten in Vergleich mit dem frühern Mittelalter nicht verschmerzen können, aber dabey auch auf das mannigfaltige Gute keine Rücksicht genommen, das den alten Uebeln entgegentrat und langsam aber sicher immer segensvoller sich entfaltete. Wenn wir aber, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, diese Zeit als eine nothwendige Uebergangsperiode betrachten, so müssen wir eingestehen, daß sie sich in Tugenden und Mängeln durchaus nicht anders äußern konnte. Es ist nicht einmal schicklich, die ganze Zeit, geschweige einzelne Männer und Thaten darin, einem einseitigen Lob oder Tadel zu unterwerfen. Da ihr Charakter wesentlich Auflösung, Kampf und Uebergang von einer Bildungsstufe zur andern ist, so

muß nothwendig etwas Feindseliges in ihr herrschen; da die Kraft der alten Zeit darin welkend, die der neuen erst in unreifer Entwicklung erscheint, so muß sie nothwendig viel Kleinliches darbieten, und da sich nichts Einiges und Ganzes darin weder erhalten kann, noch schon gestaltet hat, so muß sie nothwendig hinter dem Frieden, Ruhm und Glanz der frühern, wie der spätern Zeit zurück stehn. Da aber die Auflösung von oben anfing, das neue Heil von unten ausging, so ist die Papst- Kaiser- und Fürstengeschichte am wenigsten erfreulich, und was sich dagegen in den untern Ständen in ritterlichem Geist, Bürgertugend, bäurischem Freiheitssinn und in Kunst und Wissenschaft regte, höchst würdig und anziehend.

Kapitel CCCXV.

Rudolf von Habsburg.

Die Verwirrung in Deutschland hatte zu sehr überhand genommen, daß sich nicht das in der Nation schlummernde Rechtsgefühl wieder hätte regen sollen. Damit verband sich auch ohne Zweifel das Ehrgefühl, das den Ruhm der Nation durch einen tüchtigen Kaiser zu erneuern wünschte. Ein Kaiser also ward lebhaft herbeygesehnt. Die Fürsten selbst, denen Ritter und Bürger höchst gefährlich zu werden drohten, hätten nichts sehnlicheres zu wünschen, als einen Kaiser, der die untern Stände zu bezähmen verstünde, ohne doch der obern Meister zu werden. Sehr scharfsinnig und glücklich traf deshalb ihre Wahl den tapfern Grafen Rudolf von Habsburg. Er war ganz der Mann, das niedre Volk in Furcht und Liebe zu beherrschen, während ihm jenes höhere Genie der alten Kaiser, auch die höheren Stände umsichtig zu leiten, durchaus abging; und überdem blüheten ihm sechs

schöne Töchter, die sich vortrefflich dazu eigneten, durch Vermählungen ein starkes Band um die regierenden Häuser zu schlingen.

Rudolf, der tapferste Fehdeheld seiner Zeit, lag eben vor Basel und bekämpfte die gemeinen Bürger dieser Stadt, weil sie die Patrizier vertrieben hatten, als Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, ihm die Bothschaft seiner Ernennung zum Kaiser brachte. So trafen sich in glücklicher Vorbedeutung die Ahnherren der beiden jetzt mächtigsten deutschen Fürstenhäuser. Rudolf, ein starker, schöner, feuriger, und zu Allem kühner Held, empfing 1273 zu Aachen, in großer Pracht von den Churfürsten bedient, die Krone Kaiser Karls mit einer natürlichen Würde, und ergriff, da das Scepter abhanden gekommen, ein Crucifix, als das heiligste Symbol der Macht. Eben so sicher und vollkommen von dem ehrlichen Vorsatz erfüllt, dem Vertrauen des Volkes zu entsprechen, schwur er, den Frieden herzustellen und Recht zu üben nach Kräften.

Indeß nahm Rudolf als Kaiser eine ganz andre Stellung an, als seine Vorgänger, und suchte, indem er auf der einen Seite mit den größten Pflichten zugleich die größten Rechte des kaiserlichen Ansehns aufgab, auf der andern im Kleinen desto mehr seiner Pflicht zu genügen oder seine Rechte zu befestigen. Dies erklärt sich zum Theil aus den veränderten Verhältnissen, die ein Auflösen der kaiserlichen Macht schon heilsamer finden ließen, als einen halsstarrigen Kampf um ihre Wiederherstellung, theils auch aus dem Charakter Rudolfs, der zu einzelner, kleiner Thätigkeit hinneigte und große Verhältnisse nicht zu umfassen wußte, eben darum aber selbst wieder aus dem Charakter der ganzen Zeit herfloß.

Zunächst handelte Rudolf der alten Idee eines Kaisers gänzlich zuwider, indem er den Rechtsstreit mit dem

Papst und sein Recht auf Italien aufgab und sich aus einem römischen Kaiser freiwillig zu einem bloßen deutschen König erniedrigte. Was er dort verlor, konnte seine ausschließliche Thätigkeit für Deutschlands weltliche Angelegenheiten auf der andern Seite ersetzen; indeß war es ein Verlust, der Vortheil nur mit einem Nachtheil erkauft und an das mittelalterliche Gebäude die zerstörende Hand gelegt. Rudolf machte keinen Anspruch an die Kirche, ihm graute, zum Theil aus Mangel an umfassendem Genie, zum Theil im Bewußtseyn seiner Schwäche, vor den italienischen Angelegenheiten, und er soll sogar den Ausspruch gethan haben, Italien sey eine Löwengrube, zu der viele Fußtritte hinein, aber wenige herausführten, Worte, die einem verständigen Privatmann allerdings wohl anstanden, von einem römischen Kaiser aber damals noch leichtsinnig und unrühmlich scheinen mußten. Dem Anspruch, den die Kirche dagegen an ihn machen mußte, weil ihre Verhältnisse sich innig durchdrangen, kam er durch ein Concordat entgegen, worin er dem Papst alles bewilligte, was er verlangte, um von dieser lästigen Sache nur so gut als möglich los zu kommen. Der Papst, Gregor X, der sich seine Gleichgültigkeit nicht zu erklären wußte, kam selbst nach Lausanne, das Concordat abzuschließen.

Sodann gab Rudolf auch das alte Verhältniß des Kaisers zu den Fürsten freiwillig auf, und erniedrigte sich von ihrem Oberhaupt mehr zu ihresgleichen. So ließ er namentlich von den Churfürsten seine kaiserlichen Verordnungen durch s. g. Willebriefe bestätigen, womit er theils seiner eignen Würde, theils den Rechten der niedern Stände vieles vergab. Er vermied dadurch zwar die alten Fehden zwischen Kaiser und Fürsten und gewann freie Hand, nun in den untern Ständen die Zucht und Ordnung herzustellen; aber der Gewinn war hier

wieder nur mit einem Verlust erkauft und die Auflösung des Kaiserthums noch weiter gefördert.

Während sich also Rudolf weder mit dem Papst noch mit Italien, noch mit den Fürsten befaßte, so daß er sich nicht einmal in die verderblichen Händel mischte, die sich unter den nordischen Fürsten wegen Theilungen und Erbschaften erhoben, schien es seiner kaiserlichen Pflicht vollkommen zu genügen, wenn er alle Kräfte gegen die niedern Stände richtete und besonders die Raubnester des übermüthigen Adels zerstörte. Das gab ihm zugleich Gelegenheit seinen angebornen Hang zu kleinen Fehden, Schlachten und Belagerungen zu befriedigen. So zwang er namentlich 1276 den Grafen Eberhard von Würtemberg zur Ruhe. Er erwarb sich damit große Verdienste um den Frieden und Wohlstand der Bürger und um den Handel, so wie auch die Bauern, die durch die Fehden am meisten litten, den Kaiser als Friedensstifter segneten, und diese Vortheile heben allerdings einen großen Theil jener Nachtheile auf.

Kapitel CCCXVI.

Ottokar von Böhmen.

Ottokar, ein stolzer Fürst, damals in Deutschland der mächtigste, Herr über Böhmen, Mähren, Oesterreich und Kärnthen, versäumte dem Kaiser zu huldigen, weil er selbst gern Kaiser geworden wäre. Dies durfte Rudolf nicht dulden, denn wenn er auch den Italienern die Huldigung schenkte, so gab er doch dort das Recht nur auf, um es hier desto kräftiger zu handhaben. Zugleich waren die österreichischen Stände mit dem harten und übermüthigen Ottokar unzufrieden, und Rudolf konnte hoffen, sie für sein Haus zu gewinnen. Er sprach also Oesterreich und Kärnthen als verfallnes Reichslehn dem

König ab und bereitete sich zum Kriege. Die nordischen Fürsten hatten mit sich selbst zu thun und ließen den Kaiser im Stich. Baiern und Ungarn versprachen ihm nur die Hülfe. So konnte Rudolf nur ein verhältnißmäßig geringes Heer von Schwaben und Rheinländern aufbringen. Seine große Zuversicht des Sieges aber und der Ruhm seiner Thaten flößten dem Böhmenkönig so viel Furcht ein, daß er es nicht zum Kriege kommen ließ, freiwillig den Lehenseid leistete, Oesterreich und Kärnthen abtrat und den Frieden durch eine Heirath seines Sohnes mit einer Tochter Rudolfs zu befestigen versprach. Ottokar erschien 1276 im glänzendsten Schmuck eines böhmischen Königs auf einer Insel der Donau. Da empfing ihn Rudolf unter einem Zelt in der schlechtesten Reiterkleidung und ließ in dem Augenblick, da der König kniend vor ihm den Eid der Treue leistete, das Zelt aufheben, um vor allem Volk den mächtigen Fürsten zu beschämen. Dies war kleinlich und unedel, und der Vorwurf der Eitelkeit trifft den Kaiser allein, denn der Fürst that seine Pflicht, indem er seiner Würde gemäß bei einer feierlichen Handlung erschien, und er konnte gewiß nicht bei einer Gelegenheit prahlen wollen, die ihn ohnedies demüthigte. Da er überdem alles Billige geleistet, so war es eben so ungroßmüthig, als dem Reiche schädlich, ihn durch Spott aufs neue zu reizen. Es mag daher der Königin nicht verdacht werden, wenn sie ihren Gemahl antrieb, den unverdienten Schimpf zu rächen.

Unterdeß suchte sich Rudolf in Oesterreich festzusetzen. Er wagte zwar noch nicht, dies Land gradezu an sein Haus zu bringen, gewann aber Adel, Städte und Bischöfe je einzeln durch liebreiches Betragen und bewog namentlich die geistlichen Herren, seinen Söhnen eine Menge einzelne Lehen zu geben, durch welche sie festen Fuß im Lande faßten.

Ottokar, von seiner ehrliebenden Gemahlin unaufhörlich angeregt, brach endlich den Frieden und zog mit aller seiner Macht in den entscheidenden Kampf gegen Rudolf. Dieser aber traf ihn mit dem Kern des oberdeutschen Adels und der Städte 1278 auf dem Marchfelde bei Wien und schlug ihn aufs Haupt. Ottokar selbst kam nach heldenmüthiger Gegenwehr durch einen Bürger von Zürich ums Leben. Die Fehde ruhte, und Wenzel, Ottokars junger Sohn, behielt Böhmen und Mähren.

Kapitel CCCXVII.

Landfrieden.

Nach Ottokar regte sich kein bedeutender Feind mehr, vorzüglich deswegen, weil der Kaiser dem Papst, den Italienern und den Fürsten alles das im voraus nachgab, worüber hätte Kampf entstehen können. Er überließ sogar dem Karl von Anjou außer Neapel und Sicilien auch die Provence, den südlichen Theil Burgunds und gab somit dies schöne Land auf immer vom Reiche weg. Dagegen erwarb er seinem eignen Hause endlich 1282 ganz Oesterreich. Die Nachgiebigkeit, die er theils den österreichischen Ständen, theils den übrigen Fürsten bewies, bewirkte, daß jene seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf zu Herzogen annahmen, und diese durch Willebriefe die Besitznahme bestätigten.

Das zweifelhafte Verdienst, die großen Feinde durch Nachgeben beschwichtigt zu haben, setzte Rudolf in den Stand, das unzweifelhafte zu erringen, die kleinern Feinde wirklich zu bewältigen. Hier that er außerordentlich viel. Er zog von Reichstag zu Reichstag, um Landfriedensschlüsse durchzusetzen, und von Land zu Land, um diesen Frieden mit Gewalt zu handhaben. Seine Schnelligkeit, sein Kriegsgeschick, mehr noch die gute Absicht und das Recht, das er für sich hatte, so wie die strenge

Gerechtigkeitspflege, die er überall anwandte, ohne je in unziemliche Nachgiebigkeit oder tyrannische Härte zu verfallen, ließ ihn überall den Sieg gewinnen. Man hieß ihn das lebendige oder wandelnde Gesetz (lex animata), eine Menge großmüthiger und gerechter Handlungen und Sprüche wurden von ihm sprichwörtlich, und überhaupt that er viel Großes im Kleinen. Das Volk, das selbst nur vom Einzelnen ausging und nicht weiter zu sehn vermochte, hielt eine artige Anekdote von Kaiser Rudolf für mehr werth, als ein großes Institut seiner Vorgänger und vererbte seine Bewunderung des ritterlichen Kaisers bis auf die späte Nachwelt. Viel trug zu seinem verdienten Ruhm auch der Umstand bei, daß er in den öffentlichen Verhandlungen die deutsche Sprache einführte, theils weil er selbst nicht lateinisch verstand, theils weil er in seinem natürlichen Sinn einen Widerspruch darin fand, daß die Sprache des Volks und der Regierung sich fremd seyn sollten. Nur die Betrachtung, daß die Fürsten ganz still saßen, während Rudolf persönlich zugleich als Richter und Henker ihnen das Land reinigte, als ob er in ihrem Dienst gewesen wäre, und daß, während das Raubgesindel bezwungen, und die Rechtspflege in Rudolfs Gegenwart gebessert ward, alles andre im Reiche blieb, wie es war, und vieles verloren ging, muß die Bewunderung etwas niederschlagen. Auch war diese persönliche Thätigkeit des Kaisers nur auf die Gegenwart berechnet und nach seinem Tode blieb kein Institut zurück, was den Frieden, den er erkämpft, hätte bewahren können.

Bedeutende Kämpfe treten unter jenen Strafhandlungen des Kaisers nicht hervor, als etwa folgende. Am Rhein erschien 1285 zu Muß ein gewisser Friedrich Holzschuh, der sich für den auferstandnen Friedrich II ausgab, aber seine Rolle bald ausgespielt hatte. In

Schwaben erneuerten Eberhard von Würtemberg, Rudolf von Baden und sechszehn andre Grafen die räuberischen Fehden gegen die Städte. Noch jetzt geht die Sage, sie hätten sich den Neckar entlang von allen Burgen Signale gegeben, die Waarenzüge der Kaufleute sicher abzufangen. Rudolf bezwang sie nach der Einäscherung der Burg Stuttgart 1286. Auch nach Burgund that Rudolf mehrere siegreiche Züge gegen die abtrünnigen Grafen von Burgund (franche comté) Mümpelgard und Savoyen, und heirathete zur Befestigung der Ruhe in diesen Gegenden noch spät die Gräfin Agnes von Burgund. Die Stadt Bern aber, einst vom Zähringer Berthold gegründet, und seit dem Fall der Herzogthümer Schwaben und Burgund frei und mächtig, wagte Rudolf den Zuzug zu versagen und die Thore zu verschließen und vertheidigte sich so tapfer gegen ihn, daß er 1288 unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Am strengsten verfuhr er in Thüringen, wo er allein 66 Burgen zerstörte und 29 adelige Räuber zu Ilmenau 1290 aufhenken ließ.

Rudolf wünschte sehnlichst, die Kaiserwürde in seinem Hause erblich zu machen und betrieb die Nachfolge seines Sohnes mit großem Fleiß. Die Fürsten ließen sich aber nicht darauf ein, und Rudolf starb in Unmuth darüber 1291. Kaum war er todt, so zeigte sich, wie wenig sein Verfahren gefruchtet. Alle Fehden lebten von neuem auf, der Raubadel stellte seine Schlösser schnell wieder her; was aber Rudolf von den kaiserlichen Rechten, und vom Reich in Italien und Burgund verloren, war und blieb verloren.

Kapitel CCCXVIII.

Adolf von Nassau.

Unter den damaligen Fürsten war kein einziger großer Mann, es hatte sich aber aller eine gewisse Klugheit

bemächtigt, vermöge welcher sie ohne Scham und Scheu sich überboten, beim neuen Kaiserwechsel die Krone zu berauben und aus dem Raube je das beste Stück davon zu tragen. Otto von Brandenburg bot seine Churstimme feil, und mit ihm verkauften alle andern ihre Stimmen an Gebhard von Cölln gegen Geld oder Versprechungen. Dieser machte dann willkührlich seinen armen Vetter, den Grafen Adolf von Nassau, zum König, der, um sich selbst durch die kaiserliche Würde bereichern zu können, für die Erwerbung derselben eine Capitulation annahm, vermöge welcher er allen Fürsten an Vorrechten oder kaiserlichen Gütern zugestehen mußte, was sie verlangten.

Adolf war ein tapfrer Ritter und hatte sich als solcher früher nie unedel benommen, aber ein Reich zu regieren war seine Sache nicht, und vom Schimmer der Krone geblendet, that er zahllose Mißgriffe, worunter immer der erste und größte die Annahme der Krone selbst war, da er sie mit schimpflichen Bedingungen erkaufte. Er konnte nur immer tiefer in Schmach sinken. Rudolfs mächtigem Sohn, Albrecht von Oesterreich, der selbst nach der Krone strebte, ließ er Freiheit, in den Oberlanden nach Willkühr zu tyrannisiren. Burgund ließ er durch die Heirath eines französischen Prinzen an Frankreich fallen. Polen ließ er unabhängig und ein eignes Königreich werden. An Italien ward vollends gar nicht gedacht. Dagegen ging er einen durchaus schimpflichen Handel mit England ein und nahm Sold von diesem Lande, um für dasselbe die Franzosen zu bekriegen, that es aber nicht, sondern kaufte vielmehr Albrecht dem Entarteten Meißen und Thüringen ab. Dieser Albrecht hatte die Tochter Friedrichs II zur Gemahlin und trug zu ihr und seinen eignen Kindern einen unnatürlichen Haß. Er vertrieb auf der Wartburg die Mutter von den Kindern, und sie, von Schmerz und Wuth ergriffen,

biß den ältesten, Friedrich, in die Wange, zu einem Zeichen, daß er sie rächen solle. Der Vater aber enterbte die Söhne und gab sein Land dem Kaiser gegen Geld. Jene, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diegmann, von den wackern Thüringern unterstützt, befreiten sich aus des Vaters Haft und kämpften ritterlich gegen ihn und den Kaiser, wurden aber durch Uebermacht überwunden und das Land ihnen entrissen. Endlich versah es Adolf, indem er sich aus der Vormundschaft seines Vetters Gebhard loszureißen suchte. Dieser geistliche Herr neigte sich sofort auf die Seite des Habsburgischen Albrecht, der sich längst vorbereitet, die Krone mit Gewalt zu erobern. Gebhard veranstaltete zu Mainz eine feierliche Absetzung Adolfs, wozu ihm das schlechte Betragen dieses Kaisers hinlänglich Anlaß gab. Albrecht aber brach mit einem gewaltigen Heer gegen seinen Nebenbuhler auf, überwand ihn bei Worms und soll ihn mit eigner Hand in der Schlacht umgebracht haben, 1298.

Kapitel CCCXIX.

Albrecht.

Albrecht war ein ausgezeichneter Mann und steht einzig in der Geschichte da. In ihm lebte der erhabne Stolz und die eiserne Härte der alten Gibellinen wieder auf und vereinigte sich mit einem seltnen Genie, in der Begründung einer unbeschränkten Fürstenmacht und in deren Verbindung mit dem Kaiserthum diesem neuen Glanz zu geben. Dies war auch das einzige Mittel, wodurch unter den damaligen Umständen dem kleinlichen Wesen ein Ende gemacht werden konnte. Er gab hierin der Folgezeit Beispiel und Regel. Seine Politik blieb fortan im Hause der Habsburger unverändert herrschend, und alle andern Häuser spiegelten sich daran.

Zum Herrscher geboren benahm sich Albrecht stets mit einer ehrfurchtgebietenden Majestät, und sein kaiserlicher Anstand war nichts Angenommenes, sondern eine natürliche Folge seiner echten Herrschergaben. Bedenkt man aber, daß er nicht wie zur alten Zeit eine Macht vorfand, die er nur verwalten durfte, sondern sie erst gewaltsam schaffen mußte, so erklärt man sich leicht eine kalt berechnende Politik, eine durchgreifende nicht selten tyrannische Härte dieses Mannes, die ihm eben so oft allzu bitter vorgeworfen ist, als man seinen Vater über die Gebühr gepriesen hat. Man tadelt an ihm mit Recht den Haß, mit dem er die Freiheiten der untern Stände verfolgt; indeß mußten ihm, der immer ins Große dachte und als Kaiser so denken mußte, die umständlichen Verhandlungen mit den tausendfach verschieden privilegirten kleinen Herren und Gemeinden mit Recht im höchsten Grade lästig und im Regiment hinderlich erscheinen. Eine Vereinigung dieser zerrissenen Stände unter ein Haupt und ihrer Rechte unter ein Gesetz, lag mit Nothwendigkeit in der Entwicklung der Zeit und ist unabweislich eingetreten. Das alte Land der Herzogthümer war zerrissen und nicht mehr herzustellen; die neue Fürstenmacht allein bot sich als das nächste und darum natürliche Band dar. Albrechts Streben rechtfertigt sich also durch die Lage der Dinge und durch die Folgezeit, die sein System als natürliche Entwicklung der Zeit überall hat herrschend werden lassen. Natürlich aber war es wieder, daß Albrecht allzu einseitig den Gedanken der einigen Fürstenmacht pflegte und alle Rechte der Einzelnen mit Füßen trat. Dies hat sich denn auch bitter an ihm gerächt, durch einen schmachvollen Tod und durch den Haß der ihm auch im Tode noch folgte. Viel trug dazu die Häßlichkeit seiner Person bei, denn er war einäugig und sein stolzes Wesen ohne Milde abschreckend freudelos.

Kapitel CCCXX.

Wachsthum des Hauses Habsburg.

Die Fürsten erschraken bald, als sie bemerkten, mit welcher Kühnheit und Umsicht Albrecht darauf ausging, das halbe Reich unter seinen Fürstenhut zu bringen, um wahrscheinlich die andre Hälfte nachzuholen und auf diese Weise wieder Einheit ins Reichsregiment zu bringen. Da aber jeder das gleiche Recht zu haben glaubte, so erzeugte sich ein Widerstand, der augenscheinlich bewies, daß von dieser Seite dem Kaiserthum schwerlich geholfen werden könne, und daß die Deutschen unter mächtige Fürsten getheilt bleiben würden.

Albrecht verfolgte das doppelte Ziel, seine Fürstenherrschaft nach außen zu erweitern, und nach innen stark und einig zu machen. Er kaufte daher andern Fürsten, Bischöfen, selbst einzelnen Rittern eine zahllose Menge kleiner Güter, Lehne, Rechte ab und auch das kleinste war ihm nicht zu gering, wenn es nur sein Ländergebiet oder sein Herrenrecht um etwas vergrößerte. Da ihm aber Adolf nie im Wege stand und er nachher selbst Kaiser ward, so verfuhr er, wo er durch Kauf und Vertrag nichts erreichte, oft gewaltsam und zwang kleine Herren und Gemeinden seine Herrschaft anzunehmen oder ihm irgend etwas abzutreten. Damals erwarb Habsburg in der Schweiz, in Schwaben und Tyrol zahlreiche Besitzungen. Was aber einmal unter das Banner von Habsburg gehörte, ward gänzlich vom Hofe abhängig gemacht. Den Adel zog er aus seinen Burgen und schuf ihn in ein glänzendes Gefolge seiner Person um. Sogar Uniformen erfand er schon und 500 gleichgekleidete Ritter bildeten ihm eine Art von Leibwacht. Dagegen ließ er die erkauften oder abgetretnen Landschaften, Städte und Burgen durch beamtete Vögte verwalten. Auch die

Trennungen des Habsburgischen Landgebiets unter die Familienglieder war er eifrig bemüht zu verhüten, und enthielt daher seinem jungen Vetter Friedrich die ihm gebührenden Alode in der Schweiz.

Da Albrecht 1298 Kaiser geworden, gab er sich alle mögliche Mühe durch neuen Ländererwerb seine Macht zu erweitern. Verfallne Lehne und Staatsbündnisse boten ihm dazu von selbst Gelegenheit. Aber zum Theil selbst zum Schaden des Reichs wachten die Fürsten mit ängstlicher Eifersucht, daß ihm seine Plane nicht gelängen. Da der letzte Graf von Holland 1300 starb, setzten sie sich heftig gegen seinen Anspruch und verhalfen dem Grafen Johann vom Hennegau zur Nachfolge. Da Albrecht, durch eine Heirath seines Sohnes Rudolf mit einer französischen Prinzessin, Burgund als Heirathsgut zugleich an sein Haus und ans Reich zurückbringen wollte, wehrten es die Fürsten einstimmig. Als er endlich die einträglichen Rheinzölle als alte Regalien wieder an sich ziehn wollte, empörte sich der kecke Erzbischof Gerhard öffentlich gegen ihn, bedeutete ihm, er habe noch mehr Kaiser in der Tasche und bewog nicht nur die Fürsten, ihn vor Gericht zu laden, sondern durch den Papst Bonifacius VIII ihm mit den Bann zu drohen. Albrecht aber war rasch bey der Hand, überfiel den Erzbischof und zwang ihn zu einem demüthigen Vergleich. Als 1306 mit dem jungen Wenzel das alte Geschlecht der Böhmischen Könige hinschied, wollte Albrecht auch seine Länder als Kaiser ansprechen, aber die Fürsten ließen es wieder nicht zu und halfen dem Herzog Heinrich von Kärnthen zur böhmischen Krone. Auch mit Eberhard von Würtemberg, der im kleinen die Habsburger nachzuahmen strebte, kam Albrecht in nachbarliche Fehde, da sich ihre Ansprüche oft berührten. Auch Thüringen wollte Albrecht nicht fahren lassen, da es von Adolf ans Reich

gebracht worden. Aber Friedrich mit der gebissenen Wange schlug die Kaiserlichen 1307 bey Lucca aufs Haupt und 1309 abermals bey Barna und kam in den Vollbesitz seines Erbes, überließ aber die Lausitz an Brandenburg. Die heldenmüthige Ausdauer dieses Fürsten im Unglück und die Treue seiner Thüringer ist eine schöne Erscheinung jener Zeit. Merkwürdig ist damals noch das Aussterben des alten ungarischen Königshauses Arpad, an dessen Stelle das französische Haus Anjou mit Ludwig, dem Sohne Karls von Neapel, 1307 auf den Thron gelangte.

Kapitel CCCXXI.

Wilhelm Tell und das Grütli.

Das an sich heilsame Streben Albrechts nach Einheit ging in der Ausführung höchst einseitig auf Vernichtung alles Besondern aus und wollte die Eigenthümlichkeiten weder einzelner Gegenden noch einzelner Stände dulden, sondern lieber alles in steife Uniformen sperren und die Gleichheit nirgends anders einführen, als in der Knechtschaft aller. Es läßt sich auch leicht erklären, denn ein Aeußerstes weckt immer das andre; und die bunteste Verwirrung rief hier die eintönigste Ordnung hervor. Die Gegensätze trafen sich aber allzu scharf, daß nicht ein heißer Kampf entstanden wäre, und jenes einförmige Wesen war der Zeit nach zu fremd, als daß es sich sogleich hätte befestigen können. Da aber, wo die Natur selbst in der erhabensten Eigenthümlichkeit den kühnen, freien, himmelstürmenden Gebirgen und den kühnen Menschen die es bewohnen, den unveränderlichen Stempel aufgedrückt, da mußte jede Berechnung, wie etwa Berg und Mensch zu planieren wären, in ihrer Nichtigkeit erprobt werden. Die Alpensöhne gaben den

Beweis, daß Einheit auf Kosten der natürlichen Verschiedenheit unnatürlich und unerträglich sey, und daß, wenn das kostbare Gut der natürlichen Einheit verloren gegangen, wenigstens die Eigenthümlichkeit gerettet werden müsse. Freilich war ihr Vortheil auch nur mit einem Nachtheil erkauft und die Auflösung des Reiches wieder um einen Schritt gefördert.

Schon kannten die drey Waldstätte den Sinn Albrechts und neuten gleich nach seines Vaters Tode ihr früheres Bündniß, wenn ihre Freyheit bedroht werden sollte. Diese Gefahr kam bald. Albrecht erbte von seinem Vater die Reichsvogtei über die freien Bauern und ließ sie durch Untervögte verwalten. Zugleich waren diese unmittelbar freien Bauern des Reichs von den zahlreichen Lehnen der österreichischen Herrschaft umringt, wo andre Vögte Albrechts gradezu das Herrenrecht übten, denn der meiste Adel war am Hofe und seine Burgen und Lehne von Albrecht ausgekauft. Die Reichsvögte strebten nun eben so unumschränkt gebiethen zu dürfen, wie die Fürstenvögte, und Albrecht selbst suchte die unabhängigen Bauern durch jedes Mittel zu bewegen, die Reichsunmittelbarkeit und das Alodrecht aufzugeben, und dagegen Oesterreichs Vasallen zu werden. Geld, Versprechungen, Verführungen Einzelner, Drohungen, endlich offenbare Gewalt sollten das Werk fördern und eines Widerstandes war man von den armen Bauern kaum gewärtig. Da geschah es, daß ein Herr von Landenberg, Burgvogt zu Sarnen im Land Unterwalden einem alten Bauer im Melchthal die Augen ausstechen ließ, weil sein Sohn Arnold den Knecht des Vogts geschlagen, der widerrechtlich ihm die Ochsen vom Pflug gespannt. Arnold aber floh ins Gebirg und stiftete heimlich Verschwörung. Zwey andre Burgvögte, von Wolfenschieß und von Schwanau wurden um Unzucht willen

von kühnen Bauern todt geschlagen. Der Reichsvogt aber, der zu Uri saß, Herrmann Geßler von Bruneck, war von allen der schlimmste. Der ließ eine Burg bauen unfern Altorf und mit Oestreichs Knechten bewachen, um die Bauern ganz in seine Gewalt zu bekommen, und er nannte die Burg spöttisch Zwing-Uri. Auf dem freien Platze von Altorf aber ließ er eine Stange hinpflanzen mit dem Fürstenhuth von Oesterreich und wer vorbeyging und den Huth nicht demüthig grüßte, als ob es der Herzog selbst gewesen wäre, den ließ er in schwere Fesseln legen. Da kam ein Bauer des Wegs daher, Wilhelm Tell von Bürgeln, ein Urner, des Landes bester Schütz, der versagte dem leeren Huth trutzig den Gruß und ward angehalten. Geßler aber trat dazu und ersann eine teuflische Bosheit. Er ließ dem Tell die Wahl, zu sterben oder von seines eignen Sohnes Haupt einen Apfel zu schießen. Tell traute seiner Kunst und that den Schuß. Der Apfel fiel und sein Kind blieb unversehrt. Da fragte der Vogt den Schützen, warum er noch einen zweiten Pfeil zur Hand genommen, und gab ihm Versicherung seines Lebens, wenn er es ihm sagen wolle. Tell zauderte nicht und sprach: mit diesem Pfeile hätt' ich dich durchbohrt, wenn ich mein Kind verletzt. Gut, sprach der Vogt, das Leben hab ich dir gesichert, aber ich will mich wahren vor deinem Pfeil und dich führen, wo dich nicht Sonne noch Mond bescheint. Sie schlugen den Tell in Banden und Geßler nahm ihn mit sich über den See. Da kam ein Sturm und wollte sie verschlingen. Die Schiffer zagten. Da sollte Tell aus der Noth helfen, denn er war der beste Schiffer wie der sicherste Schütz. Von den Ketten befreyt steuerte der kühne Mann rüstig gegen die Wogen, ersah sich aber die Gelegenheit und sprang mit einem gewaltigen Sprung ans Felsenufer, in der Hand die Arm-

brust, indem er das Schiff gewaltig in den See zurückstieß. Dann ging er um den Rigiberg an den Hohlweg bey Küßnacht, der vom Vierwaldstätter- zum Zugersee führt und lauerte mit dem letzten Pfeil auf Geßler, der diesen Weg kommen mußte. Der Vogt entkam vom See, doch in der hohlen Gasse traf ihn Tells Pfeil ins Herz, 1307.

Mittlerweile hatten Arnold vom Melchthal für Unterwalden, Walther Fürst für Uri und Werner Stauffacher für Schwyz zum Kampf um die alte Freiheit sich verschworen und jeder zehn ehrbare Bauern seines Landes bey nächtlicher Weile auf das Grütli, eine einsame Matte am Ufer des Vierwaldstättersees, geführt, wo sie den Bund der Freiheit schworen und die Anstalten des Kampfes trafen. Der Neujahrstag 1308 ward zum allgemeinen Angriff der Oesterreicher fest gesetzt. Da erstiegen sie mit List die Burgen des Landes, brannten sie nieder, warfen den letzten Vogt Landenberg und seine Knechte mit gewaffneter Hand zum Lande hinaus und beschlossen völlig frey und unabhängig zu leben und zu sterben.

Bevor aber Albrecht zur Rache sich gerüstet, traf ihn ein schmählicher Tod. Lange schon war sein Vetter Johann ergrimmt, daß ihm sein Erbe vorenthalten blieb. Beyde befanden sich in Baden an der Limmat, unfern Habsburg; da bat Johann noch einmal um das Erbe, auf dem sie standen. Albrecht aber spottete seiner als eines kindischen Jünglings, der nicht ans Regieren denken solle. Als sie aber bald darauf nach Rheinfelden ritten, und über die Reuß setzten, am Fuß der Habsburg, da ersah Johann mit einigen Edelleuten, die sich mit ihm verschworen, die Gelegenheit und brachte den unglücklichen Kaiser meuchlings ums Leben, 1308.

Mit dem Schweizerbund zugleich entstand 1307 ein Bund der schwäbischen Städte gegen die übermüthigen Ritter, vorzüglich Würtemberg, der aber erst in der Folge zu einer wichtigen Thätigkeit gelangte.

Kapitel CCCXXII.

Frankreich, die Päpste, die geistlichen Ritterorden.

In dem Augenblick, da das Haupt Europa's schwach wurde, mußten die Glieder sich stärken. Wie Deutschland als einiger Reichskörper allmählig sich aufzulösen bestrebt, mußten die Nachbarstaaten um so unabhängiger, ja auf Kosten des Reichs mächtiger werden. Und wie hätte den Fremden noch die alte Ehrfurcht vor der Oberherrschaft des Kaisers gelten sollen, da die deutschen Fürsten sie selbst zu erniedrigen strebten. Da ward wiederum die Auflösung unheilbar gefördert.

Frankreich ist der natürliche Nebenbuhler Deutschlands immer gewesen und mußte in dem Augenblick wieder aus dem Schatten hervortreten, als der Glanz der deutschen Kaiserkrone sich verdunkelte. In der That machte sich dieses Land zu Anfang des 14ten Jahrhunderts auf dreifache Weise über das Reich geltend; zunächst durch die innre Einheit die es gewann, indem der König, damals Philipp der Schöne, die Stände, Clerus, Adel und Städte um den Hof in eine starke Monarchie vereinigte, während grade das deutsche Reich sich zerstückte; sodann durch den großen Ländererwerb, indem Frankreich, Neapel, Sicilien, die Provence, die Grafschaft Burgund und durch Erbschaft sogar Ungarn an sich riß, drittens durch den Einfluß, den Frankreich auf den Papst gewann und der demjenigen entsprach, welchen einst der deutsche Kaiser über Rom ausgeübt.

Wir haben gesehen, daß die Päpste zur Zeit der Hohenstauffen bey Frankreich Schutz gesucht gegen die Gibellinen. Innocenz IV nahm sogar seinen Aufenthalt in Frankreich. Die Entfernung von dem wilden Italien brachte den Päpsten viele Vortheile, noch mehr den französischen Königen, indem sie jene zu ihren Zwecken zu benutzen wußten. Darum blieben fortan alle Päpste in Avignon und Frankreich, erst freiwillig, dann durch tausend Mittel überlistet und endlich gewissermaßen gezwungen.

Ein vorzügliches Hinderniß der monarchischen Gewalt in Frankreich waren die Ritterorden. Diese völlig unabhängigen, stolzen und überaus mächtigen Gesellschaften, die ihre reichen Güter in ganz Europa, vorzüglich aber in Frankreich zerstreut hatten, waren nicht nur selbst Feinde der Könige, sondern auch eine Stütze des übrigen Adels. Philipp der Schöne beschloß sie daher zu verderben, und der Papst gab seine Stimme dazu, weil das müßige Leben und die Bildung des Morgenlandes die Ritter auf allerley Ketzereien geführt hatte. Der Bannstrahl traf aber nur die Tempelherren, als die freiesten und gefährlichsten, denn die deutschen Ritter hatten sich in den hohen Norden zurückgezogen und die Johanniter waren von einem mehr friedlichen Charakter. Nach dem gänzlichen Verlust des Morgenlandes hatten die Templer ihren Hauptsitz nach der Insel Cypern verlegt und drohten der Heimath noch näher zu kommen. Mit schlauer List aber ward ihr Großmeister Jakob von Molay und der Kern der Ritterschaft nach Frankreich gelockt 1306, ein feyerlicher Prozeß gegen den Orden eingeleitet und dieser endlich 1314 aufgehoben. Molay und viele andre wurden als Ketzer verbrannt. Des Ordens Güter fielen, auch in Deutschland, an die Johanniter, die 1310 ihren neuen Sitz auf der Insel Rho-

dus aufschlugen. Zu derselben Zeit nahm der deutsche Orden seinen Hauptsitz in Marienburg in Preußen.

Kapitel CCCXXIII.

Heinrich VII von Luxenburg.

Philipp der Schöne wagte sogar, für seinen Bruder Karl die deutsche Kaiserkrone anzusprechen, ward aber von den Churfürsten zurückgewiesen, weil diese durchaus keinen mächtigen Kaiser haben wollten. Selbst der Pabst fürchtete sich davor und arbeitete Frankreich in dieser Sache entgegen. So kam durch die Bemühung Peter Aichspalters, der, ein seltnes Beispiel, als ein bürgerlicher Arzt sich bis zum Erzbischof von Mainz emporgeschwungen, der edle Graf Heinrich aus dem alten berühmten Hause Luxenburg auf den deutschen Thron, nachdem er sich freilich wieder eine neue Capitulation und eine demüthige Unterwerfung unter den Papst hatte gefallen lassen müssen.

Heinrich war ein hochberühmter Turnierheld und zu Wasser und Lande durch abentheuerliche Fahrten zu großen und kühnen Gesinnungen gereift. Darum schlug er auch in den Geist der alten Kaiser, und dachte sogar mit Ernst wieder auf eine Römerfahrt. Zuvor aber traf er noch in Deutschland die nöthigen Verfügungen. Er bestätigte Friedrich mit der gebißnen Wange sein Erbe und stiftete Frieden im Hause Habsburg. Albrechts Söhne, Friedrich und Leopold empfingen das Lehn vom Kaiser. Johann und seine Mitverschwornen wurden geächtet. Der erste verlor sich in Italien. Von den letztern flohen mehrere in unbekannte Zufluchtsstätten, andre wurden grausam, nicht nur allein, sondern mit Verwandten und Dienern umgebracht. Albrechts Tochter, die verwittwete Königin Agnes von Ungarn, opferte

mehr als tausend Unschuldige der unmenschlichsten Rache. Den Schweizern aber ward ihre Freiheit vollkommen bestätigt, doch so, daß sie wieder zum Reich schworen und einen Habsburger zum Reichsvogt nahmen. Dafür zogen sie nachher mit dem Kaiser auf die Römerfahrt. Sodann bändigte Heinrich den wilden Grafen Eberhard von Würtemberg. Dieser Fehdeheld, der den Wahlspruch führte: Gottes Freund und aller Welt Feind! legte den Grund zur Größe des Hauses Würtemberg, indem er in Schwaben nicht anders verfuhr, als Albrecht in den Alpen, Güter kaufte oder gewaltsam an sich riß und auf der Welt nichts scheute, wider Albrecht kriegte und dem Kaiser Heinrich gradezu sagte, ihm habe niemand unter der Sonne zu befehlen. Die schwäbischen Städte jedoch, seine nächsten und furchtbarsten Gegner, traten abermals in Bund gegen Würtemberg, und trieben ihn aus dem Lande, so daß er sich bis zu Heinrichs Tod bey dem Markgraf von Baden versteckt halten mußte. Glücklicher noch war Heinrich durch den Erwerb von Böhmen. Heinrich von Kärnthen mißfiel den Böhmen, ein Habsburger noch mehr; darum wählten sie des Kaisers Sohn Johann zum König, der die Schwester des gestorbnen Wenzel heirathete.

Kapitel CCCXXIV.

Heinrichs VII Römerzug.

Heinrich war ganz von der erhabnen Gesinnung der alten Kaiser durchdrungen, darum zog er der erste wieder nach Italien. Dort war seit lange weder Papst noch Kaiser gewesen, und auch im Volke selbst hatte sich alles geändert. Die großen Partheien der Gibellinen und Guelfen bestanden fort, aber ohne alle Beziehung auf Deutschland. Der Name der Partheien blieb, wäh-

rend diese selbst nur noch für sich und nicht mehr für Kaiser oder Papst kämpften. Aus dem großen Städtebunde waren mehrere einzelne Städte über andre mächtig geworden und hatten Republiken gebildet mit der Macht eines Fürstenthums, so daß wieder in denselben bald die Demokratie oder Volksherrschaft, bald die Aristokratie oder Adelsherrschaft, bald die Monarchie oder Herrschgewalt eines ehrgeizigen Hauptes die Oberhand zu behalten suchte. Vor allem blühten die Republiken Mailand, Venedig und Florenz. Nächst diesen ward in Oberitalien der Graf von Savoien immer mächtiger. Jenseits des Kirchenstaats beherrschte Robert von Anjou, Karls Sohn, das Königreich Neapel. Sicilien aber hatte sich 1282 durch Ermordung aller Franzosen frey gemacht und aus dem spanischen Königsgeschlecht von Arragonien einen neuen König genommen.

Die Nachricht von der neuen Römerfahrt rief auf einen Augenblick in die Herzen aller Italiener die alte Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Namen zurück, und das Ungewohnte einer Erscheinung, die seit einem halben Jahrhundert nicht wieder gesehn worden, erweckte davon erhabne Vorstellungen. Als Heinrich daher 1311 mit Pracht über die Alpen zog, war ganz Italien bereit, ihm zu huldigen. Alle Städte schickten ihm ihre Schlüssel zu und nahmen kaiserliche Vögte von ihm. Als er aber in Mailand zum Bedürfniß seines Zuges eine kleine Steuer erheben wollte, da schwand der heilige Schein alter Zeit, und man sah nur ein gegenwärtiges Uebel. Mailand empörte sich, jeder alte Feind der Deutschen erwachte wieder, und Heinrich sah sich plötzlich in den alten Kampf der Hohenstauffen verwickelt. Er benahm sich aber nicht unwürdig seiner großen Vorgänger. Die Grausamkeit, Verrätherei und Ruchlosigkeit jeder Art hatten bei den Italienern damals den höchsten Grad erreicht, und der

alten gibellinischen Härte vereinte sich je mehr und mehr eine feige tückische Teufelei. Unter diesem gräßlichen Volk lebte damals der große Dichter Dante, der es schildert, und unter demselben erschien der edle reine deutsche Kaiserheld, abermals ein Opfer alter Idee seines Namens zu werden. Kühn widerstand er den Welfen, eroberte Brescia und ging nach Rom, um die Kaiserkrone zu nehmen. Der Papst war in Avignon, aber eine Anzahl von Cardinälen in Rom. Heinrich konnte nicht einmal ganz Rom erobern und die Welfen hielten grade die Peterskirche besetzt, darin die Krönung gefeiert zu werden pflegte. Dennoch ließ sich Heinrich von den Cardinälen im Gebäude des Lateran krönen. Viele Deutsche verließen ihn, doch ohne zu ermatten, that er vielmehr den mächtigen Robert von Neapel in des Reiches Acht, weil er ein Land sich angemaßt, das dem Reiche zustände. Aber mitten unter seinen Anstalten traf den edlen Kaiser ein elender Tod. Er ward von einem Mönch im Abendmahl vergiftet, und wie rein und edel, einer schönern Kaiserzeit würdig, dieser treffliche Heinrich im Leben gewesen, so gab er noch im Tode das Beispiel der erhabensten Großmuth, denn als er das Gift fühlte, da sprach er zu dem Mönch: im Kelch des Lebens hast du mir den Tod gereicht, aber fliehe, ehe die Meinigen es entdecken, 1314.

Kapitel CCCXXV.

Waldemar von Brandenburg. Die Schweizer im Morgarten. Kämpfe der Dithmarsen.

Im Norden ging alles, wie es mochte, da die Kaiser beständig davon entfernt blieben. Die Hansa nahm eine ungemeßne Ausdehnung und umfaßte alle nur irgend wichtige norddeutschen Städte, die somit gegen außen abgeschlossen einen mächtigen Staat im Staate bildeten.

Unter den nordischen Fürsten aber herrschte während dessen große Uneinigkeit. Die Theilungen unter die Söhne, Wechselheirathen, Verträge machten theils den Länderbesitz, theils die Churstimmen streitig. Zu Anfang des 14ten Jahrhunderts aber begann Waldemar, Churfürst und Markgraf von Brandenburg, der einzige übrig gebliebene Sproß des Hauses Ballenstädt, mit Ausnahme der Anhaltischen Linie, aus ritterlicher Kampfbegier wie einst Friedrich der Streitbare von Oesterreich, alle seine Nachbarn zu befehden und reizte einen Bund aller Niederdeutschen, sogar der Scandinavier, Polen, Ungarn und Preußen gegen sich auf. Er ward 1315 bey Gransee geschlagen und verlor einen großen Theil seiner Besitzungen an die Nachbarn. Mit seinem Tode 1319 aber kam ganz Brandenburg in fremde Hände und der Nebenzweig der Ballenstädter erhielt sich nur in Anhalt, wo er noch jetzt blüht.

Zu der nehmlichen Zeit brach der nur verhaltene Haß der Habsburger gegen die Waldstätte neu hervor. Der feurige Leopold, Herzog von Oesterreich, fand alte Schmach an den kecken Bauern zu rächen und ward neuerdings gegen sie erhitzt, als sie sich weigerten, seinen Bruder Friedrich als Kaiser zu erkennen. Er brach also mit einem stolzen Ritterzug gegen sie auf, dem engen Ufer des Egrisees nach in den Morgarten, wo man hinaufsteigt in das Land der Schwytzer. Da im Engpaß harrte sein eine Freischaar Bauern von Schwyz, schleuderte von den Bergen schweres Gestein auf die Ritter nieder, brach den Zug, in den sich rasch mit Keulen und Schwertern der Schweizer Hauptheer warf und die Feinde jämmerlich umbrachte, die an der engen Stätte sich nicht zu regen wußten. Rudolf von Habsburg-Laufenburg, ihr letzter Reichsvogt, Leopolds Vetter, fand mit vielen stolzen Rittern den Tod und Leopold

selbst floh mit Schimpf von dannen. An demselben Tage schlugen die Unterwaldner zwey andre Haufen der Oesterreicher zurück, davon einer über den Brünig, der andre vom See her das Land in die Mitte nehmen sollten. Darauf erneuten die drey Waldstädte den Bund der Unabhängigkeit zu Brunnen am See und von dem Tag an nahmen sie keinen Vogt mehr und regierten sich einzig selbst, jedes der drey Lande durch einen gewählten Landammann, den Vorstand der Landsgemeinde, dasselbe, was vor Zeiten der Graf gewesen, 1315.

Ungefähr um dieselbe Zeit hatten die freien Bauern in Dithmarsen heftige Kämpfe mit den Grafen von Holstein zu bestehn, die unablässig sie zu unterjochen strebten. Schon waren die Dithmarsen in drey Schlachten überwunden und zerstreut, als ein kleiner tapfrer Kern von Bauern sich noch in der Kirche von Oldenvorden wehrte. Graf Gerhard von Holstein ließ die Kirche in Brand stecken. Als den Bauern aber das geschmolzne Bley auf die Köpfe rann, thaten sie einen wüthenden Ausfall, schlugen die überlegne Macht zurück, sammelten die Zerstreuten wieder und brachten den Holsteinern eine eben so unverhoffte als schimpfliche Niederlage bey, also daß sie auf lange Zeit wieder sicher blieben, 1319.

Kapitel CCCXXVI.

Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich.

Nach Heinrichs Tode war die Parthey seines Sohnes Johann, der Böhmen und Mähren besaß und ein sehr unternehmender Geist war, und auf der andern Seite die Parthey der Habsburger, die an Ländern noch mächtiger und sehr ehrgeizig war, eifrig bemüht, die Kaiserwahl zu ihrem Vortheil zu lenken. Da indeß sogar die Churstimmen streitig waren, so kam es weder zu

einer Vereinigung noch zum Sieg einer Parthey, vielmehr wählte jede für sich einen Kaiser. Johann war klug genug, die Krone nicht für sich selbst anzusprechen, da ihn die Eifersucht der Fürsten sonst gefährdet haben würde. Er gefiel sich von Anfang an darin, von allen gesucht und gefürchtet zu werden, und immer der Meister im Spiel zu seyn, ohne je an eine bestimmte Pflicht sich binden zu lassen. Er verschaffte daher dem biedern Ludwig von Wittelsbach, Herzog von Baiern, die Kaiserkrone, der von Haus aus eine geringe Macht besaß, mit seinem eignen Bruder, dem Churfürsten von der Pfalz, in Fehde lag, und von Johann gänzlich abhängig war. Die andre Parthey nahm den sanften Bruder Leopolds von Oesterreich, Friedrich den Schönen, zum Kaiser an, 1314. Deutschland theilte sich für beyde und eine lange Fehde brach wieder an allen Enden an, den Thronstreit zu entscheiden. Das Glück entschied sich endlich für Ludwig, der durch die Tapferkeit und Geschicklichkeit des Nürnbergers Seyfried Schweppermann bey Mühldorf 1322 einen glänzenden Sieg gewann und seinen Gegenkaiser selbst zum Gefangnen machte. Zufällig mangelte nach der Schlacht der Mundvorrath und nur ein Korb voll Eier blieb für die kaiserliche Tafel. Ludwig vertheilte sie, so daß jeder eins bekam. Zuletzt blieb noch eins übrig und das gab der Kaiser dem Schweppermann mit den Worten: jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwey. So gering der Lohn und vielleicht der Werth des ganzen Krieges war, die Tapferkeit an sich und ihre Ehre verdiente mit Recht dies so einfache und schöne Denkmal der Unsterblichkeit. Zugleich erkennen wir hierin den Geist der Zeit, der den Fürsten noch einen unerschöpflichen, unsichtbaren Schatz von Ehren ließ, mit dem sie besser lohnten, als mit Gold und Würden.

Durch seinen Sieg freyer geworden, brachte Ludwig 1323 das erledigte Brandenburg an sein Haus und verlieh es seinem Sohne Ludwig. Doch kam die Lausitz an Johann. Dieser sah, daß der Kaiser sich von seinem Einfluß los machen wollte und ward selbst kaltsinnig gegen ihn. Leopold aber bewegte Himmel und Erde, den Bruder zu befreyen. Zwar beschäftigten ihn nach seiner Niederlage bey Morgarten die oberdeutschen Städte, die sämmtlich für Ludwig waren, und 1325 ihren Bund erneuerten, mit denen sich diesmal sogar Würtemberg verband, doch fand er in Frankreich und beym Papst Hülfe, und weil Johann dem französischen König verschwägert war, so war bey dessen neuer Kaltsinnigkeit ebenfalls Hoffnung, ihn von Ludwigs Parthey abzuziehn. Ludwig, dem es zum Ruhme gereicht, daß er unter allen Stürmen doch den kaiserlichen Blick schon auf Italien richtete, begünstigte die Familie der Visconti, die sich an der Spitze der Gibellinen und Kaiserfreunde in Mailand zu Herren aufgeworfen. Man beschuldigte das Haupt dieses Geschlechts, Galeazzo Visconti, der Ketzerei und dies gab dem Papst Johann leicht den Vorwand, den Kaiser als einen Ketzerfreund in den Bann zu thun, ja ganz Deutschland mit dem unerhörtesten Interdikt zu belegen, so lange Ludwig regieren werde. Dieser Papst war nicht nur im Interesse Leopolds und der schadenfrohen Franzosen, sondern bezweckte noch etwas Höheres, nämlich allen Völkern den augenscheinlichen Beweis zu geben, daß er allein der Herr des Reiches sey und die Kaiserkrone als sein Lehn vergeben könne, an wen er wolle. Dies sprach er in seinen wüthenden Bullen ausdrücklich aus. Nebenbey besaß ihn ein unersättlicher Geiz und die Verwirrung der weltlichen Macht sollte zur Befriedigung desselben dienen. Aus eben dieser Leidenschaft floß ein System von Willkühr und Schlauigkeit,

womit er die Kirche beherrschte, ab- und einsetzte, Simonie trieb und aus jedem entferntesten Ende seiner Herrschaft Geld zu pressen wußte, das zur Entheiligung des päpstlichen Stuhls nicht wenig beytrug und die Gemüther eben so empörte, als jene fürchterlichen Kirchenstrafen, die er ganz zur Unzeit über den unschuldigen Kaiser und sein Land verhängte. Er ging so weit, daß er mit dem damals noch heidnischen Fürsten der Lithauer sich in ein Bündniß einließ und ihn zu einem greuelvollen barbarischen Einfall in Brandenburg antrieb, weil dies Land des Kaisers Sohn gehörte, 1325. Die strengen Franziskaner fanden sich daher geneigt, öffentlich gegen dies Verfahren und zu Gunsten Ludwigs zu schreiben und der Kaiser selbst entwickelte die Tücken des Papstes und seine Unschuld in einer sehr geschickten Schrift. Betrachtet man dies alles, so sieht man hier wieder einen großen Schritt gethan zur innern Auflösung des Mittelalters.

Das Ansehn des Papstes überwog indeß beym Volke noch so viel und Ludwigs Feinde wußten sich desselben so geschickt zu bedienen, daß auf einem Fürstentag zu Mainz öffentlich eine neue Kaiserwahl besprochen wurde, und ein französischer Prinz wäre gewählt worden, wenn nicht ein deutscher Ritter, Berthold von Buchek, die ganze Gewalt des Nationalhasses gegen ihn aufzuregen verstanden hätte. Ueberhaupt ist nie ein Vorschlag dieser Art durchgegangen, so oft ihn die Franzosen versucht. Ludwig sah aber ein, daß nur eine völlige Versöhnung mit dem Gegner ihn retten könne. Er ritt daher auf die Burg Trausnitz, wo Friedrich gefangen saß, und gab ihm die Freiheit unter der Bedingung, daß er den Anspruch auf das Kaiserthum aufgebe. Friedrich nahm dies an und kehrte frey zu den Seinigen zurück. Sein hitziger Bruder Leopold aber wollte sich an den

Vertrag nicht kehren, und der Papst erklärte die Verbindlichkeit gegen einen Ketzer für ungültig. Da nun Friedrich sah, daß man ihn mit Gewalt hindre, seiner Verpflichtung nachzuleben und er doch sein ehrlich deutsches Wort trotz des Papstes Absolution nimmer brechen wollte, ging er wieder hin zu Ludwig und stellte sich in die Gefangenschaft zurück. Der Papst wußte sich nicht zu lassen vor Verwunderung über eine so unpolitische Tugend. Ludwig aber schloß den treuen Mann herzlich an seine Brust und beyde blieben fortan unzertrennlich, ja sie machten unter sich den Vertrag, gemeinsam zu regieren. So innig hatte sie Treue verbunden, daß Friedrich für Ludwig das Herzogthum Baiern selbst hütete, während der Kaiser seinem Sohn gegen die Litthauer zu Hülfe kam. Da zu gleicher Zeit Leopold starb, ward ihr Freundschaftsbund noch mehr befestigt und konnte dem Papst trotzen, 1326.

Kapitel CCCXXVII.

Ludwigs Römerzug.

Friedrich übernahm das Regiment in Deutschland und Ludwig begab sich 1327 auf die Römerfahrt, in gleicher Absicht wie Heinrich VII. Auch gebrach ihm dieselbe Kraft keineswegs und er zeigte sich jenseit der Alpen ganz in der Würde der alten Kaiser. Sein Recht geltend zu machen, betrat er das treulose Land, nicht etwa einer Parthey zum Werkzeug zu dienen. Als er daher nach Mailand kam, fand er sogleich an den Häuptern der Gibellinen selbst, die sich an ihn schlossen, Unrecht zu strafen und vor Treulosigkeit sich zu hüten, verhaftete den mächtigen Galeazzo und stand unerschüttert, als Gibellinen und Guelfen sich zugleich gegen ihn verbanden. Auch den König Robert that er zum zweiten-

mal in des Reiches Acht, und ging sogar, immer von der Idee eines alten Kaisers geleitet, so weit, in Rom die Cardinäle zu versammeln, den französischen Papst als der Kirche unwürdig abzusetzen und dagegen einen neuen Papst, Nicolaus V wählen zu lassen. Doch verließ ihn das Glück. Die Verstärkungen aus Deutschland blieben aus. Friedrich starb 1330. Alles verlangte des Kaisers Rückkehr. Da ward er gezwungen, Italien zu verlassen. Nicolaus V ward von den Welfen gefangen und mußte wieder abdanken, die Viscontis kehrten nach Mailand zurück.

Von diesem Augenblick an weicht aus Ludwigs Leben alles Schöne. Er ward älter und seine Arbeiten häuften sich. Umringt von Gefahren und treulosen Menschen gab er bald politischen Ränken, bald einer unziemlichen Demuth sich hin, wodurch die Aeußerungen seines graden Herzens gegen Friedrich und sein kräftiges Handeln in Italien verdunkelt werden.

Kapitel CCCXXVIII.

König Johann.

Johann sah mit Behagen dem Wechsel der Dinge zu, ließ sich von den Franzosen, vom Papst, vom Kaiser zugleich schmeicheln und entschied sich für keinen, zankte sich dagegen aus besondrer Fehdelust mit den Polen herum und nahm ihnen Schlesien weg, und ließ sich vom letzten Herzog von Kärnthen, Heinrich, dessen Tochter Margaretha für seinen Sohn Johann versprechen, um dies Herzogthum zu gewinnen. Niemand wagte seinen Vergrößerungsplänen entgegen zu treten, um ihn nicht zum Feinde zu haben. Nur die Oestreicher, damals unter Albrecht und Otto, den jüngern Brüdern Friedrichs

und Leopolds, suchten eine Parthey gegen ihn zu bilden, um ihm Kärnthen zu entreißen.

Plötzlich aber wandte sich Johann nach Italien, 1330, gleich nach Ludwigs Rückkehr, weniger um dort auf die Dauer Herr zu werden, als um Abentheuer zu finden und sich wichtig zu machen. Auch trieb er es in Italien wie in Deutschland, erklärte sich für keine Parthey, ließ sich von beyden huldigen und spielte verwegen und stolz mit beyden. Die Italiener waren aber mit ihrem schnellen Verstand bald über ihn klar und erklärten sich mit einiger Stimme gegen ihn. Diesem Beyspiel folgten denn endlich auch die langsamen Deutschen. Die Oesterreicher brachen zuerst los und fielen in Böhmen ein. Selbst Ludwig schloß sich, nicht ohne Undankbarkeit gegen Johann, an die Oesterreicher an und machte offenbaren Bund gegen die Luxenburger. Johann ließ sich indeß gar nicht stören, versuchte 1332 mit französischer Hülfe noch einmal einen Einfall in Italien, ward wieder hinausgeworfen und vergnügte sich in Frankreich mit Turnieren, während er seine alten Feinde, die Polen, zu beschwichtigen und gegen die Oesterreicher aufzuhetzen suchte. Die Besorgniß, seine Länder zu verlieren, zwang ihn jedoch 1336 zum Kriege, der sich dahin entschied, daß er Kärnthen an Oesterreich abtreten mußte, dagegen Tyrol für seinen Sohn, den Gemahl der Margaretha, behielt.

Um diese Zeit erweiterten die Schweizer ihren Bund. Es konnte nicht fehlen, daß ihre Nachbarn, unwillige Unterthanen Oesterreichs, kühne Bergbewohner wie sie selbst, die gleiche Freiheit zu genießen strebten, und die Schweizer sahen in der Vergrößerung ihres Bundes zugleich eine Verstärkung desselben. Darum nahmen sie 1332 Luzern auf, also daß die vier Waldstätte jetzt ein geschwornes Bündniß der Freiheit, eine Eidsgenossen-

schaft bildeten. Einer völligen Unabhängigkeit genossen auch die Städte Zürich und Bern. Die letztere machte sich besonders dem benachbarten Adel furchtbar, indem sie seine Schlösser brach und seine Vasallen zu Pfahlbürgern nahm. Der Adel verband sich daher gegen sie, angeführt vom Grafen von Nidau. Als die Berner aber Rath hielten, wen sie zu ihrem Hauptmann wählen wollten, da fand ihre Wahl keinen bessern, als den tapfern Ritter Erlach, ihren Pfahlbürger, der zugleich Schloßvogt zu Nidau, des feindlichen Grafen Vasall war. Erlach folgte der Bürgerpflicht und nahm ehrlich Urlaub vom Grafen, der ihn eben so ehrlich nicht zurückhielt. Darauf schlug Erlach an der Spitze der Berner, mit Hülfe der aus alter Freundschaft herbeygeeilten Schaaren der Waldstätte, den gesammten Adel bey Laupen und erhob die Macht der Stadt Bern vor allen Städten im Reich, 1339.

Kapitel CCCXXIX.

Churverein zu Rense.

Mittlerweile war Johann XXII gestorben und Benedikt XII ihm gefolgt, ein wohlwollender Mann, der dem Kaiser heimlich Versöhnung anbot, aber von den Franzosen gezwungen wurde, den Bann sogleich wieder zu erneuern. Ludwig war ohne Zweifel fromm und konnte den entsetzlichen Bann nicht ertragen. Auch sah er das Volk gegen sich und stets neue Feinde hervorwachsen, so lang er den Bann nicht von sich gewälzt. Er versuchte daher jede Demüthigung, aber zur Abdankung verstand er sich nicht. Als er aber am tiefsten sich gebeugt sah, da regte sich die Ehre wieder in den Churfürsten, welche die Beschimpfung des Reichs durch die Franzosen nicht länger ertragen mochten, die eigne Hab-

sucht einmal auf die Seite setzten oder nur gegen den Papst richteten und zu Rense in einen s. g. Churverein zusammentraten, worin sie erklärten: Ludwig sey und bleibe römischer Kaiser, er sey es durch ihre Wahl, der Papst habe darüber nicht zu entscheiden und inskünftige solle schon ihre Wahl zu Frankfurth allein den Gewählten nicht nur zum deutschen König, sondern auch zum Römischen Kaiser befähigen, ohne daß die Ceremonie der päpstlichen Krönung zu Rom dabey nöthig wäre. Dies war ehrlich und den Umständen angemessen; doch war auch dieß wieder ein großer Riß ins Reich und in die Weltansicht des Mittelalters, 1338.

Ludwig wurde dadurch wieder so weit ermuthigt, daß er Tyrol an sein Haus brachte, welches freilich dem Reich nichts half, sondern nur neue Fehden veranlaßte. Margaretha, welche man die Maultasche zubenannt hat, schwerlich von dem großen Maule, was man ihr angedichtet, sondern von einem Schlosse, das sie bewohnte, fand kein Vergnügen an dem jungen Johann von Luxenburg, ließ sich von ihm scheiden und nahm aus der Hand des Kaisers dessen Sohn Ludwig zum Gemahl, wodurch diesem auch Tyrol zufiel. König Johann erhob neue Fehden, bekam aber Tyrol nicht wieder. In demselben Jahr 1345 gewann Ludwig auch die Grafschaft Holland, da Graf Wilhelm, wie schon viele seiner Vorgänger, in einem Kampf gegen die Friesen gefallen war und keine Erben hinterließ. Die Friesen behaupteten Jahrhunderte lang ihre Unabhängigkeit eben so tapfer, als die Schweizer erst anfingen, sie zu erkämpfen. Ludwig erbte die Grafschaft, weil Wilhelms Tochter aus dem alten Geschlecht der Grafen von Hennegau seine Gemahlin war. Holland, Seeland, Westfriesland und Hennegau gehörten zu diesem Besitz.

Da nun Ludwig diese Lande, Tyrol, Brandenburg, Baiern und nach seines Bruders Tode auch die Pfalz besaß, so wurden die Fürsten auf seine Macht eifersüchtig. Zugleich begünstigte Ludwig, als Robert von Neapel kinderlos gestorben, den König Ludwig von Ungarn als nächsten Erben bey der Nachfolge gegen Frankreich, welches das zweyte Erbrecht auf das Haus Anjou hatte. Darum boten Frankreich und der Papst alle Mittel auf, Ludwig zu stürzen und fanden bey den deutschen Fürsten auch Gehör. König Johann hatte sein unruhiges Leben in einer Schlacht gegen die Engländer verloren, da er den Franzosen beystund, 1346. Sein zweiter Sohn Karl aber ward durch den Einfluß theils der Franzosen, theils der Deutschen, die keinen Oesterreicher zum Kaiser haben wollten, in demselben Jahr zu Rense zum Kaiser gekrönt, nachdem Ludwig widerrechtlich und unter harten Beschuldigungen abgesetzt worden. Das Banner des Reichs fiel bey dieser Gelegenheit in den Rhein und ward nicht wieder gefunden. Man sah dies als ein böses Zeichen an, und das war es wohl, denn unter Karl IV ward die Auflösung der alten Kaisermacht und somit des Reiches zum Reichsgesetz erhoben. Anfangs ward Karl durch den alten noch sehr thätigen Ludwig vom Rhein vertrieben und zog sich nach Böhmen zurück. Ludwig starb aber schon im folgenden Jahre, vielleicht an Gift. Die Zerrüttung der kaiserlichen Macht, unerträgliche Uebertreibung der Papstgewalt, die sich dadurch selbst den gefährlichsten Stoß versetzte, der gänzliche Verlust Italiens für Deutschland und die Befestigung der schweizerischen Unabhängigkeit sind die wichtigsten Ereignisse seiner Regierung, die alle das mittelalterliche Reich in seinen innersten Fugen erschütterten.

Kapitel CCCXXX.

Günther von Schwarzburg.

Die Ruhe war mit Ludwigs Tode noch nicht hergestellt. Drei große Fürstenhäuser hielten sich die Waage, Luxenburg, an der Spitze Karl IV, im Besitz von Böhmen, Mähren, Schlesien, der Oberlausitz und Luxenburg; Wittelsbach, an der Spitze Ludwig von Brandenburg, im Besitze von Baiern, Brandenburg, Tyrol, der Pfalz am Rhein, Holland und der Niederlausitz; Habsburg, an der Spitze Albrecht der Lahme, im Besitz von Oesterreich, Kärnthen und einem großen Theil der Schweiz. Habsburg und Wittelsbach hielten zusammen und bildeten eine mächtige Parthei gegen Karl IV, erkannten ihn nicht an und boten die deutsche Krone einem andern an. Friedrich von Meißen schlug sie aus, indem Karl ihn durch Geld bestach. König Eduard von England weigerte sich ebenfalls, sie anzunehmen. Beyde Partheien suchten sich nun auf jede Weise zu schaden.

Karl, dem eigentlicher Heldenmuth und Ehrgefühl eben so abgingen, als er mit Klugheit, List, Umsicht reichlich begabt war, wußte jeden Umstand zu seinem Vortheil zu benutzen und dabey so viel möglich Blutvergießen zu vermeiden, welches letztere ihm allerdings zur Ehre gereicht. Er bestach Friedrich von Meißen, und wußte sogar Albrecht von Oesterreich zur Ruhe zu bringen, indem dieser Mann ebenfalls auf friedlichen Wegen am meisten zu gewinnen hoffte. Sodann gab er seinem gefährlichsten Gegner, Ludwig von Brandenburg, im eignen Lande zu thun. Die sächsischen Fürsten, besonders die von Anhalt, die von dem alten Markgrafen Brandenburgs abstammten, hatten längst mit Neid zugesehen, daß Brandenburg an Baiern gekommen. Jetzt schien der Zeitpunkt günstig, die Baiern zu vertreiben.

Die Fürsten ließen daher, wahrscheinlich im Einverständniß mit Karl, einen Müller, der dem verstorbnen Herzog Waldemar ähnlich sah, für den wiedererstandnen Herzog ausgeben, studirten ihm seine Rolle gut ein und schworen vor dem Kaiser, daß es der wahre Waldemar sey. Karl erkannte ihn an, entsetzte Ludwig, und gab dem falschen Herzog ganz Brandenburg mit Ausnahme der Niederlausitz, die er sich selbst von jenem abtreten ließ. Alles fiel von Ludwig ab bis auf die Stadt Briezen, die seitdem Treuenbriezen heißt.

Ludwig stellte jedoch auch dem Kaiser einen Nebenbuhler entgegen, indem er es dahin brachte, daß die Gegenparthei Karls den Grafen Günther von Schwarzburg zum König wählte. Günther ward 1349 zu Frankfurth gekrönt. Tapferkeit und Edelmuth machten diesen biedern Ritter der Krone würdig, doch gebrach es ihm an Macht, und er ward von seiner eignen Parthey bald verlassen. Zuerst ging Ludwigs Bruder, der Pfalzgraf Rudolf vom Rhein zu Karl über, da dieser seine Tochter heirathete. Bey dieser Gelegenheit schloß der Pfalzgraf mit Karl eine Erbverbindung, d. h. wessen Nachkommen zuerst aussterben würden, deren Güter sollten die Nachkommen des andern erben. Auch Ludwig war schwach genug, durch das Versprechen Karls, daß er Brandenburg wieder erhalten sollte, zum Abfall von Günther sich bewegen zu lassen. Auch Günther bot Karln große Summen an, die derselbe jedoch mit Verachtung zurückwies. Da bekam der edle Günther, von allen seinen Freunden verlassen, Gift und starb. Karl veranstaltete dem nicht mehr gefährlichen Gegner eine kostbare Leichenfeier zu Frankfurth und ging selbst hinter dem Sarge her. Ludwig erhielt Brandenburg zurück. Die sächsischen Fürsten bekannten jetzt, jener Waldemar sey nicht der echte, sie

hätten sich getäuscht; doch gaben sie ihm ein Jahrgeld und freien Aufenthalt.

Kapitel CCCXXXI.

Die große Pest.

Um diese Zeit überfiel Deutschland eine furchtbare Pest, die von 1349 bis 1357 wüthete. Die Bevölkerung ward besonders in den Städten hingerafft, durch den Verkehr indeß bald wieder ersetzt. Haß und Aberglauben vereinigten sich, die Schuld des Unglücks auf die Juden zu wälzen, als habe Gott im Zorn über sie die Pest gesandt. In allen Städten fiel das Volk sofort wüthend über sie her und viele tausende wurden gemordet. Mit Mühe schützte sie endlich der Kaiser. In Folge dieser Pest erhob sich auch die Sekte der Geißler wieder und schaarenweise durchzogen die Büßenden das Land, namentlich längs des Rheins.

In solchen Zeiten war Karl IV an seinem Platz. Er that außerordentlich viel für das niedre Volk, besonders in Böhmen, beförderte die Betriebsamkeit, den Wohlstand, jede Kunst und jedes Glück des Friedens. In der Gabe, sich umfassend in alles, auch das Kleinste hineinzudenken, was die Wohlfahrt und Cultur des Landes befördern konnte, stand er völlig Karl dem Großen gleich und ward von keinem andern deutschen Kaiser übertroffen. Er leitete alles selbst, verstand alles, gab überall selbst die passendsten Maßregeln an. Für Böhmen that er natürlich das meiste, weil er über die Länder andrer Fürsten nichts zu sagen hatte, doch förderte er auch anderwärts auf seinen vielen Reisen durchs Reich, durch zahlreiche Privilegien und Aufmunterungen den innern Wohlstand. Böhmen ging aus seinen kunstreichen Händen als eine neue herrliche Schöpfung hervor. Er

erweiterte Prag durch die Neustadt, dazu er selbst den Grundriß entwarf. Er gründete 1348 zu Prag die so hoch berühmte Universität und stattete sie mit vielen Gütern, mit den herrlichsten Freiheiten aus. Er baute die prachtvolle Prager-Brücke und erfüllte alle Kirchen und Schlösser mit Kunstwerken. Die geschicktesten Baumeister und Mahler zierten seinen Hof. Er legte das berühmte und von ihm genannte Karlsbad an. Er beförderte den Landbau in Böhmen dergestalt, daß kein Platz unbenutzt blieb. Er theilte Böhmen in Kreise, und stellte die Verfassung des Königreichs auf den festesten Grundlagen her. Ihm verdanken die Böhmen den berühmten Majestätsbrief, worin er dem Adel und den Städten alle ihre Freiheiten zusicherte und der Krone Böhmen auf ewige Zeiten Mähren, Schlesien und die Lausitz einverleibte. Während er aber in jeder Weise als Vater für die unmittelbar unter seiner Obhut stehenden Unterthanen handelte, war sein Verfahren als Kaiser unter den Fürsten auf dem größern Schauplatze nur kleinlich und oft schändlich, so daß er hier als das wahre Gegenbild der frühern Kaiser erscheint. Bestechung, List, Verrath, feiges Nachgeben und hinterlistige Nachstellung traten hier an die Stelle des ehrlichen Kampfes. An Schlauheit war er allen überlegen und die Friedensliebe beschönigte, was seine List nicht zu verbergen im Stande war. Die Mittel, wodurch er seine Feinde gestürzt, haben wir kennen gelernt. Er ging seitdem eben so schlau auf Erweiterung und Befestigung seiner Privatmacht aus. Dies geschah vorzüglich durch Erbverbrüderungen mit solchen Fürsten, deren Töchter er heirathete, so mit dem Pfalzgrafen, und als dessen Tochter ihn bald zum Wittwer machte, mit dem schlesischen Herzog von Jauer und Liegnitz, dessen Tochter Karl jetzt zur Gemahlin nahm. Nach und nach hatten sich schon die übrigen schlesischen Herzöge

unter böhmischen Schutz begeben und waren ausgestorben. Durch jene Heirath kam endlich 1355 ganz Schlesien an Böhmen. In der Folge gewann Karl durch ähnliche Erbverträge noch mehr. Zugleich aber war er emsig beschäftigt, einzelne Ländereien, Güter, Rechte, an sein Haus zu kaufen, weil kleines zu kleinem zugelegt zuletzt eine große Summe giebt. Man wirft ihm vor, daß er die kaiserliche Würde benutzt, um durch dieselbe theils unmittelbar, theils mittelbar durch Bewilligungen an die Fürsten, die ihm dann wieder anderes bewilligten, sein Haus groß zu machen. Indeß war wirklich am Kaiserthum nicht mehr viel zu entäußern oder zu verschwenden übrig und was Karl als Kaiser für die Anordnung des Reichs im Großen gethan, war durchaus den Zeitumständen angemessen, wenn es auch nur wieder eine tiefere Stufe des Verfalls bezeichnet. Der Frieden und die Blüthe der Kunst und des Wohlstands, die zu seiner Zeit herrschten, zum großen Theil als sein eigenstes Werk, sind stumme Denkmahle seines Ruhms; die Unlauterkeit und Untreue seines Verfahrens aber fällt uns im Vergleich gegen die kaiserlichen Tugenden einer frühern Zeit schmerzlich auf und am Ende gewährt die Unhaltbarkeit des Guten, was er nur für den Augenblick heilsam zu seiner Zeit geschaffen, wenig Trost.

Kapitel CCCXXXII.

Oesterreichs Fehde mit Zürich.

Eine der blühendsten Städte des Oberlandes war damals Zürich. Hier wie in allen großen Städten trieben die Zünfte den alten Rath der Geschlechter aus, angeführt von dem ehrgeizigen Bürgermeister Brun. Die Geschlechter flohen nach Rapperschwyl, einer Landstadt der österreichischen Herzöge. Zürich aber zog vor dies

Städtchen und brach es nieder. Da rüstete Herzog Albrecht sein Heer zur Rache. Zürich fand Hülfe bey den Waldstätten und trat in ihren Bund 1351. Auch das Ländchen Glarus, das der Herzog aufgeboten hatte, fiel zu den Schweizern. Da ward Albrecht bey Tätwyl von den Zürchern unter Rüdiger Maneß, dem Minnesänger, geschlagen. Sofort trat auch Zug in den Schweizerbund und 1355 die mächtige Stadt Bern. Vergebens suchte Herzog Albrecht noch einmal, Zürich zu erobern. Der Kaiser, damals auf dem Wege nach Italien begriffen, sollte die Ruhe herstellen. Die Zürcher pflanzten das Banner des Reiches auf und unterwarfen sich dem Kaiser. Als er aber die neuen Bundesgenossen vom alten Schweizerbund wieder zu trennen strebte, hielten die Schweizer zusammen, auf ihre Stärke trotzend. Der Bund behauptete sich stärker als je zuvor und Oesterreich verlor wieder einige schöne Landschaften an die Bauern.

Kapitel CCCXXXIII.

Karls IV Römerzug.

Karl hielt sehr viel auf Pracht und Glanz und kein Kaiser ist so oft mit der Krone auf dem Haupt erschienen und im goldnen Mantel. Es war also natürlich, daß er die ziemlich friedliche Zeit benutzen wollte, nach Rom zu ziehn und die alte Herrlichkeit eines deutschen Kaisers in seiner Person zu erneuern. Er konnte davon auch einige Wirkung auf die Deutschen hoffen. Endlich wünschten die in unseligen Partheikampf versunknen Italiener den Kaiser selbst herbey und lockten ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen. Indeß durfte sich Karl keine Rechnung machen, Italien etwa wieder ans Reich näher zu fesseln. Dazu waren die Zeiten nicht mehr und Karl

dachte nicht mehr daran, ging daher die schimpfliche Vorschrift, die der wachsame Papst in Avignon ihm machte, daß er nehmlich nur einen Tag in Rom sich aufhalten sollte, ohne weiters ein.

In Italien hatten damals die Bürgerschaften überall gesiegt und selbst den Landadel verschlungen. Große Stadtgebiete traten an die Stelle der Herzogthümer und Markgrafschaften. Unter den Bürgern selbst erhoben sich aber wieder einzelne Häupter und Familien zu einer mehr monarchischen Gewalt; so vornehmlich die Viscontis in Mailand. In Rom ging es seltsam her. Dort war der Adel vom Pöbel vertrieben worden und vom Geist neuer Bürgerfreiheit, von Lust zu Aenderungen, von alten großen Erinnerungen zugleich begeistert, dachte der rohe Haufe an nichts geringeres, als an die Herstellung der alten römischen Republik. An seine Spitze trat Cola di Rienzi, genannt tribunus, Ritter des heiligen Geistes, Eiferer für das Wohl Italiens, Befreier der Stadt. Doch ließ die Ueberspannung des Pöbels bald nach; Cola ward vertrieben, floh zu Karl, um ihn für Rom zu interessiren, ward aber von demselben dem Papst ausgeliefert, dann wieder frey, noch einmal Herr in Rom und endlich umgebracht. Von denselben Ideen begeistert trat ein andrer Italiener, der berühmte Dichter Petrarca auf und schrieb an Karl die feurigsten Briefe, worin er ihn beschwor, Rom wieder zur Hauptstadt der Welt zu machen. Karl fand sich zwar keineswegs geneigt, diesem Wunsch zu willfahren, erkannte jedoch das große Genie des Dichters an, antwortete ihm mit Fleiß und großer Einsicht, lud ihn an seinen Hof, ehrte ihn auf jede Weise und gab allen Fürsten ein großes Beyspiel, wie sie Talente würdigen sollen, auch wenn sie davon keinen Gebrauch machen. Ein anderer würde den göttlichen Sänger gleich dem unglücklichen

Arnold von Brescia als gefährlichen Schwärmer habe verbrennen lassen. Karl verscheuchte jede Gefahr, indem er alle Herzen, die den Dichter liebten, auch sich verband.

Uebrigens benahm sich Karl in Italien als Kaiser höchst erbärmlich. Es huldigten ihm die großen Partheien der oberitalienischen Städte, Mailand und Florenz und suchten ihn durch große Geschenke wechselseitig zu ihren Gunsten zu bestechen. Er nahm von beyden und entschied sich für nichts, sondern reiste nach Rom, ließ sich von den Kardinälen krönen und verließ die Stadt schon an demselben Tage wieder, indem er eilends den Rückweg suchte. Auch würde ein längerer Aufenthalt in Rom ihm gefährlich gewesen seyn, da er die Römer, statt ihre abentheuerlichen Erwartungen zu erfüllen, gänzlich in die Hand des Papstes stellte. Unter Spott und Verwünschungen derselben Italiener, die ihn so jubelnd empfangen, kam er über die Alpen zurück, 1355.

Kapitel CCCXXXIV.

Die goldne Bulle.

Nach seiner Wiederkehr ertheilte Karl mit Bewilligung der Fürsten ein großes neues Reichsgesetz, die goldne Bulle genannt, weil die Urschrift in einer goldnen Kapsel aufbewahrt wurde, 1356.

Dies merkwürdige Gesetz sprach entschieden die veränderte Gesinnung des Mittelalters aus und befestigte den Zustand, der allmählich mit der Auflösung des kaiserlichen Ansehns war herbeygeführt worden. Es betraf wesentlich die Verhältnisse der großen Fürstenhäuser, war als eine Verabredung unter denselben zu betrachten und verlieh denselben eine Macht, die mit der Einheit des Kaiserreiches im graden Widerspruch stand und in einem

großen Rückschritt von der Höhe des Mittelalters wieder dahin führen sollte, von wo es ausgegangen, nehmlich zu einer Trennung der deutschen Stämme unter mehrere große Herrscherfamilien, wie vor den Karolingern.

Karl war klug genug einzusehn, daß die Handhabung der Ordnung lediglich von der Gewalt abhinge, daß aber der Kaiser als solcher keine Gewalt mehr habe, sondern nur die großen Fürsten. Hätte sein Haus die übrigen erdrücken können, er würde wahrscheinlich den Plan Albrechts I aufgenommen haben, durch seine Privatmacht die kaiserliche völlig zu ersetzen. Da ihm indeß gleich mächtige Geschlechter die Waage hielten, so sah er ein, daß statt der kaiserlichen Monarchie eine Aristokratie verbrüderter Fürstenhäuser allein im Besitz der Macht seyn und bleiben könne. Auf diese war es also mit der goldnen Bulle abgesehn. Daß er übrigens bloß sein Böhmen auf Kosten der Kaiserkrone habe bereichern wollen, ist ein unschicklicher Vorwurf. Er war sehr thätig für das Reich, aber weniger als Kaiser, denn als Fürst, wie es in der Zeit lag.

Die streitigen Churstimmen wurden geregelt und auf die sieben festgesetzt, die wir im vorigen Buch bezeichnet. Die drey geistlichen Churhüte blieben an die erzbischöflichen Stühle von Mainz, Cölln und Trier gefestet, die vier weltlichen aber erblich in den Familien von der Pfalz, Böhmen, Wittenberg und Brandenburg. Ihnen kam ausschließlich die Wahl des Kaisers zu. Zugleich wurde das Gebiet der Churfürsten völlig unmittelbar, von jeder Art der kaiserlichen Gerichte oder Regalien befreit. Alle Bündnisse der untern Stände ohne Erlaubniß der Churfürsten wurden untersagt, desgleichen sollten die Städte keine Pfahlbürger mehr annehmen. In dieser Weise sollten auch nach unten die Fürsten größere Gewalt gewinnen. Die Ritter und Städte waren jedoch

noch allzu mächtig und ihre Bündnisse kamen durch das Verbot grade recht in Flor, 1356.

Kapitel CCCXXXV.

Kriege der Städte.

Um dieselbe Zeit hausten in Schwaben die wilden Grafen von Würtemberg, zwey Brüder, Ulrich und Eberhard, mit vielen Rittern verbündet, stolz auf das Schwert, voll Ehrgeiz, strebend nach fürstlicher Gewalt, geschworne Feinde der Städte. Schon 1350 kam es zwischen ihnen und dem schwäbischen Städtebund zu lebhaftem Kampf. Die Städte wurden bey Eßlingen geschlagen, traten aber 1356 in ein noch zahlreicheres Bündniß zusammen. Ungeschickt bestellte Kaiser Karl den trotzigen Eberhart, der Greiner oder Rauchebart zubenannt, zum Reichsvogt über die Städte. Dieser aber verfuhr so tyrannisch, willkührlich und habsüchtig, achtete auch des Kaisers Mahnung so wenig, daß er in die Acht fiel. Da zogen die Städte unter des Reiches Banner wider die Brüder, schlugen sie bey Schorndorf und zwangen sie zum Frieden, 1360. Karl schwankte jedoch in Hinsicht der Städte und wollte weder ihnen, noch dem Adel das Uebergewicht lassen. Die Zeit ging mit Unterhandlungen, Verboten und deren Zurücknahmen hin, während die trotzigen Schwaben thaten, was sie wollten.

Der Adel sah indeß mit Mißvergnügen nicht nur die Fortschritte der Städte sondern auch die steigende Macht Würtembergs. Der gewaltige Eberhard warf sich zum Gebieter des Adels auf, zwang die schwächern Nachbarn in seine Lehnspflicht und handelte wie ein kleiner Fürst. In Niederschwaben erhoben sich desfalls 1367 zwey Adelsverbindungen, die Schlegler, angeführt durch den mannhaften Ritter Wolf von Wunnenstein, und die Martins-

vögel, mit denen sich sogar der Markgraf von Baden und der Pfalzgraf am Rhein verbanden, gegen die Anmaßungen von Würtemberg. In Oberschwaben zogen zwey andre Rittergesellschaften vom Schwert und von der Krone wider die Städte. Die letztern erneuerten ihren Bund 1370 und suchten jetzt den bedrängten Eberhard auf ihre Seite zu ziehn. Eberhard aber verachtete die Bürger und der Adel sah die Gefahr, die ihm von den Städten drohte, für die größere an, versöhnte sich mit Eberhard und schlug unter dessen Anführung die Banner der Städte bey Ulm, 1372. Karl begünstigte den Sieger abermals und trug ihm sogar auf, von den gedemüthigten Städten eine Reichssteuer einzutreiben, woraus bald neue Unruhen hervorgingen.

Nicht minder thätig war die Hansa. Der Dänen König Waldemar III haßte die gewaltigen Bürger und strebte selbst nach der Seeherrschaft die vor alten Zeiten die Dänen gehandhabt. Die herrliche Stadt Wisby ward das Opfer seines Grimms und gänzlich zerstört. Da zogen die Flotten von Lübek, Hamburg, Bremen und der ganzen Hansa wider Dänemark und die Provinz Schonen, landeten an der letztern, eroberten sie und zwangen den stolzen König zu einem schmählichen Frieden und Ersatz 1365; und als er die Feindseligkeiten erneuerte, abermals 1370.

Kapitel CCCXXXVI.

Zunahme des Luxenburgischen Hauses.

Karl war unterdeß immer eifrigst auf Erhaltung des Friedens bedacht, aber nur durch Ermahnungen, Verträge; denn Gewalt zu gebrauchen schien ihm stets gefährlicher als das Uebel, das dadurch geheilt werden sollte. Da das mächtige Haus Wittelsbach noch immer

ein sehr furchtbarer Nebenbuhler des seinigen war, so schien es ihm sehr erwünscht, dasselbe zu erniedrigen, um dem Reich und seinen eignen Nachkommen Gefahren zu ersparen. Die Absicht war nicht sehr rein, doch der Erfolg hat ohnstreitig manchem Kriege vorgebeugt. Nach des kräftigen Ludwigs Tode gebot der schwache und liederliche Otto über Brandenburg. Diesem konnte schon Tyrol entrissen werden. Denn als auch Meinhard, der einzige Sohn der Margaretha Maultasch 1363 gestorben, gelang es dem galanten Rudolf von Oesterreich, bey der alten Wittwe sich das Erbrecht auf Tyrol zu erschleichen. Vergeblich erhob Adolf von Holland, der zweite Wittelsbacher, Einspruch und Fehde. Er ward zum Frieden und das ganze Haus zur Abtretung Tyrols gezwungen, die dann 1369 erfolgte. Otto ließ sich gänzlich von Karl bethören, zog sogar an seinen Hof und ward systematisch in Lüsten verderbt. Bald ließ er sich bewegen, dem Kaiser die Niederlausitz wieder zu verkaufen. Wiewohl aber Habsburg auf Kosten Wittelsbachs erweitert wurde, so schien dies doch für Luxenburg durchaus nicht gefährlich, denn die drei noch übrigen österreichischen Herzöge hatten keine Kinder und Rudolf beraubte sich der Hoffnung dazu grade durch die Heirath mit der alten Frau. So ließ es Karl auch willig geschehn, daß sich Freiburg im Breisgau und viele andre Ortschaften in Schwaben 1366 unter die Oesterreichische Herrschaft begaben. Alle diese Besitzungen sollten seiner Rechnung nach zuletzt an sein Haus fallen, darum schloß er mit Habsburg eine Erbverbrüderung.

Auch mit dem Papst und Frankreich setzte sich Karl auf den besten Fuß. Er reiste 1365 selbst nach Avignon zu Urban V. Dieser bat ihn dringend, ihn wieder sicher nach Rom zu bringen, da die Päpste zu ihrem höchsten Nachtheil so lange in Frankreich von den französischen

Königen abhängig gewesen. Karl versprach es und zog wirklich 1367 nach Italien, kam wieder nach Rom und führte den Papst durch die ganze Stadt, indem er zu Fuß vor dem reitenden Papst herging und die Zügel hielt. Uebrigens benahm er sich in Italien wieder sehr unkaiserlich, schmeichelte allen Partheien, ließ sich von allen Geschenke geben, bestätigte hier die Tyrannei eines Geschlechts, dort die wildeste Demokratie, wenn er nur mit Frieden, Ehrenbezeugungen und Geschenken davon kam.

Bey Gelegenheit dieser Reisen kam Karl zu einer kleinen Waffenthat. Frankreich und England waren lange Zeit in Kriegen begriffen gewesen und hatten endlich Frieden gemacht. Eine Menge Söldner und Ritter aber, an Krieg und Raub gewöhnt, hatten sich zusammengerottet und zogen auf eigne Hand durch Lothringen, Elsaß, Burgund. Unter Anführung eines gewissen Carnola verheerten sie das Elsaß greulich. Die Städte und Rheinfürsten rüsteten gegen sie und der Kaiser selbst, damals auf der Reise, stellte sich an die Spitze. Dadurch erschreckt floh Carnola bey Straßburg aus dem Felde. Eine andre große Schaar dieser Freybeuter zog unter dem Ritter Coucy 1375 in die Schweiz. Dort wurden aber ihrer 3000 streitbare Ritter und Knappen, meist Engländer, am Büttisholz von 600 bisher noch unversuchten Bauern des Entlibuchs aufs Haupt geschlagen.

Um diese Zeit erhob sich eine heftige Fehde im Norden. Die Herzöge von Lüneburg starben aus und die stammverwandten Braunschweiger mußten mit den durch Heirath verwandten sächsischen Herzögen um das Erbe streiten. Die Fehde währte bis 1373. Endlich kam Lüneburg an die rechten Erben, die Herzöge von Braunschweig.

Das Haus Wittelsbach kam immer mehr in Verfall. Otto von Brandenburg war gänzlich in den Banden des Kaisers und wurde von demselben nur geäfft. Friedrich von Baiern suchte Brandenburg dem Hause zu retten, machte dem thörichten Otto endlich die Hinterlist des Kaisers klar und bewog ihn, denselben zu verlassen. Karl aber war sogleich mit einer gewaltigen Armee bey der Hand und Otto war wieder schwach genug, ihm ohne Schwertstreich ganz Brandenburg abzutreten. Die Zustimmung der übrigen Fürsten, die dazu murrten, erkaufte Karl mit Geld, 1373. Desgleichen bestach er die Fürsten, daß sie seinen Sohn Wenzel zum Nachfolger wählten. Sein zweiter Sohn Sigmund heirathete aber Marien, die Tochter Ludwigs von Ungarn, wobey ebenfalls auf Erbschaft gerechnet wurde. Im Jahr 1378 that Karl noch eine Reise nach Frankreich, Frieden und Freundschaft zu befestigen. Da Karl durch den Erwerb der Pfalz dereinst seines Hauses Herrschaft auch am Rhein ausbreiten wollte, war ihm Frankreichs Bündniß nothwendig. Damals gab Karl auch das Delphinat dem französischen Kronprinzen (Dauphin) zu Lehn und es ist seitdem bey Frankreich geblieben. Karl starb auf der Reise 1378.

Kapitel CCCXXXVII.

Wenzel.

Karl hinterließ zwar das Reich in Verwirrung, denn der schwäbische Städtekrieg stand abermals in hellen Flammen, doch die Luxenburgischen Länder standen im höchsten Flor. Es gehörte dazu Böhmen und Schlesien unter Wenzel, Brandenburg und seit 1383 nach Ludwigs Tode auch Ungarn unter Wenzels Bruder Sigismund, Luxenburg unter dem dritten Bruder Karl, Mäh-

ren unter ihrem Vetter Jodocus. Oesterreich hatte Tyrol und den Breisgau gewonnen, Wittelsbach aber Brandenburg, die Lausitz, Tyrol verloren. In der Erbverbrüderung mit der Pfalz und Oesterreich hatte sich Karl IV übrigens getäuscht, denn sowohl die Wittelsbacher in der Pfalz als die Habsburger pflanzten sich fort. Die übrigen Fürstenhäuser von Ballenstädt blühten in den Nebenlinien von Wittenberg, Lauenburg und Anhalt, die Welfen in Braunschweig und Lüneburg, die von Wettin in Meißen und Thüringen; die Fürsten von Hessen, Meklenburg, Pommern bildeten nur Mächte des zweiten Ranges. Zu ihnen trat ein neuer Herzog von Burgund. Als 1361 der letzte Graf von Burgund gestorben, ward ein französischer Prinz, Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, und gelangte bald darauf 1384 durch Erbschaft auch in Besitz des Herzogthums Brabant und der Grafschaft Flandern.

Wenzel trat die Regierung unter den günstigsten Umständen an, denn er stand an der Spitze des mächtigsten Hauses in Europa. Niemand aber war unschicklicher zum Regiment, als er. Es gebrach ihm zwar keineswegs an großen Eigenschaften; er verstand zu befehlen, traf nicht selten äußerst kluge Verfügungen, ertheilte sehr scharfsinnige und gerechte Urtheile, immer aber nur nach Laune. Bey guter Laune schien er ein weiser trefflicher Regent, bey böser bald ein blutdürstiger Wütherich, bald ein Narr. Immer von den Wallungen seines Blutes beherrscht war er bald ausgelassen lustig, witzig, thätig, bald träg und kalt. Es war kein Verlaß bey ihm. Da sich jedoch die Deutschen wenig um ihn bekümmerten, so hatten nur die Böhmen seine Tyrannei zu dulden. Im Reich hätte selbst ein besserer Kaiser nicht viel mehr ausrichten können und wenn Wenzel selbst über sein Verhältniß als Kaiser zuweilen spottete, so bewog ihn dazu

nicht bloß ein leichtsinniger Charakter, sondern wirklich die Lage der Dinge.

Kapitel CCCXXXVIII.

Große Bündnisse.

Schon 1373 war der schwäbische Krieg abermals ausgebrochen, da Eberhard von Würtemberg im Auftrage Karls IV mit roher Strenge eine willkührliche verhaßte Steuer von den Städten eintreiben wollte. Die Fehde währte bis 1375. Dann ward wieder ein Vertrag gemacht. Als aber Karl, der die Macht der Städte fürchtete und stets hinterlistig gegen sie handelte, wieder einige schwäbische Städte an Eberhard verpfändete, empörten sich diese und 1377 trat ein neuer großer Bund der Bürger zusammen. Karl sprach die Acht aus. Ein Reichsheer ward aufgeboten. Karl selbst, Wenzel, Eberhard, die Herzöge von Baiern zogen in den Streit; doch behielten die Bürger die Oberhand, schlugen Eberhards Sohn Ulrich bey Reutlingen und ertrotzten einen ehrenvollen Frieden.

Kaum aber war Karl gestorben, so begann der Kampf lebhafter als je. Ueberall trat der Adel in Bündnisse zusammen, im obern Lande die Ritter vom H. Wilhelm und H. Georg, am Rhein der Löwenbund, in Hessen der Bund der alten Minne, in der Wetterau die Ritter mit den Hörnern, in Westphalen die Ritter vom Falken. Diese Bünde drohten nicht nur den Städten, sondern auch den Fürsten, darum traten der Churfürst Ruprecht von der Pfalz, der Markgraf von Baden und die Herzöge von Baiern zu den Städten. Viele Burgen des Adels wurden gebrochen. Aus dem Getümmel dieses Kampfs ging endlich 1381 der große Oberdeutsche Städtebund hervor, in welchem der rheinische und schwäbische

eng zusammen schmolzen. Die Fürsten schlossen sich an. Auch die Ritterbünde waren geneigt, eine große allgemeine Verbündniß mit Städten und Fürsten einzugehn, um gemeinsam den Frieden zu gewährleisten. Kaiser Wenzel gab den Vermittler ab und brachte 1383 zu Nürnberg einen allgemeinen Landfrieden zu Stande. Es dauerte jedoch noch lange, bis sich die wechselseitigen Ansprüche regelten. So ward abermals unterhandelt auf der s. g. Heidelberger Einigung 1384 und 1387 zu Mergentheim. Hier kam man endlich überein, daß alle Bünde in einen gemeinsamen großen Bund zusammentreten sollten. Diesen aber theilte man in vier Kreise. Der erste umfaßte Böhmen, Brandenburg und Sachsen, der zweite die Rheinlande, der dritte Oesterreich und Baiern, der vierte Franken und Thüringen. Hier ward der erste Grund zur spätern Kreiseintheilung des Reichs gelegt. In jedem Kreise schlossen die weltlichen und geistlichen Fürsten, die Ritter und die Städte eine allgemeine Verbindung zur Aufrechthaltung des Landfriedens.

Kaum aber war diese neue Ordnung eingeführt, so sahen die Fürsten mit Bangigkeit, welche großen und höchst gefährlichen Rechte sie den mächtigen Städten zugestanden, indem sie dieselben sich gleich gestellt. Es bedurfte daher nur eines geringen Anlasses, um den Krieg abermals zu entflammen, wobey die Fürsten auf der Seite des Adels gegen die Städte standen. In Baiern strebten die Herzöge nach unumschränkter Fürstengewalt und hatten deshalb abwechselnd mit den Bischöfen, Rittern und Städten zu kämpfen. Als 1387 Herzog Friedrich den Erzbischof von Salzburg gefangen nahm, stunden diesem die Städte bey und sogleich erhob sich auch außerhalb Baiern der allgemeine Krieg gegen die Städte. Die rheinischen Städte wurden vom Pfalzgraf Ruprecht, die fränkischen vom Burggrafen von Nürnberg

und von Bischöfen von Bamberg und Würzburg, die schwäbischen von Eberhard von Würtemberg und dem Adel angegriffen. Nach einem heftigen Kampfe behielten die Herren und Ritter die Oberhand. Bey Döffingen kam es 1388 zwischen Eberhard und den schwäbischen Städten zur Hauptschlacht. Zwar fiel der junge Ulrich, doch Eberhard blieb Sieger. Mitten in der Schlacht kam das alte Haupt der Schlegler, Wolf von Wunnenstein, Eberhards bitterster Feind und Nebenbuhler, diesem dennoch zu Hülfe, weil ihn ein noch ärgerer Haß gegen die Städte beseelte, half den Sieg erstreiten, ritt aber trotzig, ohne den Dank abzuwarten, nach der Schlacht wieder davon. So äußerte sich der wilde Sinn jener Ritterzeit. Die Niederlage der Städte führte zu einem neuen allgemeinen Landfrieden zu Eger und hier waren die Fürsten mächtig genug, die gefährlichen Bündnisse durch einen Reichsbeschluß förmlich auflösen zu lassen, 1389.

Kapitel CCCXXXIX.

Die Schlacht bey Sempach.

Gleichzeitig geschahen in der Schweiz unsterbliche Thaten. Die Bauern von Entlibuch schworen, müde der österreichischen Vögte, zu dem Bund der Schweizer. Herzog Leopold von Oesterreich sah eine Landschaft nach der andern von seiner Väter Erbe zu den Bauern fallen. Sein Haß gegen diese Erbfeinde des Hauses Habsburg stieg aufs höchste und theils die allgemeine Furcht vor den Bauern, theils die gerechte Sache des Herzogs, sofern ihm das Entlibuch einmal zustand, bewog hundert und sieben und sechzig unabhängige Fürsten, Herren, Bischöfe, Aebte, Städte des obern Deutschland, den Eidgenossen Fehde zu bieten und ihre Banner zu Oester-

reich stoßen zu lassen. Die Bauern hingegen hielten ebenfalls fest und mit Luzern zusammen, das Entlibuch und ihre eigne Unabhängigkeit zu schirmen, indem sie den Abfall desselben für gerecht hielten, sofern Oesterreich es wider Recht und Sitte mishandelt hätte. Die Waldstätte gegen die der Hauptangriff gerichtet ward, standen fast auf sich allein. Zürich und Zug mußten sich selbst schirmen. Bern ließ dießmal die Eidgenossen im Stich, uneingedenk der Waldstätte, mit deren Beystand es den Sieg bey Laupen errungen. Um so eher versicherte sich Leopold eines glänzenden Sieges und sein Heer zog unter Hohn und Prahlerei thalauf an den See von Sempach.

Dort stunden die Bauern, an Zahl gering, ungewappnet und meist nur mit Keulen und Morgensternen ausgerüstet, doch voll Mark die Glieder und im Herzen unbezwinglichen Muth. Als sie die weit überlegnen Ritterschaaren in ihren glänzenden Harnischen heranziehn sahn, sanken sie nieder auf die Kniee und beteten zu Gott um Sieg, denn Heerd, Weib und Kind, Gut und Ehre, Freiheit und Leben war auf das Spiel dieses ungleichen Kampfes gestellt. Schon vor dem Beginn der Schlacht siegestrunken ließ Herzog Leopold die Ritter von den Rossen steigen, als eine eherne Mauer in einen Halbzirkel treten und mit vorgestreckten Lanzen auf die Bauern losgehn, um sie einzuschließen. Die Schweizer brachen stürmisch vor, doch umsonst. Die dichtgedrängte Eisenwand war nicht zu trennen und schon waren sechzig der tapfersten Bauern an den langen Lanzen verblutet. Da rief Arnold von Winkelried, Bauer und Ritter aus dem Land Unterwalden: ich will euch eine Gasse machen! sprang hervor, rief noch einmal: sorgt für mein Weib und meine Kinder, treue liebe Eidgenossen, gedenkt meines Geschlechts! und stürzte mit offnen Armen gegen die blitzenden Lanzen, faßte deren so viel er zu erreichen ver-

mochte und zwang sie mit gewaltiger Hand eng zusammen, also daß er all ihre Spitzen in seiner Heldenbrust begrub und sie mit sich niederzog. Und über seine Leiche stürmten die Schweizer rasch in die Lücke und vor der zermalmenden Wucht der Keulen und Aexte zerstob der gepanzerte Schwarm, dem die langen Waffen nichts mehr halfen. Das Gedränge, die schwere Rüstung, der plötzliche Wechsel von Siegestrunkenheit und Angst, der Schrecken, den Arnolds heiliger Heldentod in die Herzen der Uebermüthigen gegossen, verwirrte des Herzogs Schaaren gänzlich, hinderte die Ordnung des Widerstandes, machte den Sieg der Bauern in wenig Augenblicken unzweifelhaft. Die Knechte, die bey den Pferden zurückgeblieben, flohen davon. Die Ritter konnten in so schwerer Rüstung zu Fuß nicht folgen und der größte Theil verschmähte die Flucht, zu siegen oder zu sterben kühn entschlossen. Auch Herzog Leopold wich nicht von der Stelle und als die Blüthe seines Adels vor ihm gefallen, hob er noch einmal das dreimal gesunkne Banner von Oesterreich und rief: ich will ehrlich mit ihnen sterben. Ins Gewühl des Kampfes sich stürzend fand er den rühmlichen Tod, 1386.

Der Schweizerbund stand fester als je. Ihm blieb das Entlibuch und er gewann dazu noch die Stadt Wesen am Wallenstätter See. Auch Bern benutzte nun den Sieg der Bauern, den es nicht mit erstreiten helfen, und riß das Obersibenthal, Büren, Nidau und Unterseen an sich. Indeß gelang es den Oesterreichern durch Einverständniß mit den Bürgern von Wesen, unvermuthet die Bauern von Glarus zu überfallen und ihr Land zu verwüsten. Der Bauern Landeshauptmann aber, Mathias am Bühl, sammelte, während der Feind des Sieges gewiß, sorgenlos und plündernd das Land hinauf zog, rasch 500 der geflüchteten Landleute zum Landesbanner.

Sie schleuderten einen Hagel von Steinen gegen die in Eil zusammengerotteten Reiterschaaren des Feindes, daß seine Reihen brachen, dann stürzten sie selbst auf ihn hinab. Aber erst beym eilften Angriff gelang den Glarnern der Sieg. 2500 Oesterreicher blieben todt auf dem Wahlplatz bey Näfels, 1388. Nach diesen Siegen behaupteten die Schweizer alles Eroberte, mit Ausnahme der Stadt Wesen; es traten aber nacheinander noch viele Landschaften und Städte freiwillig oder durch Kauf und Vertrag zu ihrem Bunde, vorzüglich zu den Sädten Bern und Zürich.

Kapitel CCCXL.

Wenzels Absetzung.

Wenzel bekümmerte sich nicht um das Reich und ward allgemein verachtet. Aber auch die Böhmen wurden seiner müde. Sein willkührliches Verfahren kannte keine Grenzen mehr. Er gestattete den Mord der Prager-Juden, wegen Mishandlung eines Priesters, zog aber das Vermögen der Gemordeten ein. Er beraubte die Juden noch ferner, indem er alle Schulden, die sie von Christen zu fordern hatten, für ungültig erklärte. Er schonte keines Standes, wenn ihn die Laune befiel. Seinen Koch ließ er spießen, weil derselbe so viele unschuldige Hühner und Gänse gespießt. Dem Scharfrichter von Prag schlug er selbst das Haupt ab, um ihm zu zeigen, wie es denen gethan, die früher von ihm geköpft worden. Viele vom Adel ließ er hinrichten, um ihnen die königlichen Kammergüter, die sie nach und nach an sich gebracht, wieder zu entreißen. Auch den Haß der Geistlichkeit zog er auf sich durch Mishandlung des Bischofs von Breslau und des Erzbischofs von Prag. Einen Diener des letztern, Johann von Nepomuk, ließ er fol-

tern, um ihm Aussagen über den Erzbischof abzupressen und der Kaiser selbst versah dabey Henkerdienst. Als der Unglückliche nichts gestand, ließ er ihn in die Moldau werfen. Dies ward als ein Martyrertod angesehn, denn Johann war als ein sehr frommer Priester bekannt. Er ward zum Nationalheiligen der Böhmen erhoben und alle Herzen entfernten sich von dem grausamen Mörder. Da fürchteten Siegmund und Jodocus, daß die Macht ihres Hauses gefährdet werden würde und sie veranstalteten in Einverständniß mit den Pragern, daß Wenzel 1393 gefangen gesetzt wurde. Er entfloh zwar listig, ward aber wieder eingeholt und im folgenden Jahre nochmals in Haft gebracht.

Im Reich ging alles wie es mochte. Die Schweizer blieben im Besitz ihrer Vortheile. Albrecht von Oesterreich, das Haupt der Habsburger, ließ sie in Frieden, und sorgte mehr für das Heil seiner Seele. Deshalb that er noch 1395 eine Reise nach Jerusalem. In Steiermark ließ er hundert Ketzer verbrennen. In Schwaben erhoben sich die Ritter wieder gegen die Fürsten, vorzüglich der große Bund der Schlegler. Doch der Churfürst von der Pfalz, der Markgraf von Baden, Leopold der Jüngere von Oesterreich und Eberhard von Würtemberg wurden ihrer Meister und es kam 1398 zu einem neuen Frieden. Da nun der Kaiser gar nichts für das Reich that und thun konnte, weil er in Böhmen in eben so schimpflicher als gerechter Gefangenschaft saß, so fanden die Fürsten für nothwendig, ihn abzusetzen. Dies geschah zu Rense 1400.

Kapitel CCCXLI.

Ruprecht von der Pfalz.

An Wenzels Stelle ward Ruprecht von Wittelsbach, Churfürst und Pfalzgraf am Rhein, zum König gewählt.

In einer Anwandlung von Ehrgefühl hatten ihm die Fürsten die Bedingung gestellt, Mailand dem Reich wieder zu gewinnen, da Wenzel dies schöne Land dem Galeazzo Visconti als erbliches Herzogthum eigenmächtig für Geld verkauft hatte. Ruprecht zog wirklich über die Alpen, aber mit geringen Mitteln, ward überall von den Italienern geschlagen und mußte schimpflich zurückfliehn, 1402.

Ruprecht wünschte dem kaiserlichen Namen Ehre zu machen und besaß in der That kaiserliche Eigenschaften, nur keine Macht. Die Fürsten wurden sogleich eifersüchtig und stellten sich allen seinen Unternehmungen entgegen. Als er nur einige Raubschlösser im Mainzischen zerstört, verbanden sich der Erzbischof von Mainz, der Markgraf Bernhard von Baden und Würtemberg wider ihn in dem Bund zu Marbach 1405. Besonders der Markgraf, der sich eben so wie Würtemberg und früher Habsburg zu vergrößern strebte, betrieb die Einigung, die den König gänzlich lähmte. Eben so fanden diese kleinen Fürsten für gut, der Ausbreitung Habsburgs sich entgegen zu setzen und sie erhoben deshalb eine lange fruchtlose Fehde gegen Herzog Friedrich von Oesterreich. Ruprecht starb 1410, ohne daß er irgend etwas Großes hätte leisten können. Ihn überlebte Wenzel, der zwar der Haft entledigt ward, aber nach der Kaiserkrone nicht die mindeste Lust mehr bezeugte und auch als König von Böhmen fast nur noch den Titel behielt, sich auf seinen Schlössern mit der Jagd ergötzte und die Regierung den Landständen überließ. Dies gab den Böhmen einen Geist der Freiheit ein, der bald die wichtigsten Ereignisse hervorrief. An Wenzels Statt ward sein Bruder Siegmund Haupt und Vormund der Luxenburgischen Parthey und nach Ruprechts Tode zum deutschen König gewählt.

Kapitel CCCXLII.

Kühne Thaten der Dithmarsen und Appenzeller.

Die Nachläßigkeit Wenzels und die Ohnmacht Ruprechts ward von allen Ständen zu willkührlichen Handlungen, Gewaltthätigkeiten, Fehden benutzt. So verfolgten auch die Grafen von Holstein unablåßig den Plan, Dithmarsen zu unterjochen. Nach heftigen Kämpfen im Kleinen fiel endlich Graf Gerhard mit seiner ganzen Macht in das offne Land. Die Bauern wichen ihm aus, sammelten sich aber in seinem Rücken und verlegten ihm den Waldpaß in der Hamm, angeführt von Jarrens Dülf. Hier überraschten sie den heimkehrenden Grafen und schlugen sein Heer nicht nur, sondern vernichteten es, so daß nur wenige entrannen. Der Graf selbst blieb todt. Alle Gefangnen und Verwundeten wurden von den Dithmarsen vollends todt geschlagen, keinem Gnade gewährt, denn die Bauern sprachen: die Ritter sind gekommen, uns Leben und Freiheit zu nehmen, 1404.

Um dieselbe Zeit geschahen auch wieder in der Schweiz große Thaten von Bauern. Die Hirten von Appenzell wurden hart bedrückt von den Vögten des Abts zu St. Gallen. Da faßten sie sich ein Herz und jagten alle Amtleute des Abts aus ihren Thälern. Zu gleicher Zeit erhob die Bürgerschaft von St. Gallen Fehde wider den Abt, weil sie eine Reichsstadt werden wollten, und nahmen die Bauern in ihr Bündniß auf, 1400. Beyde Partheien, der Abt und die Gemeinden nahmen die schwäbischen Städte zu Schiedsrichtern und diese erklärten sich, St. Gallen dürfe mit andern Städten in Bund treten, aber nicht mit den Bauern. So wurden die Appenzeller verlassen und dem Abt wieder überantwortet aus Eifersucht oder Dünkel der Bürger. Doch beschlossen die kühnen Hirten sich selbst zu helfen und wandten sich an

sieben Orte der Schweizer um Bündniß. Aber nur Schwyz nahm sie ins Landrecht und bot wie Glarus Hülfsschaaren für sie auf. Mit diesen schlugen die Appenzeller nicht nur die Kriegsleute des Abts sondern auch die Bürger von St. Gallen aufs Haupt, als sie es wagten, sie in ihren Bergen anzugreifen, am Speicher 1403. Da freuten sich die kindlichen Naturen ihres schönen Sieges und wünschten ihres eignen Glücks der Freiheit auch die Bauern der Nachbarschaft theilhaftig zu machen, worin sie zugleich die Sicherung ihres eignen neuerworbnen Zustandes erblickten. Da riefen sie alle Nachbarn zur Fahne der Freiheit; da legte Graf Rudolf von Werdenberg, der alte Feind Oesterreichs, freiwillig den Grafenmantel ab, nahm die Hirtentracht der Appenzeller und trat in ihre Reihen; denn ringsum sammelten sich schon wieder die Ritter und Städte unter dem Banner von Oesterreich in einem starken Bund, den Freyheitsrausch zu dämpfen. Dießmal standen außer den Schwyzern und Glarnern auch die St. Galler zur Sache der Appenzeller. Als aber Herzog Friedrich von Oesterreich das grüne Alpenland hinaufzog, liefen die Hirten ihm entgegen und schlugen ihn dreimal also, daß er den Rückzug suchen mußte. Darauf beschlossen die von Appenzell, die Freiheit in alle Länder zu tragen, zogen ins Rheinthal und Thurgau, ins Vorarlbergische und durch ganz Tyrol, predigten den Bauern überall die neue Lehre der Freiheit und schlossen sie an sich, brachen 30 feste Burgen des Adels, eroberten 14 Städte, die den Widerstand wagten. Da erschrak der Adel von Oesterreich, Baiern, Schwaben, erneuerte die alten Bünde von St. Georg und St. Wilhelm und brach in hellen Haufen gegen die Bauern auf. Aber zu diesen Zügen mahnten die Eidgenossen ab, Hülfe zu senden, weil sie sonst von Oesterreich des Friedensbruchs hätten beschuldigt

und in einen allgemeinen Krieg verwickelt werden können. Bey Bregenz, das die Appenzeller vergeblich belagerten, überfiel sie plötzlich mitten im Winter das Heer der Ritter und besiegte sie nach hartem Streit durch Uebermacht, 1407. Die Appenzeller gingen unverfolgt in ihr Land zurück und behaupteten dort die Freiheit, indem sie endlich Aufnahme in das Landrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft fanden. Die übrigen Bauern verliefen sich und schmiegten sich, der Freiheit ungewohnt, wieder in das milde Joch der Unterthänigkeit.

Kapitel CCCXLIII.

Das große Schisma.

Von Seiten des Papstes genoß das Reich geraume Zeit Ruhe, theils weil die Kirche die wichtigsten Vorrechte schon errungen hatte, theils weil keine Römerzüge mehr Anlaß zum Streit gaben, theils weil der Papst in französischer Gefangenschaft entweder des Kaisers als einer Stütze bedurfte, oder wenn er auch im französischen Interesse war, doch dem Kaiser und Reich so lange schmeicheln mußte, als Frankreich durch die Engländer bedrängt war.

Diese trügerische Stille war jedoch nur Vorbotin der wildesten Religionsstürme, die bald das Reich durchtoben sollten. Wir unterscheiden dabey zwey Hauptumstände, an die sich die nachfolgenden großen Ereignisse anknüpfen.

Zunächst gab die Abwesenheit des Papstes von Rom zu einer Kirchentrennung Anlaß, welche die Macht aus den Händen des Papstes in die des Clerus, der Concilien spielte und aus der Monarchie des Papstes eine Aristokratie der Nationen machte. Die Römer sehnten

sich, den Papst wieder zu haben. Auch die Deutschen und übrigen Nationen wünschten den Papst lieber in Rom, als unter den Franzosen. Unter den Päpsten waren selbst viele, welche die alte Unabhängigkeit in Rom verlangten. Die Könige von Frankreich aber wollten durchaus den Papst behalten, als ihr Werkzeug, und da zu Avignon immer der Stamm der Kardinäle war, so konnten sie mit dem Schein der Rechtmäßigkeit stets einen Papst wählen lassen, der in ihrem Solde war. Als die Römer 1378 mit Gewalt einen neuen Papst Urban VI wählten, erhoben die französischen Cardinäle den Gegenpapst Clemens VII und von widerstrebenden und gleich starken Partheien gehalten, dauerte das Schisma auch nach dem Tode derselben ununterbrochen fort. Nach Urban ward Bonifacius IX und X, Innocenz VII, Gregor XII, nach Clemens Benedikt XIII gewählt. Die Gegenpäpste bannten und verketzerten sich wechselseitig und die lange Dauer des Schisma verstärkte den Haß und das Gift, womit sie einander überschütteten. Darüber ging das gefürchtete Ansehn des Papstes zu Grunde und der Clerus, sogar die Universitäten erhielten größere Wichtigkeit, da ihre Gunst oder Ungunst beyden Päpsten bedeutend werden mußte, indem sie die Parthey des Gegners entweder verringerten oder verstärkten. In der Kirche bekamen also die Bischöfe, Aebte und Universitäten eben so das Uebergewicht, wie im Reich die Fürsten, Ritter und Städte und der Papst fiel, wie der Kaiser. Die nothwendige Folge war, daß die Concilien sich wieder erhoben, so wie die Reichs- und Fürstentage über den Kaiser mächtig geworden. Da jedoch das Reich des Papstes über ganz Europa sich erstreckte, da ferner die weltlichen Angelegenheiten mit den kirchlichen innig verschmolzen waren, so ward ein Concilium nothwendig zu einem allgemeinen europäischen Congreß der sämmtlichen

Nationen und ihrer Machthaber. Hiedurch aber erlitt das Mittelalter seine völlige Umgestaltung. Aus der doppelten Monarchie des Papstes und des Kaisers ward nun anerkannt eine Bundesrepublik vieler einzelner unabhängiger Mächte. Das erste große Concilium ward 1410 zu Pisa gehalten, doch überwogen daselbst die Partheien Benedikts und Gregors die der Unpartheiischen noch so sehr, daß als die letztern einen neuen Papst, Alexander V wählten, jene beyden Päpste sich fortwährend behaupteten und das Schisma nur noch ärgerlicher wurde. Indeß lernte man den Stand der Dinge, die wahren Bedürfnisse der Kirche und der europäischen Völker- und Staatsverbindung kennen und drang bald auf ein neues Concilium zu Constanz, das wirklich als großer europäischer Congreß sich niedersetzte und allen Verhältnissen Europa's ein neues Ansehn gab.

Sodann hatte sich allmählich der Geist der Ketzerei ausgebildet. Die Päpste entwürdigten sich selbst vor den Augen der Völker; Clerus und Mönche, der Aufsicht entzogen, im Besitz der größten Macht und der reichsten Schätze, gaben durch Schwelgerei, Laster aller Art, Unwissenheit und Verdummungssucht jedem Verständigen ein Aergerniß. Das Ansehn der herrschenden Kirche ward von denen selbst untergraben, die es zu erhalten berufen waren. Auf der andern Seite jedoch ging die Bildung auf den Universitäten einen raschen Gang, wurden durch bürgerliche Erfindungen die Köpfe aufgeklärt. Je mehr schwache Seiten die Kirche blos gab, desto schärfer wurden zugleich die Waffen der Ketzerei. Da wünschten nicht nur die Ketzer und Sektirer eine Aenderung in den innern Verhältnissen der Kirche, sondern auch die Einsichtigen im Clerus selbst erkannten dieselbe für den Bestand der Kirche als unerläßlich. Zu dem Bedürfniß einer äußern Umgestaltung der Kirche in

Bezug auf das verderbliche Schisma trat also das einer innern der Glaubenssachen selbst, und beyde vereinigt sprachen sich aus in dem allgemeinen Verlangen nach einer Reformation der Kirche. Reformation ward das Stichwort des neuen Jahrhunderts.

Mit dem Concilium zu Constanz, das sich als ein europäischer Nationalcongreß über Kaiser und Papst setzte, um eine Reformation zu begründen, schließt sich das Mittelalter, beginnt eine neue Zeit.

Druckfehler im zweyten Bande.

Seite IX	Zeile	6	von oben,	lies:	Innocenz III (statt VI)
— 30	—	8	— unter	—	Prüm (statt Prünn)
— 69	—	8	— —	—	Heiden (statt Kinder)
— 71	—	2 et 14	—	—	Daleminzier
— 72	—	12	von oben	—	Lunkin
— 74	—	4	— —	—	Eigne (statt Eigner)
— 108	—	7	von unten	—	1103
— 152	—	14	— oben	—	Geschmeidigkeit (statt Geschwindigkeit)
— 154	—	11	— unten	—	der Segen
— —	—	7	— —	—	hätte
— 200	—	17	— oben	—	Ungläubigen
— 202	—	8	— —	—	Guarzone
— 205	—	1	— —	—	einige
— 282	—	7	— unten	—	seine Ehre (statt sein Erbe)
— 285	—	10	— oben	—	Geleit (statt Gebiet)
— 299	—	5	— unten	—	enden (statt werden)
— 300	—	2	— —	—	ein Maaß
— 311	—	6	— —	—	bewahren (statt berechnen)
— 341	—	9	— oben	—	konnte
— 342	—	6	— —	—	Kempten
— 352	—	2	— —	—	damit
— 356	—	15	— unten	—	altes
— 373	—	6	— oben	—	Ganerbschaft (statt Gauerbschaft)
— 383	—	10	— —	—	Freund
— 384	—	1	— unten	—	einen (statt eignen)
— 393	—	3	— —	—	Bitterolf,
— 396	—	4	— —	—	Beeden (statt Beyden)
— 405	—	6	— —	—	Zütphen.
— 413	—	4	— oben	—	niedre (statt wieder)
— 414	—	15	— —	—	Gioga
— 434	—	3	— unten	—	Neuß (statt Muß)
— 437	—	4	— oben	—	Diezmann

Im Verlag der Geßnerschen Buchhandlung
ist erschienen:

Briefe deutscher Gelehrten, aus Gleims literarischem Nachlasse. Herausgegeben von W. Körte. 3 Bde. 8. Schreibpap. 1804—1806. 6 Rthlr. 10 gr. oder 11 fl. 33 kr.
Der erste Band auch unter dem Titel: Briefe der Schweizer: Bodmer, Sulzer, Geßner. 1 Rthlr. 20 gr. od. 3 fl. 18 kr.
Der zweyte und dritte Band unter dem Titel: Briefe zwischen Gleim, Heinse und Johann v. Müller. 4 Rthlr. 14 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Brunners Anleitung zur Menschenkenntniß und Menschenleitung für Geistliche. 1r Band: Grundlage oder Logik der Menschenkenntniß und Menschenleitung. gr. 8. 1801. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Cicero's, M. T. sämmtliche Briefe, übersetzt und erläutert von C. M. Wieland. Vollendet durch F. D. Gräter. Sieben Bände. gr. 8. 15 Rthlr. od. 27 fl.

Eclogae poëtarum latinorum in usum Gymnasiorum. Edidit Jo. Casp. Orellius. Insunt A. Persii Flacci satyrae sex integrae 8. maj. 1 Rthlr. 3 gr. oder 2 fl.

Evers, über die Schulbildung zur Bestialität. 4. (Arau). 1807. 6 gr. od. 27 kr.

— — Fragment der Aristotelischen Erziehungskunst, als Einleitung zu einer prüfenden Vergleichung der antiken und modernen Pädagogik. (Arau) 1806. 8. 12 gr. od. 54 kr.

Fernow, C. L., römische Studien; 3 Bde., mit Canova's Portrait von Lips. 8. Schreibpap. 1806 — 1808. 8 Rthlr. 18 gr. oder 12 fl. 9 kr.

— — über den Bildhauer Canova und dessen Werke, mit Canova's Portrait von Lips. 8. Schreibpap. 1806. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

— — Leben L. Ariost's, nach den besten Quellen verfaßt. 8. 1806. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 fl. 4 kr.

Fröhlich, hundert neue Fabeln. 8. brochirt. 12 ggr. oder 54 kr.

Geßner's, Salomon, sämmtliche radierte Blätter. 2 fol. Bände, fein Velinpapier. 70 Rthlr. oder 126 fl.

— — — 32 radirte Landschaften, auf fein Velinpap. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

— — — 52 Schweizerprospekte in radirten Blättern, auf fein Velinpap. 5 Rthlr. oder 9 fl.

— — — Schriften. 2 Bde. Mit latein. Lettern, Kupfern und Vignetten von dem Verfasser. 4. Der Tod Abels ist nicht in dieser Ausgabe. 12 Rthlr. od. 21 fl. 36 kr.

— — — — 3 Bändchen. in Taschenformat, mit latein. Lettern. und dem Bildniß des Verfassers. 12. 1818. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

— — — — 2 Bde. Mit deutschen Lettern. 8. 1817. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Geßner's, S., Gouache-Gemälde und Lavis-Zeichnungen, radirt durch C. W. Kolbe. 6 Hefte. gr. Fol. 25 Blätter. 20 Rthlr. oder 36 fl.
Einzelne Hefte. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.
Einzelne Blätter. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Helvetia. Denkwürdigkeiten für die XXII. Freystaaten der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Herausgegeben von Balthasar. 1r Bd. 4 Hefte. 3 fl. 45 kr.

Menzel, W., die Geschichte der Deutschen für die reifere Jugend und zum Selbstunterrichte in 3 Bänden. 1r und 2r Band. gr. 8. weiß Papier. 2 Rthlr. 8 ggr. oder 4 fl. 12 kr.
ordin. — 1 Rthlr. 23 gr. oder 3 fl. 30 kr.
Auf sechs Exemplare folgt das siebente frei. Der zweyte Band ist unter der Presse.

Museum, attisches; herausgegeben von C. M. Wieland 4 Bde. compl. 8 Rthlr. oder 14 fl 24 kr.

— — neues attisches; herausg von C. M. Wieland, J. J. Hottinger und Fr. Jakobs. 2 Bde. compl. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Neli der Kannengießer. Eine wahre Geschichte. Herausgegeben von Joh. Heinrich Bremi. 8. 15 gr. oder 1 fl.

Rationalismus und Supranaturalismus. Kanon, Tradition und Scription, v. D. Joh. Schulthess und Prof. Joh. Kasp. v. Orelli. gr. 8. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Rehfues, T. J., Gemälde von Neapel; mit einem illumin. Kupfer. 3 Bdchen. 8. 1808. 2 Rthlr. 18 gr. od. 4 fl. 52 kr.

— — — Briefe aus Italien während der Jahre 1801. 1802. 1803. 1804 1805., mit mancherley Beylagen. 4 Bände. 8. 1809 — 1810. 6 Rthlr. 6 gr. od. 11 fl. 15 kr.

Simonde-Sismondi, Geschichte der italienischen Freystaaten im Mittelalter. Aus dem Französ. 16 Bände 8. 24 Rthlr. 16 gr. oder 42 fl. 36 kr.

— — über die Freyheit der Italiäner während der Dauer ihrer Republiken, und über die Ursachen, welche ihren Untergang herbeygeführt haben. Aus dem 16 Bande der Geschichte der Ital. Freystaaten besonders abgedruckt. 8. 1824. br. 12 gr. od. 54 kr.

Troxler, philosophische Rechtslehre, gr. 8. 1 Rthlr. 3 gr. od. 2 fl.

— — Fürst und Volk, nach Buchanans und Miltons Lehre. 8. (Arau) 10 gr. oder 45 kr.

Vögelins Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft in 3 Bänden. 3 Rthlr. 20 gr. oder 6 fl. 54 kr.

Zwingli's sämmtliche Schriften im Auszuge von Usteri und Vögelin. 2 Bände in 4 Abtheilungen. 1819 — 20. gr. 8. 3 Rthlr. 18 gr. 6 fl. 45 kr.

Zwingli's Lebensbeschreibung von J. C. Heß. Aus dem Französischen. Nebst einem literarisch-historischem Anhange von L. Usteri, mit von Lips gestochenem Portrait Zwingli's. 8. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Princeton University Library
32101 068578242

Digitized by Google

Digitized by Google